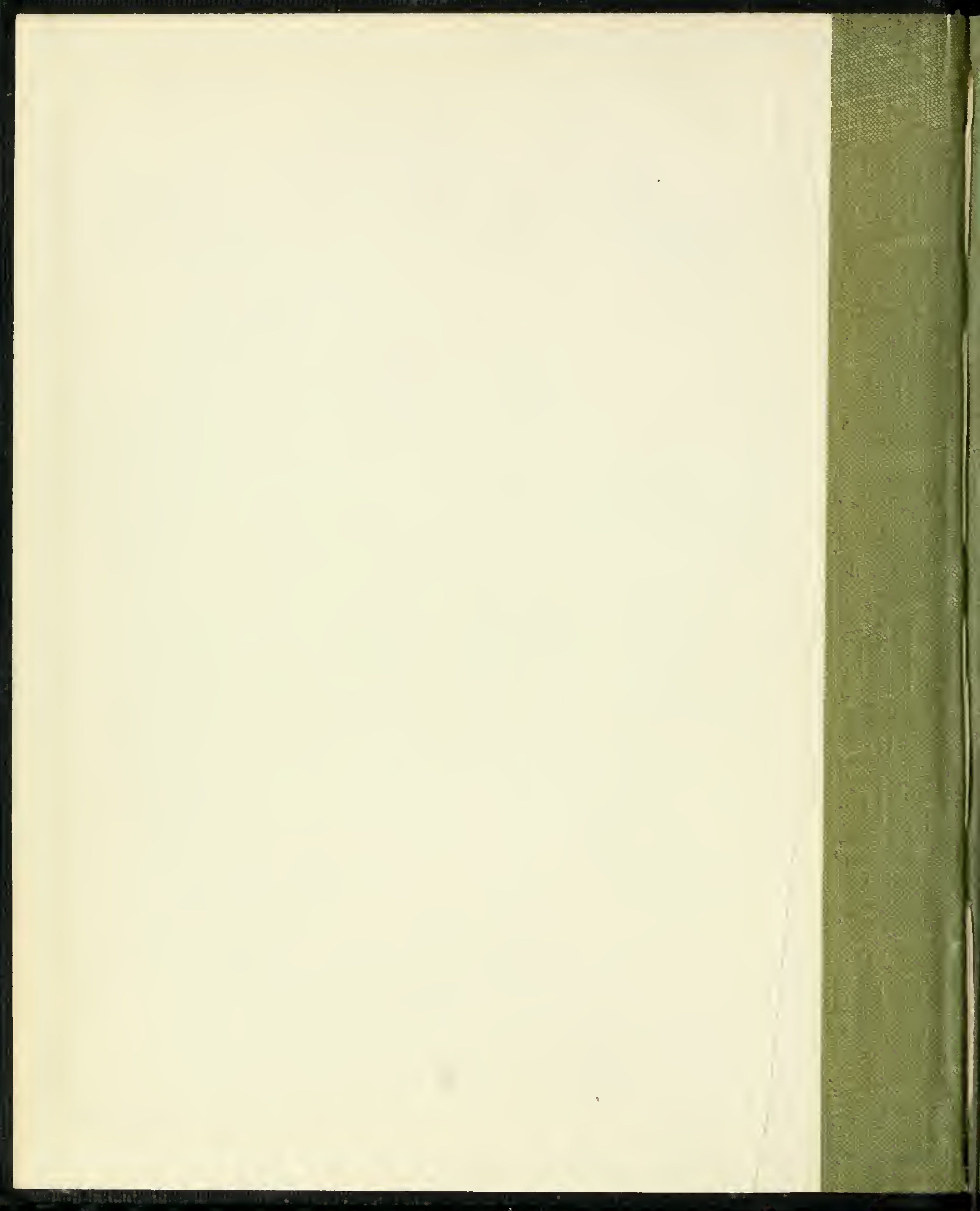

UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY











CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

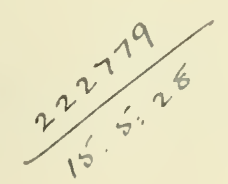
FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.





WIEN 1911.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/2, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. | Wien, 23. April 1911. | Nr. 1—2.

INHALT: Dringende Bitte an unsere Mitglieder. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Jahresbericht 1910. — Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins 1910. — Bernhard Suphan † von Stephan Hock. — Iphigenie im Burgtheater von Helene Richter. — Aus dem Kreise der Empfindsamen in Darmstadt von Max Morris. — Goedeke, Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Auflage, IV. Band, 2. Abt.

Dringende Bitte an unsere Mitglieder.

In der nächsten Zeit ergibt sich die Notwendigkeit, die Mitgliederliste, beziehungsweise die Adressen für die Versendung der »Chronik« und der Einladungen neu zu drucken. Um dieselben möglichst einwandfrei zu gestalten und jedem Mitgliede Gelegenheit zu geben, Namen und Adresse in der von ihm gewünschten Form anzugeben, legen wir der heutigen Nummer eine Grundbuchskarte bei, mit der Bitte, dieselbe auszufüllen und umgehend zurückzusenden.

Eine zweite Karte fügen wir mit der inständigen Bitte hinzu, aus dem Kreise Ihrer Freunde und Bekannten wenigstens je ein neues Mitglied zu werben, damit der Wiener Goethe-Verein in die Lage versetzt werde, seine Aufgaben besser zu erfüllen.

Die Namen der neu eintretenden Mitglieder sowie jener, welche dem Wiener Goethe-Verein neue Mitglieder zugeführt haben, werden in der »Chronik« veröffentlicht.

Im Laufe dieses fünfundzwanzigsten Jahrganges wird wieder einmal aus dem reichen Schatze von Lavaters Sammlung ein interessantes, bisher noch nie vollständig genau reproduziertes Goethe-Bildnis (Originalzeichnung von Lips aus dem Jahre 1779, Zarncke Nr. 17 Rollet XXXV) in einer dem Original genau entsprechenden Adjustierung (Bildgröße 24×19·6 cm, Kartongröße 32×42 cm) als Beilage der »Chronik« zur Ausgabe gelangen.

Diejenigen unserer Mitglieder, welche die »Chronik« nicht sammeln und aufbewahren, werden gebeten, entweder die einzelnen Nummern oder die ganzen Jahrgänge dem Wiener Goethe-Verein wieder zurückzustellen. Namentlich die älteren Jahrgänge wären willkommen, damit der Verein in die Lage versetzt werde, den immer wieder — namentlich von seiten öffentlicher Bibliotheken — an ihn herantretenden Ersuchen um Lieferung der ganzen Serie wenigstens in besonders berücksichtigenswerten Fällen zu entsprechen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Dienstag, den 7. März 1911, fand im Anschlusse an den Vortrag der Damen Helene Richter und Maja v. Kralik, über den wir in der nächsten Nummer ausführlicher berichten werden, die

XXXI. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes Hofrates Prof. Dr J. Minor statt. Der vom Schriftführer Dr. Hermann Brüch verlesene Jahresbericht, aus dem wir unten das Wesentliche mitteilen, sowie der vom Kassier Dr. August Nechansky vorgetragene Rechnungsabschluß wurde von der Versammlung ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Ausschuß auf Antrag der beiden Revisoren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl das Absolutorium erteilt. Da die dreijährige Funktionsperiode des Ausschusses abgelaufen ist, wurde auf Antrag des

Herrn Hofrates Prof. Dr Richard Maria Werner der Ausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung per acclamationem wiedergewählt. Zu Rechnungsrevisoren wurden die Herren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl gewählt.

In der am 20. März unter dem Vorsitze des bisherigen ersten Obmann-Stellvertreters Dr. V. Ruß abgehaltenenen Sitzung konstituierte sich der neugewählte Ausschuß und schritt zur Wahl der Funktionäre. Da Hofrat Prof. Dr. J. Minor erklärt hatte, eine Wiederwahl zum Obmann nicht annehmen zu können, wurde beschlossen, Herrn Hofrat Minor den wärmsten Dank für seine Wirksamkeit auszusprechen. Unvergessen wird ihm vor allem bleiben, daß er es war, der nach dem Rücktritte Schröers 1894, als der fernere Bestand des Vereins ernstlich gefährdet schien, die Leitung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Wiener Goethe-Vereins zielbewußt in die Hand genommen, die »Chronik« wieder in die Wege geleitet und durch Veranstaltung der Goethe-Abende unseren Mitgliedern so viel des Neuen und Anziehenden geboten hat.

Von der Wahl eines Obmannes wurde vorläufig abgesehen. Zum 1. Obmann-Stellvertreter wurde Dr. V. Ruß, zum 2. Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. Alexander R. von Weilen, zum Schriftführer Dr. Hermann Brüch, zum Kassier Dr. August Nechansky, zum Redakteur der »Chronik« Bibliothekar und Leiter des Goethe-Museums Dr. Rudolf Payer v. Thurn wiedergewählt. Da Hofrat Dr. Eugen Guglia und Schulrat Vernaleken erklärten, eine Wiederwahl in den Ausschuß nicht annehmen zu können, machte der Ausschuß von dem ihm im § 7 der Statuten eingeräumten Rechte der Kooptation Gebrauch und berief die Herren: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Richard M. Werner, Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold, Kustos der Hofbibliothek Dr. Friedrich v. Egger-Möllwald, den Sohn des früheren Schriftführers und Ehrenmitgliedes des Wiener Goethe-Vereins Regierungsrates Dr. Alois v. Egger-Möllwald, und den Privatdozenten an der Universität Wien Dr. Stephan Hock. Den ausscheidenden Mitgliedern des Ausschusses Hofrat Dr. Guglia umd Schulrat Vernaleken wurde der Dank für ihre vieljährige Wirksamkeit im Ausschusse ausgesprochen.

Jahresbericht 1910.

Seit dem Jahre 1878, also über 33 Jahre, hat der Wiener Goethe-Verein dank der Freundlichkeit des Wissenschaftlichen Klubs in dessen Räumen sein Heim gehabt. Die Wohnungsfrage, welche in Wien immer größere Kreise zieht, hat auch an die Türe des Wissenschaftlichen Klubs geklopft, welcher infolge dessen seine bisherigen Lokalitäten räumen und anderweitig eine Unterkunft suchen muß. Infolge dessen wird auch der Wiener Goethe-Verein obdachlos werden und mußte darauf bedacht sein, eine neue Unterkunft zu finden.

Wir müssen mit Bedauern zur Kenntnis bringen, daß das verdiente Mitglied unseres Ausschusses und gleichzeitig Schriftführer, Herr Dr. Otto Neurath, aus dem Verein ausgetreten ist. Derselbe hat sich immer in der selbstlosesten Weise für die Interessen des Wiener Goethe-Vereins bemüht und es drängt uns daher, ihm auch an dieser Stelle unseren Dank und die Versicherung auszusprechen, daß ihm die Mitglieder des Ausschusses immer eine dankbare Erinnerung bewahren werden.

Zu den erfreulicheren Ereignissen des Berichtsjahres gehört, daß am 23. November v. J. das verehrte Mitglied unseres Ausschusses, Herr Professor Kaspar v. Zumbusch seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, aus welchem Anlasse demselben seitens des Wiener Goethe-Vereins ein Glückwunschschreiben überreicht worden ist.

Gleich wie im Vorjahre können wir auch diesmal feststellen, daß ein Abgang von Mitgliedern nicht eingetreten ist und daher deren Anzahl sich auf der alten Höhe erhalten hat.

Am 18. November 1910 hat der erste Vortrag im Wiener Goethe-Verein durch Herrn Dr. Ernst Dessauer über die Mitteilungen Gustav Billeters zur Urfassung des »Wilhelm Meister« mit Vorlesung einzelner Partien stattgefunden. Am 16. Dezember 1910 hat Herr Professor Dr. Emil Horner über Goethes »Neue Melusine« vorgetragen, woran sich mehrere Rezitationen des ehemaligen Mitgliedes des Burgtheaters, der Frau Adrienne Kola, anschlossen, die seit Jahren zu den Lieblingen unserer Vortragsabende gehört und die immer bereit ist, sich unserem Vereine zur Verfügung zu stellen.

Herr Hofrat Josef Kareis hat am 27. Jänner l. J. seinen Vortrag »Aphoristisches zu Goethes Naturforschung« gebracht und damit alle zu großem Danke verpflichtet, die der Ansicht sind, daß namentlich die naturwissenschaftlichen Werke Goethes noch immer zu wenig bekannt und gewürdigt sind.

Da uns in der nächsten Saison nicht mehr der Saal des Wissenschaftlichen Klubs zur Verfügung steht, wird die Anzahl der Vorträge naturgemäß eine kleine Einschränkung zu erfahren haben (etwa 3 statt 5 wie früher). Ein Äquivalent soll den Mitgliedern dadurch geboten werden, daß die »Chronik« inhaltlich erweitert und mannigfaltiger gestaltet wird.

Auch in dem Berichtsjahre hat die Bibliothek und das Museum des Goethe-Vereins Bereicherung erfahren und sehen wir uns veranlaßt, sowohl an die Mitglieder unseres Vereines als an dessen Freunde und Gönner die dringende Bitte zu richten, sowohl selbst und unmittelbar für die Bereicherung unserer Bibliothek und unseres Museums einiges zu tun, als auch mittelbar dadurch, daß sie ihnen befreundete Personen und Kreise diesfalls heranzuziehen unternehmen. Dieser Appell gilt ganz besonders auch den Advokaten unter unseren Mitgliedern und Freunden, die anläßlich der Errichtung von Testamenten und überhaupt letztwilligen Verfügungen manches zu tun vermögen.

Nach wie vor hat die Wiener Presse unserem Vereine Teilnahme und Förderung bezeigt, wofür wir derselben unseren Dank aussprechen. Die Teilnahme der Presse für unseren Verein durch Ankündigung der Vorträge, durch möglichst ausführliche Berichte über diese Vorträge und in Zukunft durch die Ankündigung des jeweiligen Erscheinens der Nummern der »Chronik«

sowie deren Inhaltsübersicht, eventuell auch der besondere Hinweis auf einzelne Artikel der »Chronik« ist und bleibt für die Existenz und das Fortschreiten des Goethe-Vereins von größter Bedeutung. Bei der steten Bereitwilligkeit der Wiener Presse, auch idealen Bestrebungen ihre Hilfe und Unterstützung nicht zu versagen, wird es nur dieses Hinweises bedürfen, um für die Folge eine möglichst tatkräftige Anteilnahme für unseren Verein von der Wiener Presse zu erbitten und zu erlangen.

Auch dem Wissenschaftlichen Klub und allen jenen, welche dem Wiener Goethe-Verein direkt und indirekt Förderung und Teilnahme geschenkt haben, schulden wir vielen Dank, den wir hiemit aussprechen, mit dem Wunsche, daß diese Förderung und Teilnahme auch in Zukunft uns zuteil werde. Möge eine gütige Fügung des Schicksals es mit sich bringen, daß der Wiener Goethe-Verein früher oder später wieder an den Wissenschaftlichen Klub Anschluß finden könne.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1910

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse . . .	1813	37		
beim Kassier	563	27	2376	54
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Zinsen der Postsparkasse:				
pro 1910			48	66
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	955	28		
b) beim Kassier	188	11		
c) beim Wissenschaftlichen Klub	116	—	1259	39
»Chronik«:				
Subvention durch das Unterrichtsministerium	298	74		
Erlös für verkaufte Chroniken	57	34	356	08
Guthaben:				
des Kassiers Dr. Nechansky .			20	14
des Wissenschaftlichen Klubs			103	25
			4192	06

Ausgaben:	K	h	K	h
Förderung des Wissenschaftlichen Klubs			180	18
»Chronik«:			1179	58
Museum:			71	44
Vorträge:			148	42
Beitrag an die Weimarer Goethe-Gesellschaft			12	–
Gebühren-Äquivalent:			19	12
Register zum Goethe-Jahrbuch			4	22
Diverse Auslagen:				
(Porti, Zustellgebühren, Drucksachen, Provisionen, Manipulationsgebühren, Telegrammspesen etc.) . .			60	21
Remunerationen:				
An Herrn Kustos Anderle . .	120	—		
An die Diener des Wissenschaftlichen Klubs	80	—		
An die Kanzlei Dr. Nechansky	40	—	240	—
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1910 am 31. Dezember 1910			2276	89
			4192	06

Dr. Immanuel Brüch
Rechnungsrevisor.

Prof. Ignaz Pölzl
Rechnungsrevisor.

Dr. August Nechansky
Kassier.

Bernhard Suphan †.

Von Stefan Hock.

Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, Geheimrat Suphan habe seine Stelle als Direktor des Goethe-Archivs niedergelegt. Da wußte jeder, der Suphan kannte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Denn mit der Kraft der Liebe und der Angst hatte der frühgealterte, von schweren Schicksalsschlägen geknickte Mann sich an das Archiv, als an eine letzte Stütze, an einen letzten Trost geklammert. Er hätte ohne das Archiv nicht leben können; er muß seinen Tod nahe gefühlt haben, als er es aufgab.

Seit Erich Schmidt als Nachfolger Scherers nach Berlin gezogen war, hat Suphan das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar geleitet. Fünfundzwanzig Jahre fast hat er so im Dienste der Goethe-Forschung gestanden als Redakteur der großen Goethe-Ausgabe, als Herausgeber der Schriften der Goethe-Gesellschaft, als Bewahrer des handschriftlichen Nachlasses. Der großen Gefahr, die in Weimar den Verwaltern des Goethischen Erbes droht, hat er nicht ganz widerstanden. Man lebt da ein Doppelleben: das eigene eines modern gebildeten Menschen in einer kleinen höfischen Stadt, die bei allem Reichtum an geistiger Anregung denn doch eine deutsche Kleinstadt bleibt — und das Leben des Großen, das man nachzufühlen, nachzuleben sucht bis zum Verlust der eigenen Persönlichkeit. Wer da kein starker und freier Geist ist, der ist diesem gespenstischen Bann verfallen, den das stille, einförmige Leben der thüringischen Residenz nicht zu brechen vermag. Wie jener wahnsinnige Musiker E. Th. A. Hoffmanns in gesticktem Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, ins Zimmer tritt und sagt: Ich bin der Ritter Gluck! — so bilden sich diese Menschen halb unbewußt nach Goethes Wesen.

Der leise, sanfte, schmächtige Mann, der dem Goethe-Archiv vorstand, war allem Kraftgenialischen ebenso fern, wie der olympischen Würde des alten Goethe. Er konnte nur die umständliche Feierlichkeit, die verschnörkelte Eleganz des Staatsministers in sein Wesen aufnehmen. Zu Goethes 150. Geburtstag hat er ein sonderbares kleines Erinnerungsbuch herausgegeben: »Allerlei Zierliches von der alten Exzellenz.« Man könnte unter dem gleichen Titel von ihm erzählen.

Das alles aber war nur die Außenseite, die freilich mit den Jahren sich immer stärker zur Geltung brachte. Als ich das erstemal dem liebenswürdigen und redefrohen Manne begegnete und wir in dem großen Saale des Archivs plaudernd auf und ab gingen, da kam das Gespräch auf das Buch Tobias; da flog ein Leuchten über Suphans Gesicht, und er pries in tiefempfundenen Worten die Kraft und Herrlichkeit der Bibel. Sie gebe ihm immer und immer wieder Glück und Stärke. Und dann nannte er Schiller als seinen Liebling. Goethe sei Labsal und Freude der ruhigen Stunden. Wer aber aus tiefem Schmerz, aus dumpfem Trübsinn Erlösung suche, der finde sie in Schillers männlichem Pathos. So schlummerte in dem feinen, bedächtigen Mann eine starke, zähe Persönlichkeit, die unter gebotener und erkünstelter Förmlichkeit begraben lag.

Nur aus dieser ursprünglichen Anlage, die zuletzt kaum mehr in Erscheinung trat, können die großen wissenschaftlichen Leistungen Suphans erklärt werden. Denn die hingebungsvolle Geduld, die neben einer ungewöhnlichen philologischen Begabung seine gelehrten Arbeiten erst ermöglicht hat, kann nur aus einem entschiedenen Charakter entspringen.

Suphans Name bleibt für alle Zeit mit den zwei großen Klassikerausgaben verknüpft, die Herders und Goethes Lebenswerk zum erstenmal vollständig gesammelt und sinnvoll angeordnet der Nation vorgelegt haben. Die Leitung der weimarischen Goethe-Ausgabe, an deren Wiege noch Wilhelm Scherer stand, hat er aus den bewährten Händen Gustav v. Loepers und Erich Schmidts übernommen; er hat sie im Sinne seiner Vorgänger, unterstützt von den ausgezeichneten Beamten des Archivs, fortgeführt. Die Ausgabe von Herders Werken, deren Anfänge in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, folgt Prinzipien, die er selbst aufgestellt hat. Die Schriften dieses rastlos vorwärts schreitenden Mannes erforderten eine besonders vorsichtige Behandlung; mit dem üblichen Abdruck der Fassungen »letzter Hand« wäre die Entwicklung Herders ganz verdunkelt worden. Die Entstehungsgeschichte seiner Werke mußte sich aus der Ausgabe von selbst ergeben, und von der Anordnung des Ganzen bis zu den letzten Einzelheiten wurde diesem genetischen Gesichtspunkte Rechnung getragen. Was an philologischer Scheidekunst angesichts der weit ausgebreiteten anonymen Schriftstellerei Herders zu leisten war, das läßt sich in Kürze kaum andeuten. Ein Meisterwerk moderner Editionstechnik, darf diese Herder-Ausgabe in allem Wesentlichen auf dauernde Geltung Anspruch erheben.

Suphan hat das große Glück erlebt, diese beiden großen Ausgaben — fast gleichzeitig — nach jahrzehntelangen Mühen zum Abschluß bringen zu dürfen. Er hat es nicht lange überlebt. Er ging schlafen, da sein Tagewerk vollbracht war. Aber er hat Dauerndes geleistet, und es gilt von ihm das Wort der Schrift:

»Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.«

(»Neue Freie Presse« Nr. 16695 vom 12. Februar 1911.)

Suphan hat sich stets als ein warmer Freund und tätiger Förderer des Wiener Goethe-Vereins erwiesen; wir werden ihm ein dauerndes, dankbares Andenken bewahren.

Iphigenie im Burgtheater.

Josef Kainz: Orest — Stella Hohenfels: Iphigenie.

Es liegt kein Widerspruch darin, daß Kainz, dessen Begabung von Natur aus in der Darstellung modernen Menschentums wurzelte, doch viele seiner wertvollsten Leistungen auf dem Boden der klassischen Dichtung gefunden hat. Das Wesen des Modernen ist das Geltenlassen der subjektiven Eigenart, die Anerkennung der angestammten Individualität. Warum sollte dieses Prinzip sich in der Kunst nicht auch auf klassische Gestalten anwenden lassen? Individualität und Temperament sind der Inbegriff des vollen Menschentums. Die maßgebenden Persönlichkeiten aller Zeitalter waren immer Temperamente und Individualitäten im weitesten Umfang des Wortes. Die Patina des Typischen legt sich für unser Auge erst um sie, wo sich weite Zeitabstände zwischen sie und uns geschoben. Durch diese Patina drang Kainz mit jenem Talente, das nie an der Oberfläche haften blieb, in den Wesenskern der Gestalt und legte ihn bloß, ohne ihn verletzend oder gewaltsam zu packen. Selbst eine starke Persönlichkeit, hat er auch aus seinen Rollen sozusagen ausgeschöpft, was an Persönlichkeit in ihnen lag. Ein geringer Funke von Eigenart schwoll in der Intensität seiner Darstellungskraft oft zur glühenden Lebensflamme. Wie im Leben, genau besehen, fast jeder Mensch ein Original ist, so hatte Kainz auch den Rollen gegenüber, die keine Charakterprobleme bieten, den Blick für ihren individuellen Gehalt und ließ sie in seiner Interpretation zu Persönlichkeiten aufquellen, d. h. zu Wesen, die so nur einmal und nicht wieder kommen. Darin lag zum Teile die Naturtreue und Lebendigkeit seines Spieles. Darin bestand auch jene Panazee, welche den klassischen Gestalten das gestockte Blut wieder warm in den Adern pulsieren machte, die starren Nerven wieder in feinste Schwingungen versetzte; ihnen ihre feierliche Unnahbarkeit nahm und ihnen dafür an menschlichem Interesse Unendliches zusetzte, während ein Modernisieren im geschmacklosen Sinne, ein stilwidriges Hineintragen fremder Elemente in das Kunstwerk, durch diese vom innersten Persönlichkeitsgehalte ausgehende Art der schauspielerischen Beseelung von vornherein ausgeschlossen war.

Bei den Goetheschen Gestalten, die unbeschadet ihrer klassischen Größe doch mit modern sensitivem Menschentume ausgegossen sind, hatte eine solche Methode der Darstellung etwas Wesensverwandtes. Wie Kainz uns den Tasso gegeben hat, der im Vergleiche zu der Weimaraner Tradition modern war, so ist er demselben Prinzipe auch in Episodenrollen gefolgt — insofern man bei ihm überhaupt von Episodenrollen sprechen kann. Allseitig menschlich gerundet und die Wechselbeziehung mit der Hauptperson stets aufs lebendigste ausnützend, rückte in seiner Verkörperung gewöhnlich auch die Nebenfigur in den Vordergrund, sowohl in bezug auf ihre Wichtigkeit für das Drama als auf die Teilnahme des Zusehers. Immer spielte sich ein Stück Leben in seiner Bewegtheit und Spontaneität vor uns ab. Erst bei nachträglichem Überlegen kam man den obwaltenden Kunstregeln auf die Spur. Denn solche gab es trotz aller genialen Urwüchsigkeit stets. Kainz ist wie alle großen Künstler auf allen Gebieten ein ausgezeichneter Handwerker gewesen, ein fleißiger Arbeiter, ein ernster Sinnierer. Erst die außergewöhnliche technische Überlegenheit, die er seinem intuitiven Talente zur Verfügung stellte, hat dieses zu seinen besten Leistungen befähigt.

Er liebte es z. B. die Haupttriebfedern des Charakters gleich anfangs wie ein Leitmotiv kräftig zu markieren. So in seinem Orest. Wenn er auftrat, das bleiche Gesicht von wirren schwarzen Locken umrahmt, die hagere Gestalt wie verloren in dem grauen rot mäanderten Kittel und faltenreichen Mantel, mit Pylades zärtlich verschlungen, das Haupt gesenkt, den scheuen Blick auf den Boden geheftet, die Stimme gepreßt und dumpf, so empfing der Zuschauer mit dem ersten Eindruck ein maßgebendes Bild des Charakters: das unter dem Druck weltflüchtiger Verdüsterung stehende Gemüt, das seinen Lichtpunkt und einzigen Halt in der Freundschaft findet. Der Umriß der Gestalt stand unverrückbar fest.

Ermattet ließ er sich auf einem Steine nieder, die Arme auf die Knie und den Kopf in die Hände stützend. Seine Sprache war affektlos und rasch. Erst bei der Schlußwendung der ersten Rede wurde er persönlicher. Er hob den Blick zu Pylades und ließ ihn verstört zur Seite schweifen, als sähe er dort die Furien, an die sein Wort sich wendet. *(Laßt mir so lange Ruh'!)*

Es kam der Tag bedeutete einen Wendepunkt der bis dahin in kalter Gleichgiltigkeit vorgebrachten Er-

zählung. Der Faden riß. Die Erinnerung überwältigte ihn. Er sprang auf. Entsetzen schüttelte ihn. Vor dem nun sitzenden Pylades stehend, fuhr er fort. Als vertraue er ihm ein entsetzliches Geheimnis an, sicherte er sich mit einem scheuen Umschauen vor Lauschern. (*Das ist das Ängstliche von meinem Schicksal.*) Er hatte über sein junges Leben den Stab gebrochen. In einem schrillen Tone fast knabenhaften höhnischen Unwillens wiederholte er: *Große Taten!* Ein düsteres Sichselbstaufgeben lag in dem prächtigen Klimax, der mit: *Wann sie dem Menschen frohe Tat bescheren*, begann und mit: *Dann mag er danken* schloß. Doch war es mehr eine weiche, zur Wehmut neigende, keine in Ironie getauchte Bitternis. Der Optimismus des Freundes löste nichts als ein schmerzliches Besserwissen in ihm aus. (Die Hand liebevoll auf Pylades' Schulter gelegt: *Mit seltner Kunst flichtst du.*)

Ein von moderner Zerrissenheit durchaus freies, aber unleugbar pathologisches Moment war nicht zu verkennen. Bei *So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn* pochten die Finger an die Schläfen, wie um einen physischen Schmerz zu betäuben.

Der dritte Akt brachte eine Steigerung der Symptome. In farbloser, scheuer Hast erzählte Orest die Geschichte seines Hauses. Ihm graute, länger als unbedingt nöthig auf einem Worte zu verweilen. Erst als das Ärgste gesagt war — *Und Klytämnestra fiel* — hob er, innehaltend, den bisher gesenkten Blick voll und herausfordend zu Iphigenien. Sobald er auf die Furien zu reden kam, packte ihn die Seelenpein, und Fieberfrost schüttelte die Glieder. Die Arme legten sich kreuzweise über die Brust *(Der Zweifel und die Reue)*; der schmächtige Leib bog sich wie eine Gerte unter dem Übermaß der Qual. Immer unsteter flackerte das glühende Auge, immer häufiger glitt der Blick seitwärts zu den lauernden Erynnien *(Und deine Gegenwar Drängt sie nur seitwärts)*. Das innere Gesicht wurde zur äußeren Vision. Er war von ihrer Realität als von einer unabänderlichen Tatsache naiv durchdrungen. *(Und verlass' ich diesen Hain* im Tone der Überzeugung mit einem fast irren Lächeln.)

Iphigeniens Enthüllung steigerte seine Seelenangst. Er sprang auf *(Du!)*. Er floh vor ihrer Berührung; er wehrte ihre Annäherung mit weitausgestrecktem Arme ab; er preßte die Hand vor die Augen *(Mit solchen Blicken*. Ein Paroxismus packte ihn, der sich bis zu tobsüchtigem Rasen, bis zur Leidenschaftskrise steigerte. Hier feierte die Meisterschaft, mit der Kainz das gesprochene Wort bewältigte, einen Triumph. Sie bewahrte ihn mitten im Naturalismus vor Stillosigkeit; sie bannte die schäumende Kraft des Temperamentes in die strenge Form.

Durch das Übermaß erschöpft, brach Orest zusammen.

Nach einer langen Ermattungspause sprach Kainz, noch auf dem Boden liegend, gebrochen, den Monolog leise zu sich selbst, in sich hinein. Erst bei: *Bist du's, mein Vater?* hob er den Kopf. Die Halluzination des Kranken wurde zu einer Tartarus-Vision von schauerlicher Größe und Gewalt. Seine Phantasie überließ sich ungefesselt einem Rausche und zauberte Bild auf Bild. Während Pylades und Iphigenie ihm zusprachen, schien er allmählich in die Wirklichkeit zurückzukehren. Wie ein aus Träumen Erwachender, brauchte er Zeit, sich zurecht zu finden. Bei *Laßt mich zum erstenmal mit freiem Herzen* richtete er sich empor. Nach und nach wurde die Stimme fester, die Glieder strafften sich wieder. Geist und Körper erstarkten gleichzeitig. Er reichte der Schwester, dem Freunde die Hände und stand zwischen ihnen ein dem Leben Wiedergewonnener, Neugeborener. Die Schrecken der Hölle waren überwunden.

In goldstrahlender Rüstung, sieghaft und verjüngt, erschien er im fünften Akte, hochgemut und tatenfroh. Die Schlußrede sprach er mit vibrierender Stimme und weit ausgebreiteten, wie im Übermaß der Empfindung bebenden Armen (*In deinen Armen faßte Das Übel mich . . . Zum letztenmal*) und wandte sich, Iphigenien umschlungen haltend, leuchtenden Auges, erhobenen Hauptes, schwebenden Schrittes, ein Erlöster, ein Triumphierender dem Schiffe zu. In den knappen Rahmen der Rolle war eine Charakterentwicklung und Steigerung von überwältigender Kraft gelegt. Sie war von innerem dramatischem Leben erfüllt, jedes Wort in Handlung umgesetzt, das Ringen, Siegen und Übersichselbstgehobenwerden einer Menschenseele, dem man mit beklommener Spannung folgte.

In Wien hat Kainz seinen Orest neben Stella Hohenfels gespielt. Ihre Iphigenie wurzelt in derselben Auffassung. Als sie die Rolle übernahm, war die Tradition der Wolter noch in aller Ohren und Augen lebendig. Sie stellte sich zu der in ihrer Art Unerreichbaren in einen bewußten Gegensatz: nicht monumental, sondern sensitiv; nicht eine der in erhabener Ruhe und unsterblicher Schönheit thronenden überlebensgroßen Marmorgestalten, wie sie uns von der Hand des Phidias in den Resten der Parthenongiebel erhalten sind, sondern das zarte, anmutig bewegte Tanagrafigürchen, herausgegriffen aus der warmen Fülle des unmittelbaren Lebens, doch ohne dessen Banalität, die Glieder nicht von feierlichem Faltenwurf umwallt, sondern von schlichten, schmiegsamen, in strahlendes Weiß getauchten Gewändern — wahren εἵματα σιγαλόεντα; im blonden Haar — Griechinnen sind wohl selten blond! — die weiße Priesterbinde und einen Ilexkranz. Dieser Kranz sagt uns viel. Die ihn trägt, verschmäht es nicht, sich nach Mädchenart Blätter und Blüten in die Locken zu winden. Die Stein-

eiche aber ist alles, was der rauhe Skythenstrand ihr bietet. Hier haben wir kein Götterbild vor uns, keine Verkörperung resignierter Kontemplation, sondern ein in Gram und Sehnsucht, in zaghafter Angst, in leicht aus dem Schlummer geweckter Hoffnung schwingendes, zuckendes Frauengemüt. Ihre Bewegung ist nicht plastische Pose; ihre Rede ist nicht stilisierte Deklamation. Beide folgen dem Impulse des Augenblicks.

Tritt sie tiefaufseufzend mit einem leichten Händeringen aus dem Tempel in die Schatten des alten heiligen Hains und denkt mit tränenumflorter Stimme an des Vaters Hallen, wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihr aufschloß — wobei ein Akzent des Herzens auf das Wort Himmel fällt — so werden wir nicht durch die rezitierte Schilderung eines Zustandes ergriffen, sondern wir erleben ihn mit der Verwaisten, Vertriebenen, in fremdem Lande sich nach Liebe Sehnenden und dennoch in weiblicher Schüchternheit durch die Liebe des Barbaren Geängsteten. Weibliche Hilflosigkeit schimmert durch ihre priesterliche Würde, in die sie ihre zarte Seele wie in einen schützenden Mantel hüllt.

Der Vorwurf des Thoas, daß sie ihm ihr Geschlecht verberge, erfüllt sie mit Verlegenheit und Beschämung. Sie geht mit sich selbst zu Rate (*Vom alten Bande löst sich ungern*) und faßt, zu Thoas gewendet, das Resultat ihrer Erwägung in das mit schlichter, beinahe demütiger Ergebung ins Unvermeidliche gesprochenen Geständnis: *Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht.* Im Munde der Wolter wurden die Worte zur weihevoll emphatischen Offenbarung eines Orakels. Ihre Klangschönheit war unnachahmlich, aber die Antwort des Thoas: *Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,* rechtfertigt die jüngere Interpretin. Bei ihrer Iphigenie gibt ein noch jugendlich lebhaft und echt weiblich empfindendes Herz in allem den Ausschlag. Sie polemisiert gegen die Götter, denen sie einen Teil der Schuld ihres Ahnherrn beimißt. (*Aber die Götter sollten nicht Mit Menschen*) Ja, sie tritt für ihn ein. Als lese sie in Thoas' Zügen eine Anklage, der sie zuvorkommen will, fällt sie ihm gleichsam ins Wort mit der Einwendung: *Unedel war er nicht.* Unter der Erzählung der Greuel ihres Hauses leidet sie. Sie stockt mehrmals, von Entsetzen übermannt. Bei Hippodamiens Morde verhüllt sie das Antlitz. Ihre Stimme erzittert in wehmutsvoller Sehnsucht bei der Erwähnung dessen, der seiner Väter gern gedenkt. Sie verfällt in Sinnen. Es kostet sie einen Entschluß, fortzufahren. Aus erleichterter Brust atmet sie schließlich auf, daß sie sich des Vaters rühmen dürfe, und als ahnte ihr weiblicher Spürsinn ein in der Seele des Königs aufsteigendes übles Vorurteil gegen den Teueren, fällt sie Thoas wieder in das ungesprochene Wort. (*Doch ich darf es sagen.*)

Die angestrebte Wiedereinsetzung der Menschenopfer erfüllt sie mit quälender Furcht. Sie eilt dem König nach, kommt ratlos zurück und flüchtet endlich ihr gequältes Herz zu ihrer Göttin: *Du hast Wolken,* ein in namenloser Angst hervorgepreßter Hilferuf aus tiefster Not, der nur allmählich, während sie die Stufen des Tempels hinaufsteigt, in ein ruhigeres Gebet übergeht, als strömte die Nähe der Himmlischen Linderung und Besänftigung aus. Die Wolter stand während des Monologs in marmorner Ruhe und sprach ihn in stiller Größe; die dunkle Fülle ihres Organes glich einem festgehaltenen Orgeltone.

Die bloße Vermutung, Landsleute vor sich zu haben, füllt Iphigenie mit Erregung. *Fiel Troja?* wird zu einem Jubelrufe der neu auflebenden Hoffnung. Bei der Nachricht von Agamemnons Tode entringt sich ihr ein Schmerzenslaut. Sie verhüllt sich, wankt, Tränen ersticken ihre Stimme (*Wie ward die Tat vollbracht?*) So, mit vibrierenden Nerven, die auf Leid wie Freude gleich stark reagieren, folgt sie auch dem Gespräch mit Orest. Ihre Freude ist in der Tat schön, wie Orest sie nennt (*Goldene Sonne* — ein frommer Dank). Dem Bruder, der sie nicht zu kennen vermag, spricht sie begütigend, liebevoll zu, wie einem kranken Kinde. (*Orest, ich bin's.*) Die Wolter wuchs bei der Apostrophe an die Sonne selbst zur verklärten Lichtgestalt empor und enthüllte sich dem Bruder mit weihevoller Majestät, ein Götterbild, das den Schleier lüftet und selbst über alle Macht der Liebe und der Gewalt verfügt. Die Hohenfelssche Iphigenie ist ein in zitterndem Mitgefühl erbebendes Menschenkind. Wenn sie den knienden Orest in ihren Schleier hüllt, ist es die lautere Einfalt, die keusche Inbrunst ihres Herzens, die ihm die Genesung von den Göttern herabfleht.

Die Szene mit Arkas (IV 2) ist ihr peinlich und lästig. Unsicher sucht sie häufig nach dem rechten Worte. Ein leichter Anflug von Mädchentrotz (*Ich gebe nach*), wird niedergekämpft, und die Gefahr, das Gebilde hoher Kunst an verjährten Backfisch-Reminiszenzen zerschellen zu lassen, überwunden, ehe sie dem Hörer noch recht zum Bewußtsein gekommen ist. Die sanfte Unterordnung dem Freunde gegenüber (IV 4) geht in dem Konflikte zwischen Liebe und Pflicht in ernste, angstvolle, schmerzliche Töne und schließlich in ein inneres Aufbäumen gegen die Härte ihres Geschickes über (*O, daß in meinem Busen*). Iphigenie umklammert den Altar, als suchte sie Rettung vor sich selbst. Wie von der Göttin gesandt, steigt die Kindheitserinnerung in ihrem Herzen auf, das alte Lied. Auf den Stufen der Altares sitzend, dem Publikum zugewendet, von des Abendsonne beleuchtet, spricht sie es. Bei den Schlußversen ahmt der vorgeneigte Oberleib, das weit geöffnete Auge die Stellung des Lauschenden nach. Das Ganze ist auf musikalische Stimmung aufgebaut, zu

rauschenden Tönen anschwellend und leise verhallend, ohne sich mit dem schicksalschweren feierlichen Pathos der Wolter, die ihr Parzenlied auf den Altar gestützt, stehend sprach, zu berühren.

Im fünften Akt, wo Iphigenie, einer plötzlichen Regung nachgebend, wider die Verabredung dem Könige das Geheimnis ihrer Flucht preisgibt, kommt ihre impulsive Natürlichkeit am stärksten zum Ausdruck. Die Affekte wechseln rasch und unvermittelt. Gegen Thoas barsch, mit einem Schimmer von Frauenrechtsbewußtsein im Betonen ihrer Mannesebenbürtigkeit — wie sie schon im ersten Akt unbewußt über den beklagenswerten Zustand der Frauen mit den Göttern rechtete, indem sie vorgab, nicht mit ihnen zu rechten — verzweiflungsvoll, als sich ihr kein Ausweg bietet (*Ruf' ich die Götter um ein Wunder an*); leidenschaftlich entschlossen (*So töte mich zuerst*); aufgelöst in Wehmut (*Nimmer kann ich ihm Mehr in die vielgeliebten Augen schau'n*).

Alle diese widerspruchsvollen Stimmungen lösen sich in einer liebenswürdigen, auf den König unwiderstehlich eindringenden Beredsamkeit, und der Schlußeindruck ist ein in den reinen Akkorden warmer Herzenstöne ausklingendes durchgeistigtes Entzücken, eine lautere Freude, die keine Rührseligkeit aufkommen läßt.

Wien.

Helene Richter.

Aus dem Kreise der Empfindsamen in Darmstadt.

Von Max Morris.

In den Jahren 1770—1773 blühte in Darmstadt die von Goethe mit Anspielung auf Epheser 1, 1; Corinther 16, 1; Römer 16, 2 getaufte »Gemeinschaft der Heiligen«. Der Kreis bestand aus drei empfindsamen Mädchen — Karoline Flachsland, Luise v. Ziegler und Henriette v. Roussillon — und ist uns durch sein Verhältnis zu drei Männern merkwürdig, die sich hier für eine kurze Zeit von dem weichen Hauch der Empfindsamkeit anwehen ließen: Merck, Herder und Goethe. Merck steht als ortsansässig mit den dreien in häufiger Berührung, wird indessen nur obenhin von dem genius loci ergriffen, Herder verweilt nur vorübergehend in dem Kreise, aber er findet hier sein Mädchen, und Goethe nimmt bei seinen häufigen Besuchen in Darmstadt an dem schwärmerischen Treiben teil, dem er aus der Fülle seines Wesens Geist und Kraft hinzufügt. Neben diesen drei Männern gehörte noch der süßlich geschäftige Leuchsenring dem Kreise an. So gewinnen nun die Darmstädter Empfindsamen für uns ein menschliches und literarhistorisches Interesse, das ihnen an sich nicht zukommt und das den Abdruck der hier folgenden Briefe rechtfertigen mag. Die Handschriften liegen in Herders Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin. Die beiden Briefe Leuchsenrings stammen aus demselben Jahre, in dem Goethe ihn als Pater Brey darstellte, und zeigen, daß das Herdersche Ehepaar trotz Leuchsenrings Intrigen ein freundliches Verhältnis zu ihm aufrecht erhielt. In den Briefen der Luise v. Ziegler wird recht anschaulich wie hilflos sich das zärtliche Herz gegenüber der Lebenswirklichkeit findet. Erst möchte Lila den einen, dann den anderen heiraten, zuletzt läßt sie sich vom dritten heimführen, mit dem sie nicht glücklich wird, und alles das begleitet sie mit ihrer empfindsamen Litanei. Daß sie die Freundlichkeit mißversteht, die Goethe ihr gönnt, und sich darüber bekümmert, daß sie durch ihre Heirat »so 2 edle Herzen als G[oethe] und B[oden] unglücklich macht«, ist naive Mädchenart. Unbehaglicher wirkt die leere Selbstschwelgerei, der es an einem ernstlichen Stoff aus Natur und Menschenleben fehlt, aber das erscheint bei diesem unliterarischen Mädchen vielleicht nur deshalb so ärmlich, weil sie nicht ausdrücken kann, was in ihr vorgeht. Wie freundlich verstehend Goethe ihre unschuldige Schwärmerei erfaßt hat, zeigt die ihr gewidmete Ode. Lila lebt aber auch in der Gestalt des Frl. v. B. im Werther fort (vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 286) und in Stella, deren sentimentale Züge von ihr herstammen. Karoline Flachsland erzählt von ihr (Aus Herders Nachlaß 3, 182): »Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenns Sommer ist, und ihr Schäfchen das mit ihr ißt und trinkt.« Auch Stella hat in ihrem Garten eine Einsiedelei, wo sie ihr eigenes Grab hergerichtet und mit Rosen bepflanzt hat. Und wenn sie in sehnsüchtiger Erwartung Fernandos ausruft: »Hier soll er mich finden, hier an meinem Rasenaltar, unter meinen Rosenzweigen! Diese Knöspchen will ich ihm brechen!« — so zeigen die vorliegenden Briefe, daß Goethe auch diesen Zug aus Lilas Empfindsamkeitstreiben entnommen hat: »eben habe ich Ihnen und Ihrem lieben H[erder] 2 Rosen die neben einander geblüht auf meinem Altar geopfert«.

So dürfen nun wohl die hier gebotenen harmlosen Herzensergießungen als ein Kulturbild aus der Wertherzeit eine bescheidene Geltung in Anspruch nehmen. Wenn Lila mit ihrem Aderlaßblut in jetzt ganz verblaßten Schriftzügen die Namen »Herder Psyche Lila« zärtlich gerührt nebeneinander hinschreibt, so hilft uns dieser kleine Zug verstehen, wie

Werthers Leiden auf so vorbereitete Seelen wirken mußten. —

Die beiden Briefe Leuchsenrings sind, soviel ich weiß, noch nicht benutzt worden. Dagegen hat Haym in seinem »Herder« 1, 521 auf die Briefe Lilas hingewiesen, »von denen gelegentlich Proben zu veröffentlichen sein werden.« Das geschieht nun in der folgenden reichlichen Auswahl, denn es ist wohl nicht erforderlich, die 18 wortreichen Briefe sämtlich abzudrucken. Zwei Briefe von Lila an Merck finden sich: Merckbriefe 2, 44 ff; ein Brief von Merck an sie: ebenda S. 97. Genauere Nachrichten über sie bietet K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie, Rudolstadt 1870, Bd. 1, 148 ff; vgl. auch Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 281 ff; V. Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt, Leipzig [1910], S. 110 ff. Luise v. Ziegler ist am 16. August 1750 in Gotha geboren, wurde Hofdame der Landgräfin Karoline von Hessen, mit der sie öfter von Homburg zu Besuch nach Darmstadt kam, und heiratete am 6. Juni 1774 den preußischen Premier-Leutnant Gustav v. Stockhausen, dem sie 1775 nach Anklam, später nach Stettin und Frankfurt a. O. folgte. Nach seinem Tode — er starb 1804 als Generalmajor — zog sie nach Berlin und starb auf einer Besuchsreise in Homburg am 25. Februar 1814.

Leuchsenring an Caroline Herder.

Paris d. 6ten 9br. 73.

Freylich, meine Freundin, ist's gar nicht schön, daß ich Ihnen so lang nicht geschrieben. Ich bin genug gestraft. So lang ohne Nachricht von Ihnen, Ihrem Herder, Ihrem Leben in Bückeburg. Länger kan ichs nicht aushalten. Ich habe kein Recht. aber muß man denn immer ein Recht haben? . . . ich erwarte mit erster Post Antwort von Ihnen, sollt's auch nur eine Zeile seyn.

Ich habe mich länger in Holland aufgehalten, als ich anfangs mir vorgesetzt. Seit dem 17. Aug. bin ich in dieser Hauptstadt Galliens u. bleibe noch einige Monate. Ich war fast immer kranck und hab' darüber viel Zeit verlohren. Liebe Freundschaft u Freude sind hier seltne Gottheiten. Man will Witz und Geld haben. Jedermann scheint sich aufzuopfern u. man ist nur mit sich selbst beschäftiget. Doch gefallen mir die Weltleute beßer als die sogenannte hommes de lettres. Das sind größtentheils unausstehliche Leute. Mit Rousseauen hab' ich einige schöne Stunden verlebt. Wir haben unsre Moral in vielen Punckten sehr ähnlich gefunden — — aber auf einmahl schickt sich das Ding wie ein Y. Es ist immer ein achtungswürdiger Sterblicher. Ich habe viele Bekanntschaft von allerley Art u. nehme mir in den meisten Häusern die Freyheit wenigstens nach der Oberfläche ich zu seyn. Ob jemand in Paris den Innren Mensch wird zu sehn bekommen, daran zweifle. Doch muß man vor nichts schwören. Meinen Yorick verstehe ich nun weit besser und lebendiger als ehmals. Je ne veux pas m'amuser . . ich war oft im Falle das zu sagen. Die Weiblichkeit ist hier sehr erniedrigt. von vielen Sachen kan man unmöglich einen Begrif bekommen. Man muß sehn u. hören. Ich habe allerley wunderliche Erfahrung gemacht.

Ich war aber heftig kranck, bin aber wieder beßer, wie Sie sehen. Ich habe mich selbst curiert u hoffe nun gesunder zu werden, als ich es jemahls gewesen. Wenigstens schneide ich dem Fieber das mich so lange quälte alle Wurzeln ab. Nun will ich einige Zeilen unserm Herder schreiben. Ich umarme Sie brüderlich. Schreiben Sie mir ja bald. Ich dencke so oft an Sie. Ein Briefchen von Ihnen, welch' schöne Stunde in dem dürren Paris. Noch eine herzliche, recht herzliche Umarmung von Ihrem Freund Leuchsenring.

[Adresse:] an Lina.

Leuchsenring an Herder.

Paris d. 6ten Nov. 73.

Nicht an den gelehrten, an meinen lieben Herder will ich schreiben, an den Freund meiner Freundin. Geben Sie mir einige umständliche Nachricht von Ihrem Leben, wenn Sie vertrauen genug zu mir fühlen. Sie wißen daß meine Liebe zu Ihnen mit Ihrer Glückseligkeit wachsen muß. von meinem Pariser Leben ein andermal. Ich bin hier mehr Philosoph als Mensch. Doch findet man immer einige Brosamen und kein Tag ist ganz verlohren. Wenig Goldstücke aber hier u da ziemlich gute Scheide Münze. Ich werde von manchen ehrlichen u guten Leuten geliebt u geniesse ziemlich vertrauten Umgang, was täglich noch besser werden wird. Ich bleibe einen Theil des Winters hier u hoffe ganz gut wegzukommen. Meine Gesundheit hoff' ich wird nun besser werden, als jemahls, weil ich eine Art von Crise paßirt habe. Nun einige flüchtige Worte von Gelehrten u pretendus Philosophes. Diderot hab' ich täglich im Haag gesprochen. Der Mann ist nun eben kein Philosoph. Rousseau auch nicht, aber das ist doch ein ganz anderer Mann. Philosoph u Atheist ist itzt hier Synonym. Einer dieser Leute hat versichert, er halte es vor seine Pflicht diese Lehre auszubreiten, auch mit Gefahr seines Lebens. Ist da nicht Schwärmerey Fanatismus u. Narrheit. Die Encyclopedisten haben hier viel geschadet. Schreiben Sie mir bald u viel. Meine Addresse ist: chez Mr Dandiran, rue Michel le Comte, der mir alle meine Briefe besorgt. Leben Sie wohl u glücklich u. vergessen Sie dann meiner nicht. Nächstens ein mehreres, wenn Sie mir fein bald antworten. Adieu . . .

Louise v. Ziegler an Caroline Herder.

I.

Sontags den 16ten Februar [1771] um halb 5 Uhr

Jetzo feyre ich den Tag, die Stunde wo wir uns zum ersten mahle gesehen, o meine Psyche, unsere ersten Blicke waren Liebe und diese Liebe wird Ewig unsere Hertzen verbinden, sollten wir auch bestendig getrennt seyn, (da Gott vor sey) noch im Elysium werden wir daß Glück unserer Freundschaft Empfinden; und unsere Schutz Engel wie Sie M[erck] und L[euchsenring] mit recht nennen, Ewig seegnen.

Ach Gott! könte ich doch so außdrucken waß ich Empfinde! Zährtlich geliebte Psyche hier liegt mein Papier auf dem Fenster, ich sehe den Untergang der Sonnen, die wir vor 3 Wochen zusammen sahen, gegen über welcher wir uns Zährtlich umarmten, damahls küste ich Augen Voll Seele, und jetz ein Fühlloses Papier, aber es wird von Psyche[s] Händen berührt, o wie Glücklich! Unsere Schnelle Bekantschaft und Liebe kan nur Empfunden werden, den Erzählen kan man nicht waß unsere Hertzen gefühlt, und wenige würden dran glauben, ich selbsten liebe Psyche hätte mirs nicht einfallen laßen ehe ich Sie gesehen, und wenn ich die erste Freundin Ihres Geschlechts, Ihres Alters bin, so seyn Sie versichert daß Sie die Erste Sind die mein Hertz so schnel warm und Zährtlich geliebt. nach allem waß mir L[euchsenring] und M[erck] von Ihnen gesagt wünschte ich sehr sie zu kennen allein so sehr ich mich freuete, so sehr war ich zaghaft auf die erste entrevu, als in der Furcht unserer Freunde Schilderung wäre zu vortheilhaft vor Ihre Lila und würde also durch nähere bekantschaft verlieren, es ist gantz dunckel, ein Sternchen welches mir gantz hell entgegen scheint ist meine Psyche.

Ja meine liebe Freundin ich kan auch in der Entfernung, mit meinen Freunden Glücklich seyn. O wie wäre ich sonst zu beklagen; ich liebe alles waß Ihnen umgiebt beschattet, u. s. w. Ihre Stadt welche ich sonst gar nicht mogte, ist jetz ein Himmel vor mich weil meine Freunde Sie bewohnen; der Himmel, Sonne, Mond und Sterne scheint mir schöner durch daß Andencken derer die ich liebe, den nehmlichen Abend als Sie gegen über dem Mond, mit L[euchsenring] von Ihrer Libe Sprachen, war mein Hertz gantz bey Ihnen, aber Traurig, Ihnen darf ich es gestehen, o liebenswürdige Psyche; Ihre Trähnen! auch diese Traurige Stunde ist mir schätzbahrer als Jahre voll Vergnügen, ohne die zarten Empfindungen der Freundschaft; wenn Sie die Go. gebürge sehen so dencken Sie, jetz seuftz Lila nach Ihrer geliebten Psyche, und nach dem Cercel ihrer Edlen Freunde.

Sie haben unsere Bekantschaft und Abschied an H[erder] geschrieben; er ist von Psyche geliebt, daß ist schon ein großes für mein Hertz; aber wie sehr würde ich Ihn lieben wenn er Sie so glücklich machen könte als Sie es verdienen, o wehrte Freundin hier Empfinden Sie alles was Ich sagen möchte; Ich küße Ihnen, und Ihre liebe Schwester recht hertzlich, Ihre Stille hat mich betrübt, ich glaubte zu bemercken daß Sie nicht glücklich und dieser gedancke fält meinem Hertzen schwehr. Adieu Liebste Freundin Küßen Sie alles waß wir lieben morgen sehe ich unseren lieben kleinen Freund, wie vergnügt ich diesem En[t]gegen sehe können sie leicht begreifen: welch ein geschmir aber ich habe es Ihnen voraus gesagt daß ich mich nicht gut ausdrücken kann.

Louise

[Nachschrift von Leuchsenring:]

Hier ist noch jemand, der — rathen Sie? — Wie stehts mit der Philosophie? Wann werd' ich einige Zeilen von Psyche lesen? Ihrer Schwester viel schönes u gutes — so wie uns allen. Amen.

II.

Homburg den letzten May (heilig) 73

Geschwinde muß ich Ihnen meine Lieben Freunde noch in diesem schönen Glücklichen Monate schreiben wie oft ich jeden Tag an Sie gedacht, wie viel Seuftzer, wie viel zährtlichen Danck und Wünsche ich Ihnen zugeschickt kan ich nicht sagen, wie sehr ich Sie liebe auch nicht; mein Hertz fühlt es, und Ihre zwey liebe Hertzen die nur eins ausmachen müßen es recht warm fühlen.

noch gar kein wort von Ihrer ankunft, wenn ich der Vorsicht u. Ihrem Glück nicht so viel zutraute wäre ich besorgt am Freytag waren es schon 14 Tage, man sagt zwar die Posten gehen sehr unordentlich; Haben Sie mein Briefgen bekommen ich hätte Ihnen gerne aus meinem Gärtchen geschrieben allein ich bin nicht wohl u. schreibe aus meinem Bette, doch hat es nichts zu sagen. Dencken Sie ich bin nicht mehr in der Stube in dem Bette daß Sie gesehen haben, daß starcke Gewitter daß wir heut vor 8 Tagen hatten hat alles zerstöhrt, die Decke ist eingefallen alle Fenster in Stücken, Glauben Sie meine Theuren Freunde daß Sie meine ersten Gedancken waren, ich dachte meine Stube müste durch Sie geheiligt seyn, und also vor allem Sturm und ungewitter sicher, war also so sehr verwundert als erschrocken über diesen Zufal unser schrecken war sehr groß als die Schloßen so groß als Hüner Eyer fielen fast alle Fenster in Schloß und Stadt sind zerschlagen worden, die Früchte in Feld und Gärten; die armen Leute! unser lieber Landg[raf] der bey allen Gelegenheiten seine schöne Seele zeigt läst jetz Gerste aufkaufen

schenckt Sie seinen Unterthanen um die beschädigten Acker wieder einzusähen; gestern konte ich meinen Brief nicht fertig bringen, und Heute ist es eben 1 jahr daß ich einen so glücklichen Morgen hatte, als ich meine Ehrliche Schäfersleute zum ersten mahle besuchte, ich Glaube ich habe es Ihnen meine Psyche geschrieben, eben komme ich daher ich habe die guten Leute gesehn, und allemahl jammerts mich daß Sie meine Freunde nicht gesehen haben, der Mann sagte sieh hab ich dirs nicht gesagt was den er hat daß Stück kuchen nicht essen wollen daß ich Ihnen gestern aufgehoben, ja sagt er, Sie muses Essen. ich hatte Ihnen Kuchen mit gebracht, und Setzte mich auf einen grünen Platz, schnit Brod vor meine Hüner. B. [v. Boden] hat mir eine unvermutete Freude gemacht mit einer Gluck mit 13 jungen; die verp[f]lege ich auch eine schöne Banck hat er mir in mein Rosen Hütchen machen laßen mit allem möglichen Garten Zeug, ein klein Tischgen und Schreib zeug welches alles drinne verschloßen, so nüt[z]lich als möglich, aber stellen Sie sich die Bosheit der Leute vor den andern Tag war die Banck verkütz [?] daß Schloß verbrochen allerhand sachen heraus genommen und eine Stange von der Banck in der mitte entzwey.

B[oden] gewinnt alle Tage wo nicht mein gantzes Hertz doch meine völlige achtung u Freundschaft, nicht durch diese attentionen aber bey jeder Gelegenheit sehe ich wie sein Hertz empfindet, er begreift so wohl alle die meinigen, so viel ist gewiß meine Psyche wenn es möglich ist daß ich einen Mann vollkommen glücklich machen kan so ist es B[oden] und alsdann kann ich ohnmöglich nicht glücklich sein; O meine liebe Theure Freunde ein Glück wie daß Ihrige kan ich nicht wünschen, ich verdiene es nicht, überlaßen wir alles der Vorsehung ich bin so ruhig, laßen Sie mich Ihre Freude genießen,, Sie wißen liebe liebe Psyche ob meinem Hertzen darmit genüget.

Vorigen Donnerstag hatten wir ein Fest im schönen Wald ich habe gekocht u unsere Herschaften darzu eingeladen, wir hatten einen Platz mit Blumen Kräntzen ausgeziert die Namens vom L[andgrafen] u Landgräfin von Blumen gebunden, die Stühle mit Sträus und Bänder gebunden ich hatte mein braun Negligé mit Rosen farben Band an ein weiser Schurtz welcher jedermann ärgerte, wie daß essen bald zu ende stand ich auf füllte meinen Schurtz mit Bouquets und brachte jedem von der Tafel einen, vor die Herschaften waren Verse gemacht an einem jeden Straus war eine Rohte Schleipfe als mein Schurtz von Blumen leer fülte ich Ihn mit Brod u theilte es unter die armen aus; meine gedancken an Sie meine Lieben Freunde machten mich glücklich denn ich war mit lauter Eiskalten Menschen umgeben, außer B. der war ausnehmend gerührt. Ihre Liebe Nahmen o Gott meine Freunde meine lieben zährtlichen Freunde wann werden wir uns sehen? wann? genug Ewig werden wir uns lieben, leben Sie wohl, man ruft mich vor Sie beyde meine glücklichen Freunde ich kan Sie nicht mehr unterscheiden Louise

III.

Homburg den 22 Juni 73.

Endlich weiß ich denn wie und wo Sie leben meine lieben Freunde; ich war so besorgt um Sie, ein jeder gedancke an Psyche beklemte mein Hertz; Sie ist bei H[erder]! daß war mein Trost; Sie können sich noch nicht recht in Ihr Glück finden, daß begreife ich wohl meine Theure Freundin, aber daß Sie es nicht wehrt — Nein! weg mit dem Gedanken; H[erder] ist vor Sie gebohren daß muste ich beständig dencken wenn ich Ihn neben Ihnen sah. O meine Glücklichen Freunde wie Glücklich macht mich Ihr vergnügen, o möchte es niemahlen getrübt werden, nur laßen Sie mich recht oft wißen wie glücklich Sie Sind, es ist eine nöthige Hertzens Stärkung vor Ihre Lila; ich nehme Sie überal mit wo ich hingehe; O und wie oft begrüße ich mit Trähnen den Baum wo Sie neben einander stehn alle Plätze sind geheiliget, und ich habe Ihnen noch nicht schreiben können, aber niemahls war ich allein. gestern früh 5 Uhr war ich gantz bey Ihnen, oder vielmehr ich holte Sie zu mir, unser lieber Landgraf gab ein deujeuner mit der Bedingung es müsse Morgens um 4 Uhr geschehen; er hatte den Platz ausgesucht und niemand wuste darum, es war ein hoher Berg mit Büschen und Felsen bewachsen, man sahe die schönste Gegend die man sich dencken kann, dichte am Fuß des Berges war wie eine Decke von schönen Waldungen, Wiesen, Felder, Stätte, Dörfer; B. verglich es der Zinne des Tempels u er hatte recht. oben war ein freyer Platz da hat er einen Tempel von Bretter, Fichten Bäumen zurecht machen laßen mit Blumen Kräntze außgeziehrt, da waren Tische u stühle und zu essen vor die die da eßen konten, ich war so gerührt so mannigfaltig gerührt, unsers Landgrafen Vergnügen, der Gedancke an meine Freunde, und der Morgen war so schön, zwischen einen Felsen Haufen wo man mich nicht sehen konte da drocknete ich meine Trähnen; o wie dachte ich an Sie und Ihren H[erder] o meine Freunde wie glücklich war ich! Könte ich Ihnen doch daß alles weisen; von da fuhren wir auf den Tannen Wald u da blieben wir biß abends nach dem Nacht Essen, aber stellen Sie sich vor wie Traurig, wenn man sich da auch an Tafel setzen muß. o wie glücklich wenn ich unter meinen Stummen Freunden ein Stück Brod und ein Trunck waßer hätte; doch es kan nicht seyn. —

waß mein Hertz macht, fragen Sie meine Liebe o es ist als daß nehmliche wie Sie es gesehen haben, außer daß meine achtung vor B[oden] alle Tage sich vermehrt, erschrecken Sie nicht meine zährtliche Freundin, und Glauben Sie sicherlich daß [ich] was mir vom Himmel beschert gewiß bekomme u wen ich auch nicht so glücklich bin wie Sie, ich doch recht glücklich seyn kann; mit dieser Hofnung lebe ich ruhig und lasse den Himmel sorgen, ich Thue mehr ich wünsche daß B[oden's] Wünsche erfüllt werden, und daß deswegen weil ich nicht glaube daß ich einen Menschen kan glücklicher machen als Ihn; er kent mich beßer als niemand er hat mich in allen gelegenheiten gesehen, er hat mich sehr oft zu meinem desavantage gesehen er möchte aber auch daß nicht geendert haben; er verstehet mich in allen meinen Handlungen er erratet meine gedancken, und dies alles ist nicht bewegungs Grund genug, aber er sachte mir letzhin gantz gerührt ich hätte Ihn zu einem gantz andren Menschen gemacht seine Natürliche anlage wäre zu lauter guten Empfindungen gewesen, allein die Erziehung die er bekommen und die Leute mit denen er gelebt hätten alles verstimt ich war zu gerührt um mit Ihm weinen zu können, aber wen der Himmel will so wird erfült was da mein Hertz gewünscht, ich sehe Tugend in allen seinem Thun, Menschlichkeit mitleiden, ja meine Psyche an mir soll es einst liegen diesen Menschen glücklich zu machen, mein Hertz kan vielvielmehr lieben als ich B[oden] liebe und daß macht mich zuweilen zittern, allein der der mir ein zährtlich Hertz geschenckt wird es auch regieren, und die Freude Ihn glücklich zu machen erweitert und erwärmt vielleicht mein Hertz; ich weiß nicht meine Theure Psyche ob Sie mich Verstehen daß ist ein wahres bekäntniß so wahr als meine Freundschaft u wen Sie alles kennen däten wie ich, würden Sie sagen Lila hat recht ich würde auch so handlen, er ist noch hier, wird aber in Zeit von 14 Tagen fort gehen, er war so Elend, daß ich vor Ihn gefürchtet 2 Aderlaß haben Ihn gerettet er spricht mir oft von Ihnen weil er weiß wie lieb ich Sie habe, o bald kan ich mit niemand von Ihnen sprechen, o meine Freunde dieses ist vor H[erdern] wie vor Ihnen ich kan Ihm nicht alleine schreiben an keines allein, ich sehe Sie beständig zusammen; Sie seynd ja mein Freund wie Psyche. schreiben Sie nur als zwey zeilen bey Ihrer Lina Ihre, und vergeßen Sie unsern lieben Wald nicht dort unter Ihrem Baum will ich es Singen und vor Sie beten. Leben Sie wohl liebe Edle Seelen O wenn werden wir uns wieder sehen? o meine innig geliebten Freunde mit aller wärme mit der gantzen zährtlichkeit meines Hertzens umarme ich Sie; hier haben Sie einen langen Brief an niemand kan ich schreiben, ich habe wenig gesundheit, u wenig Zeit, aber bey meiner Psyche vergeße ich alle schmertzen, wie befinden Sie sich? o vergeßen Sie niemahlen mir davon zu sprechen, haben Sie einige Hofnung? — Sie verstehen mich, bald sind es 2 Monate — O meine Theuere Freundin, o meine liebe Liebe ich kan nit aufhören, jetz gehe ich in mein Gärtchen daß erste Rosen Knöspchen soll auf meinen Altar Ihnen und Ihrem lieben H[erder] geopfert werden. adieu ich muß mich von Ihnen losreißen.

Louise.

IV.

Den 12ten Juli 73.

Hier in unserm schönen, lieben, heyligen Wald hier will ich Ihnen schreiben meine Psyche, hier möchte ich Ihnen sagen wie sehr ich Ihnen u Ihren H[erder] liebe, und wie sehr ich mich über Ihr Glück freue. aber daß kan weder die Feder noch der Mund außdrücken, daß lassen Sie in Ihrer Lila Hertz da soll es Ewig bleiben. O wie sehr hat mich Ihr lieber letzter Brief gefreuet, dencken Sie daß Hertz sagte mirs den gantzen Tag; so daß abends als die Briefe kamen fand man meinen nicht gleich und sagte es wäre keiner da, daß kan nicht seyn, ich muß selbsten sehen. als ich daß gantze Paquet durchgangen fand ich Ihn zuletzt; auf allen seiten zugleich habe ich gelesen, u geküst, mein armer Freund B[oden] hat meine Freude hertzlich getheilt; ja meine Psyche ich glaube daß er mein gantzes Hertz verdient wenn ein Hertz wie daß meinige einen Wehrt hat; genug es kan lieben, recht zährtlich recht innig lieben, und daß verdient B[oden] gewiß. Sie können mir gantz zuverläßig glauben; kein blinder Enthousiasmus ist noch nicht in meinem Hertzen, aber ein wahrer Tact des guten und bösen; ich habe B[oden] wenn ich alles rechne über 8 Monate Täglich gesehen und noch keine untugend sondern ein gutes Empfindsames Hertz, viele Menschenliebe, und redlichkeit gefunden, sein Tichten und Trachten alle seine Wünsche gehen dahin mich glücklich zu machen, er hat mich letzhin recht gerührt als er sachte ich hätte ihn zu einem gantz andren Menschen gemacht, ich hätte Ihn der Natur und sich selbsten wieder geschenckt, er hofte durch mich alle Tage beßer zu werden, daß macht mich so beschämt, aber auch so entschloßen daß wenn der Himmel will ich gewiß nicht will dagegen seyn; Gott weiß ob jemahls seine Hofnung wird erfült werden, allein er sagt wie ich, ich kan entsetzlich hoffen; er ist vergangenen Donnerstag fort, seyn abschied war mir sehr empfindlich: — o meine Psyche könte ich Sie doch mit Ihrem besten Freund hier sehen, wie süß ist mir daß andencken der kurtzen glücklichen stunde die wir hier zugebracht o meine lieben Freunde und jetz bin ich gantz allein; o wie daß klee Blatt [darunter ein mit Siegellack befestigtes Kleeblatt.] O meine Psyche! o mein Freund! wenn wird Lila so glücklich seyn.

Meine liebe Freundin irre ich mich nicht wegen Ihrer unpäßlichkeit? — O Gott wie däte mich daß freuen!

ich bin zeither gar nicht wohl, Ohren Weh, Zahn weh, und Schmerzen am lincken Auge deßwegen darf ich auch nicht viel schreiben; Leben Sie wohl meine Lieben Glücklichen Freunde dencken Sie oft wenn Sie sich recht hertzlich lieben, an Ihre einsame Freundin, jetz will ich zu meinen lieben Stummen Freunden gehen, ich will Sie küßen Sie lieben, dann sprechen Sie mit meinen Hertzen daß ist die beste Sprache; dan[n] zu Ihren lieben Palm Bäumen; o meine inniggeliebten Freunde wie oft segnet Sie meine Seele.

Louise.

Dienstags Früh

eben habe ich Ihnen und Ihren lieben H[erder] 2 Rosen die neben einander geblüht auf meinem Altar geopfert. Leben Sie wohl liebes Edles Paar ich kan nicht viel schreiben wegen meinen Augen.

V.

den 16ten Juli 73 mittags 1 Uhr
in meinem Hütchen von Geißblat.

O Psyche! O Herder! o Herder! o meine lieben, meine Ewig geliebten Freunde, hier auf meiner Banck wo ein Schüßelchen mit Erdberen ein Stück Schwartz Brod ein Trunck frisch Waßer mein Mittag Eßen außmachen o könte ich Sie hier sehen, Ihre Lila ist allein, gantz allein, im grünen, mein Treuer Hund auf meinem Schoos, die Vögelcher singen, und daß Hertz wo meine Freunde drinnen wohnen so ruhig und heiter als wenn es niemahlen gesündiget hätte; dieser Gedanke fällt mir eben ein, ich weiß nicht warum; O könte ich Sie doch her wünschen wie geschwinde würde ich meine hüpsche liebe Banck räumen, Sie meine lieben Glücklichen Freunde drauf setzen und mich hinter daß gebüsch kauern, Sie ansehen und beten; schreiben kan ich heute nicht, aber lieben, recht sehr an Sie dencken, wenn Sie einen Schatten sehn oder etwas wünschen hören, so bin ichs gewiß. ich bin nicht gantz wohl aber meine Seele ist so wohl so glücklich so liebend als jemahls. ein Rosen Knöspchen soll meinen Freunden geopfert werden.

Herder Psyche Lila

Den Letzten Juli; eben habe ich ader gelaßen und unsere 3 Namen mit meinem warmen Blut geschrieben. Sie können nicht glauben meine Freunde was vor ein süßes vergnügen ich dabey empfunden.

O wie lange wie lange habe ich nichts von Ihnen gehört, und in zwey Tagen verreysen wir auf 4 Wochen; wir gehen in Cognito nach Holland o Psyche da finde ich niemand den ich liebe So liebe. ——— o gienge doch unser Weg über Bü[ckeburg]: könte ich doch mit meinen eignen [Augen] sehen wie glücklich Sie sind.

Wißen Sie daß unser lieber M[erck] ja unser Sie müßen ihn lieben, ohne die See Kranckheit zu haben die völlige Todes Angs außgestanden hat. Die Fregatte hat Noht gelitten und man hielte Sie vor verlohren. er hat gewiß seiner Frau geschrieben er hätte nie eine größere Freude gehabt als wie er wieder auf dem Lande gestanden. Dancken wir alle Gott. ich zittere wen ich an die Gefahr dencke. von L[euchsenring] kein wort ich fürchte er ist böße. doch kan ich mein Hertz nicht ändern, u nicht aufhören aufrichtig zu seyn. Hieraus Schließen Sie Psyche ob ich Sie ewig lieben werde. und Ihnen lieber H[erder] o meine Freunde Sie sind eins in meinem Hertzen. und Psy[ches] Freund muß der meinige seyn. o machen Sie daß ich einen Brief von Ihnen hier bei meyner rückkunf finde. Leben Sie Ewig wohl und dencken Sie an Ihre zährtliche Freundin

Louise.

VI.

Homburg den 15ten September 73.

Endlich meine Liebe Psyche bin ich wieder an Ort und Stelle; ich schreibe Ihnen aus dem nehmlichen Zimmer wo wir so glücklich beysammen waren, auf dem nehmlichen Platz wo Sie und H[erder] Ihre Nahmen hingeschrieben haben; o welch eine Glückliche erinnerung, wenn die erinnerung des vergangenen nicht wäre! wie Traurig würde ich leben. gantz gantz allein bin ich fast 6 Wochen lang ein Traurig Land durchreißt. wir sind in Holland gewesen. Schöne Häuser, Gärten wo lauter kunst und sehr wenig Natur eine Nation die wenig Menschen Liebe besitz die Ihren Reichthum nur zum Stoltz verwendet, daß ist ohngefehr alles was ich gesehen habe; dabey gar keine Nachricht von meinen Freunden, nun können Sie leicht rathen meine liebe Psyche ob ich vergnügt auf meiner Reyse war; wenn ich eine schöne gegend sah dachte ich an meine Freunde, aber wie oft auch dachte ich an Sie in Öden wüsten Gegenden, verzeihen Sie meine Freundin; aber mein Hertz war gewiß nicht Öde.

Den 23ten August. O wie war ich da bey Ihnen! Der Gröste, der Wehrteste Tag von meine Psyche, es war ein Jahr wir sassen beysammen auf dem Canapé in M[ercks] Haus B[oden] war auf der andern seyte, Sie sagten mir gantz leise heute ist H[erders] Geburts Tag, und Seufzten, O Psyche liebe Freundin wie Süs war mir der gedancke Sie jetz so viel Glücklicher zu wißen, niemahls sollen Sie diesen Tag seuftzen; Nein Niemahls. ich hofte gewiß briefe von Ihnen hier anzutreffen aber nein gar nichts; wir sind seyd Freytag wieder hier angekommen; Schreiben Sie mir bald liebe Psyche wenn Sie mich nicht un-

ruhig wißen wollen, solten Sie unpäßlich seyn daß Sie nicht schreiben könten so schreibt mir H[erder] gewiß. er weiß wie sehr ich sie liebe und ist ja auch mein Freund, O liebes Glückliches Paar wenn Sie Lila nicht lieben sind Sie Undanckbar gegen die Zährtlichste Freundschaft, und daß kan nicht seyn.

jetz sind Sie bald 5 Monate geheyratet; sagen Sie mir doch liebes Kind was ich so gerne wißen möchte, Sie verstehen mich doch.

Sophie G[oethe] ist in Darmst[adt], ich habe auch noch keine nachricht von Ihr. O ich darf dem Traurigen Gedancken daß Sie kranck seyn könten nicht nachsinnen, ich hoffe Sie und Ihr Lieber H[erder] sind wohl und glücklich, und dann können Sie leicht dencken daß ich nicht unglücklich seyn kan.

Adieu meine lieben Freunde, vergeßen Sie Ihre Treue ergebene Freundin nicht

Louise.

VII.

Homburg den 20ten October 73.

O wie hat mich gejammert nach Nachrichten von Ihnen meine lieben Freunde wie herlich und voller Freuden wurde daß kleine Briefchen Empfangen . . . H[erder] arbeitet um Sich dort weg zuarbeiten. wo den hin? meine Psyche ich muß alles wißen was Sie betrift . . . .

Wißen Sie daß Sophie G[oethe] öffentlich verlobt O wenn Sie nur glücklich ist, ich hoffe es. mein Freund H[erder] wie hertzlich grüße ich Sie, und dancke Ihnen vor Ihre wenige Zeilen. ich gehe niemahls in den lieben Wald ohne Ihrer zu gedencken, ich küsse die lieben Nahmen in dem Baum neben einander geschnitz, und erbitte Ihnen Tausend Seegen. Leben Sie wohl Tausendmahl wohl, liebe glückliche Seelen, und gedencken Sie Ihrer

Lila

VIII.

Homburg den 18ten December 73.

. . . wir werden wohl zu anfange künftiges Jahrs nach Darmstadt gehen ich finde M[erck] daß freuet mich hertzlich aber o Gott! Psyche und Uranie —— meine Süße Freundin Ihr Hertz sagt Ihnen waß ich empfinden werde, Sie sind glücklich Uranie Ewig Glückseelig Schweige mein Hertz und murre nicht ich werde den Platz sehen wo ich Sie zum ersten mahle mit H[erder] gesehen habe, auch den wo ich Ihnen Ihr Glück Prophezeyet habe . . . .

IX.

Homburg den 11. Januar 1774.

. . . Der liebe Liefländer [v. Reutern] von dem wir so oft gesprochen, den wo mein Hertz ewig lieben wird ist versprochen wohl jetzo gar geheirathet.

Dieser Gedancke macht mich nicht unglücklich, den so lang er Glücklich ist ist er nicht gantz für mein Hertz verlohren. O wen ich nur die gewißheit hätte daß er die Schönste Beste Frau hat, und daß er der Geliebteste der Glücklichste unter allen Männern ist. Die Welt mag dieses, Schwachheit, blinde einfältige Liebe nennen. es ist in meinem Hertzen, und mein Gewißen macht mir keinen Vorwurf darüber. Ihre Sententz meine Psyche fürchte ich nicht unsere Hertzen haben gleichen Tackt gleiche Empfindungen. Seegnen wir den Himmel daß wir lieben können ohne Sisteme, Convenancen, und dergleichen.

B[oden] ist als noch in Paris. schreibt oft. bekümmert sich über seine umstände, arbeitet starck um sich ein Sort zu machen, und ist der nehmliche gegen mich, und ich auch; Erkenntlichkeit und Pflicht ist vielleicht einmahl mein Schicksal . . . .

Ihr Musen Calender hat mich hertzlich gefreuet und besonders die Stellen wo Sie mir gezeichnet, ich suche alle O. und M.[1]) auf, aber wie muß ich mich bey dem gemählde schämen, es ist schön süß u lieblich, aber viel zu schön vor Lila . . . .

X.

Homburg den 12ten April [1774].

. . . mein Schicksal ist besonders. seyd 5 Wochen hat sich ein neuer Weg vor mich gezeigt der komt als wenn Ihn eine höhere Hand vor mich gebahnt, den niemand so wenig als ich hat etwas muhtmaßen können ein Mann der ongefehr 5 Monate hier ist den ich alle woche ein paar Mahl nicht anders als bey Tafel gesehen dieser läßt sich durch ein drittes erkundigen ob ich nicht versprochen, ob ich Ihn lieben könte, ob er mich begehren darf. Sie können dencken wie bestürtz ich wahr verschiedene Trait die nur einer großmüthigen Empfindsamen Seele gleichen die ich von Ihm wußte und seyn redliches glückliches gesicht die besonderheit dieses schicksals haben mich entschlossen, jetz erwarte ich nur die antwort von meinen Eltern; darauf beruht alles. . . .

---

[1]) O. ist Herders und K. M. ist Mercks Chiffre im Göttinger Musenalmanach auf 1774.

Das »für Lila viel zu schöne« Gedicht ist K. M. unterzeichnet und lautet:

Ein Gemälde.

Natur, Serenens Phantasie,
Aus welchem Himmel nahmst du sie?
Natur, aus welchem Morgenroth
Ging sie hervor auf dein Gebot?
Aus welchem Ros' und Veilchenduft
Webst du die sanfte Aetherluft,
Worinnen sie sich nährt und schmückt,
Und alles um sich her erblickt?
An welcher Sonne reifte sie,
Die reiche, warme Phantasie,
Die sich auf einem Blumenbeet
Als Königin den Thron erhöht,
Aus Perlenthau sich Kronen flicht,
Und Rosen von den Dornen bricht?
Ein Grab, als eine Blumenbraut,
Sich unter ihren Schwestern baut,
Und, in dem sanften Licht vom Mond,
In dieser ihrer Schöpfung wohnt?

Vier weitere Huldigungsgedichte Mercks an Lila hat K. Wagner im »Morgenblatt« 1843, Nr. 122 (23. Mai) und 132 (3. Juni) herausgegeben. In dem ersten dieser Gedichte »Bei'm Wiedererscheinen des Monds« feiert Merck Lila ebenfalls als »Serena«. Er hat ihr also in diesen Jahren eine ritterlich-zärtliche Neigung gewidmet.

XI.

Homburg den 26 Juni 1774.

. . . jetzt bin ich seit 3 Wochen mit Herrn von Stockhausen geheyratet, und glücklich es ist eine Schöne eine Empfindsame Seele voller güte und der zährtlichsten Empfindung fähig . . . er hat mir versprochen so bald wir nach Hessen gehen mich zu Ihnen zu führen; ich weiß noch nicht wenn es geschiehet weil es von der ablösung abhänget; der einzige gedancke daß mein Mann ein Officier ein Preuß. Offic. daß kcmt mir noch gar unerträglich vor, aber er wird es nicht allezeit bleiben. wir sind denn eben 13 Monat von einander geheyratet; den 6ten Juni war der große wichtige Tag. o Gott wie beklemt war da mein Hertz zwahr ohne Furcht auf die zukunft, ohne reue, aber ohne Freude ohne Muht, man sagt ich hätte ausgesehen wie ein Opfer daß man zur schlachtbanck führt, ein weißer Taffent mit Blumen geziehrt, war mein anzug aber die vielen juwelen mit welchen man mich kröhnte machten mich fast umsincken. Den 2ten May meine lieben Freunde wolte ich feyern ich stund vor meinem kleinen Altärchen im Rosen gährtchen mit meinem Bräutigam wir streuten Blumen auf den altar und baten den Himmel er möchte Sie Edles Paar Seegnen, aber sachte ich, den Tag möchte ich noch mehr Feyern; nun so küßen wir uns sagte er nun Sie die liebe kennen so können wir den Tag nicht beßer Feyern, ich erwarte Täglich nachricht daß meine liebe Freundin glücklich entbunden o wie werde ich daß kind lieben . . . .

ja Psyche ich bin u. werde glücklich seyn aber der gedancke daß ich so 2 Edle Hertzen als G[oethe] u. B[oden] unglücklich mache wird mich Ewig bekümmern ja Sie dencken beyde Edel o wolte Gott ich könte durch die Helfte meiner Jahre und meines Vergnügens daß Ihrige erkaufen, wie gern gäbe ich es hin. Adieu liebe Seele diese letzten Zeilen waren zu viel aber Sie erleichten mein Hertz: ich umarme Sie Beyde.

Louise.

XII.

[Homburg, den 16. September 1774: Lila hat durch einen Brief Herders die Nachricht von Karolines Entbindung erhalten; sie selbst fühlt sich ebenfalls guter Hoffnung.]

XIII.

[Homburg, den 25. November 1774: »und bin nun vollkommen von der ursache meiner Unpäßlichkeit überzeugt.«]

XIV.

[Homburg, den 2. Juni 1775: Bericht über das Gedeihen ihres Kindes.]

XV.

[Homburg, den 7. August 1775: Lilas Mann hat Ordre, zum Regiment abzugehen. »ich habe weder G[oethe] noch M[erck] gesehen.«

XVI.

Friedrichsfelde bei Berlin den 19. Februar [?] 1778.

. . . so viel ist aber wohl gewiß daß Kranckheit, Kummer, Sorgen, und Schwachmuht die Hauptursache meines Stillschweigens waren. unsre Seelen wollen zuweilen erschüttert seyn um Ihre existentz wieder recht zu fühlen. Doch liebe liebe Seele ich hätte Ihnen vielleicht noch nicht geschrieben wenn nicht kürtzlich noch da ich mit einer guten lieben Frau die Ihnen nicht kent, von Ihnen Sprach und ich so wehmüthig darbey wurde daß ich mich recht Satt geweint, und ich da sagte wie lange wir uns nicht gesehen nicht geschrieben, so gantz gegen einander verstumt o daß konte Sie so wenig begreifen wie mein Hertz; Ach Gott liebe liebe Frau meine P s y c h e! Sie müßen mich noch so lieben wie Sie mich geliebt haben ich kan ohne Rührung nicht an Sie dencken und könten Sie jetzo meine Trähnen sehen Sie würden Ihnen mehr zeigen als alles waß ich hierüber sagen kan . . . .

meine beyden lieben Kinder sind mein eintziger Trost bey diesen betrübten Krieges Zeiten . . .

waß macht Göthe der liebe Pilgrim ist ers noch, oder ist er ein HoffMann geworden? wenn er daß geworden wäre wie ich nicht glauben kan so sagen Sie Ihm nichts von Lilla aber weil ich gewiß hoffe daß daß nicht ist so sagen Sie Ihm viel liebes und gutes von seiner Freundin. Haben Sie Nachricht von Ihrer lieben Schwester? von Merck wie gehet es mit seiner heuslichen Glückseeligkeit? ich bin gantz außer aller connection gekommen. . . .

XVII.

Anclam den 28ten April 1781.

. . . vor zwey Jahren als ich Ihnen schrieb verlangten Sie eine beschreibung meiner Lage ich konte Ihnen nicht Trügen und Ihre liebe Theilnehmende Seele wolte ich nicht betrüben deßhalb schwieg ich. Aber ich kan nicht mehr, so oft habe ich mich gesehnt, ob wir uns je wiedersehen daß weiß der Große Gott, meine schlechte Gesundheit, meine schlechte Vermögensumstände, meine V e r b i n d u n g e n gegen die ich mich nicht empören kan hindern mich und benehmen mir alle Hoffnung den ohne diese letzteren würden mir alle andre Hindernüße nichts seyn ich käme auf einem schlechten Post wagen die Freude Sie liebe Theure wieder zu sehen würde mir Kräfte geben, und in Ihren Armen würde ich alle widerwärtigkeiten vergeßen. Aber alle diese Entschließungen kan ich in meiner Lage nicht

außführen. ich muß harren und Gedult haben. aber schreiben will ich Ihnen beste Liebe, und Nachricht von Ihnen haben, so verbant von allen meinen gewesenen Freunden zu leben daß kan ich nicht länger ertragen. Theils aus schonung vor meine Freunde Theils aus oeconomie wegen des Brief Porto habe ich mir diesen Trost versagen müßen, aber ich will lieber allem entsagen nur wenn ich zuweilen Nachricht haben kan. in diesem Öden Lande ist es mir doppelt unentbehrlich. einen eintzigen wahren Freund ausgenommen ein Rechtschafener ein Redlicher Gefühlvoller Mann habe ich nichts hier waß mein Hertz erfült, noch etliche gute Menschen aber die nicht die gantze Seeligkeit der Freundschaft kennen . . . .

St[ockhausen] ist gut aber gleiche Denckungsart u Empfindung macht unsre Glückseeligkeit nicht . . .

Vielleicht auch liebe können Sie etwas vor mich thun, Ihre liebe Hertzogin hat eine Gefühlvolle wohlthätige Seele. eine geringe Pension, so gering Sie auch sey würde mich erleichtern. ich habe an den [?] [1]) von [?] [1]) geschrieben welcher Pate zu meinem Sohn ist ich möchte so gern einen Hofmeister vor Ihn haben aber wie kan ich den bezahlen? aber der kan n i c h t s vor mich thun; beschwehrlich kan ich nicht fallen . . .

Ach meine Liebe Theure Freundin wo seyn die Glücklichen Jahre wo unsre eintzige Sorge wahr daß Vergnügen unsrer Freundschaft recht zu genießen? . . . . Den 2ten May zuweilen mache ich mir daß vergnügen Ihre Briefe zu lesen mit dem Mann wo ich oben erwähnt kan ich doch mit alle der Wärme von Ihnen reden, er ist der der Ihren wehrt und meinen Verlust fühlen kan. aber in dieser Jahres Zeit wo alles im Dienst ist, immer Exercirt wird, dann bin ich gantz allein, dann wird mir mein Zährtliches Gefühl zu einer Zentner Last. Sie wißen daß meine Liebe wenn ich mich nicht Mittheilen kann. In H[omburg] hatte ich doch die schöne Gegend die mich verstund daß ist hier nicht, alles öde und Kalt. aber keine Klagen mehr.

. . . . waß macht Göthe, und Merck und Ihre Schwester in Darmstadt . . . .

1) Unleserlicher Buchstabe.

XVIII.

[1781.]

Meine liebe beste Freundin ich will nur etliche Worte beyfügen um Ihnen zu bitten der lieben Hertzogin nichts von dem zu sagen worum ich Ihnen in meinem letzten Brief gebeten habe. Sie hat einen Zug von Großmuht gegen meinen Mann bewiesen der Ihm aus einer großen Verlegenheit hilft, u mich ganz beschämt macht und ob es mir zwahr von meiner jetzigen Lage nicht Lindert so wünscht ich doch nicht daß Sie etwas hiervon wüste . . . Liebe Liebe P s y c h e wo seyn die frohen Tage unsrer Jugend? o zuweilen wünsche ich recht hertzlich A l l e m ein Ende damit alles waß gut ist u sich liebt wieder vereinigt werde denn ohne dieses Glück kan ich mir keine Seeligkeit dencken. Leben Sie wohl lieben Sie mich beste ich bitte Ihnen ich bin es noch immer wehrt. Gott Seegne Sie und die Ihnen angehören. Adieu.

Bücherschau.

Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Vierter Band, II. Abteilung. Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Sechstes Buch, I. Abteilung, II. Teil. Dresden, Verlag von L. Ehlermann, MCMX.

Dieser soeben erschienene Halbband umfaßt nebst der Biographie Goethes, deren Neuausgabe wieder Prof. Dr. Max Koch besorgt hat, bloß den allgemeinen Teil der Goethe-Bibliographie: Bibliographische Hilfsmittel, Lebensbeschreibungen, Biographische Einzelheiten, Lokale Beziehungen, Denkmäler, Bildnisse, Goethe-Feiern, Literatur über Goethe, Goethes politische und nationale Stellung, Weltliteratur. Ästhetik, Poetik, Metrik, Sprache, Musik, Bildende Kunst, Religion, Philosophie, Naturforschung, Pädagogik, Briefe und Gespräche, Goethes Familie, Goethe und Schiller, Weimarisches Fürstenhaus, Weimar und seine Goethe-Stätten. Während Goedeke selbst 1859 noch die ganze Goethe-Literatur auf 43 Seiten zusammenstellen konnte, war sie in der zweiten Auflage 1891 in der Bearbeitung von Max Koch auf 192 Seiten angewachsen. Der vorliegende, nach einem Zwischenraum von 20 Jahren erscheinende Halbband der dritten Auflage erfordert für die H ä l f t e des Stoffes nicht weniger als 748 Seiten. Zehn Seiten davon (324—334) nehmen die Inhaltsangaben unserer »Chronik« ein. Die Zusammenstellung dieser dem Forscher wie dem Sammler gleich unentbehrlichen Bibliographie, zu deren eingehenderer Würdigung der uns zur Verfügung stehende Raum nicht ausreicht, hat Dr. Karl Kipka in Breslau besorgt.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/2, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 22. September 1911. Nr. 3—4.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Was hat Goethe an Ossian gefesselt? Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 7. März 1911 von Helene Richter. — Aus Goethes Notenheft von K. Rhode. — Über allen Gipfeln ist Ruh . . von Dr. August Nechansky. — Zu Goethes Stammbuch-Einträgen von Max Morris.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

In den Jahren 1910 und 1911 sind dem Wiener Goethe-Verein als Mitglieder beigetreten:

Badstüber, Hubert, Dr., Professor;
Baernreither, Georg v., Lunz;
Barber, Max, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Bernardt, Marie v.;
Bloch, Gustav, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Blum Irma;
Bode, Wilhelm, Dr., Schriftsteller, Weimar;
Boschan, Eugen v., Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Delannoy, René, Dr., Magistratskonzipist;
Duchek Marie, Hofratswitwe;
Eckstein, Walter, stud. jur.;
Ehrlich, Paula;
Feigl, Hans, Redakteur;
Fein, Rosa;
Fiedler, Paula;
Fischer, F., Dr., Geh. Medizinalrat, Pforzheim;
Fries, Luise;
Fries, Hertha;
Freud Alexander, kaiserl. Rat;
Geiringer, Ada, Frl.;
Gomperz-Bettelheim, Helene;
Graeser, Fritz Wilhelm;
Grohmann, Will, Leipzig;
Grünstein, Leo, Dr.;
Halle a. d. S., Deutsches Seminar:
Hamm Karl, k. k. Bezirksrichter;
Hornbostel, Hans;
Juhos, Ernst v.;
Kanzow Rudolph, Hamburg;
Kraupa, Mathilde, Lyzeallehrerin;
Lobmeyr Ludwig, Mitglied des Herrenhauses;
Lorentz, Alfred, Leipzig;
Maluschka, Alfons;
Mathias, Adolf, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Muhr, Elisabeth, Frau;
Neteke, Rudolf;
Niemetz, Marie, Lehrerin;
Paulovits, Konstanze v., Lehrerin;
Peitler, Hans, Dr., jun., Hof- und Gerichtsadvokat;
Pietschmann, Tony;
Pitz, Rudolf, Kaufmann;
Richter, Elise, Dr.;
Richter, Helene;
Rosenthal, Moritz;
Runge, Artur, Charlottenburg;
Ruß, Viktor, Dr., Privatdozent;
Sarg, Anna;
Sarg, Karl;
Schopper, Alfred, Landgerichtsrat a. D., Gera;
Schulz, Paul, Dr., Geheimer Rat, Vizepräsident des k. k. Obersten Rechnungshofs;
Sonntag, Kornelie;
Stagl, Rudolf, Professor;
Stauffer, Oskar, Dr., Zentraldirektor;
Stumme, Emmerich Gerhard, Dr., Leipzig;
Thimig, Hugo, Hofschauspieler und Regisseur;
Thompson, Beatrice;
Viol, Karl, Amsterdam;
Wahle, Julius, Dr., Professor, Archivar am Goethe-Schiller-Archiv, Weimar;
Waschmann-Wallach, Hermine;
Weissel, Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat;
Wilczek, Johann, Graf, Geheimer Rat und Kämmerer;
Wittgenstein, Justine;
Wittgenstein, Lyda;
Wittner, Otto, Dr.;
Wolff, Christine;
Wolff, Kurt, Leipzig.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich in diesem Zeitraum besonders verdient gemacht: Dr. Immanuel Brüch und Dr. Hermann Brüch, Wien; Frau Hofrat Ottilie Demelius, Wien; Professor Dr. Hans Gerhard Gräf, Weimar; Hofrat Professor Dr. J. Minor, Wien; Dr. August Nechansky, Wien; Dr Josef Nitter, Wien; Frl. Beatrice Thompson, Wien; Carl Viol, Amsterdam; Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Wien.

Was hat Goethe an Ossian gefesselt?

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 7. März 1911 von Helene Richter.

Der außergewöhnlich starke Eindruck, den Goethe von *Ossian* empfangen hat, ist durch zwei äußere Dokumente belegt: Goethe hat mit Merck eine Ossian-Ausgabe veranstaltet und er hat Stücke aus dem Ossian übersetzt.

Die Ossian-Ausgabe war ein Nachdruck in englischer Sprache. Die ersten zwei Bände erschienen 1773 und Goethe radierte für sie die Titelvignette, einen mit Fichtenzweigen bekränzten Schild, der die Inschrift: »*Works of Ossian, vol. I*« (bezw. »II«) aufweist. In einem Briefe an Kestner (Mai 1773) läßt Goethe Kielmansegg sagen: »... von unserem Nachdruck *Ossians* ist *Fingal*, ausmachend den ersten Theil fertig, kostet 36 Krz. Wenn er ihn will, schick ich ihn mit dem übrigen und bitte mir meinen *Ossian* zurück.«[1])

In einem undatierten Briefe an Sophie Laroche heißt es: »Ich schreibe Ihnen in Handlungsexpeditionssachen Merck & Comp. Hier sind 12 Exemplare *Ossian*. Das eine der gehefteten bittet er Sie anzunehmen.«[2])

Am 23. Juni 1773 schreibt Boie an Gotter: »Goethe hat den *Ossian* englisch nachdrucken lassen. Ein trefflicher Einfall!«

Allein das gemeinsame buchhändlerische Unternehmen gedieh offenbar nicht. Merck hatte nicht die nötige Ruhe, Goethe nicht den nötigen Geschäftssinn. So blieb es vorläufig bei den ersten beiden Bänden. Der dritte und vierte Band wurde 1777 mit Goethes neuradierter, vergrößerter und vergröberter Vignette von Merck allein bei dessen Verleger J. G. Fleischer (Frankfurt und Leipzig) herausgegeben.[3])

Goethes *Ossian*-Übersetzungen umfassen die stilvoll und worttreu wiedergegebenen *Lieder von Selma*, die mit Ausnahme des Schlusses in den *Werther* aufgenommen wurden; Bruchstücke aus dem 7. Buche *Temora* (*Fillans Erscheinung*, etwa das erste Drittel und *Erinnerung des Gesanges der Vorzeit*, das Ende dieses Buches); und *Darthlas Grabgesang*, den Schluß der Dichtung *Darthla*.

Proben dieser Bruchstücke, die Goethe im Oktober 1771 an Herder[4]) schickt, beweisen, neben ihre endgiltige Fassung gehalten, wie ernst Goethe die Übersetzerarbeit nahm. Er ringt hier, oft noch vergeblich, mit dem Ausdruck. In *Fillans Erscheinung* heißt es im Original von den Geistern der Vergangenheit (bei Goethe den Toten der Vorzeit): sie schreiten von Windstoß zu Windstoß (oder Luftwelle zu Luftwelle) *stride from blast to blast*. Dieses *stride* gibt Goethe erst mit »gaukeln von Wind zu Wind«, dann mit »schlüpfen von Hauch zu Hauch«, also sehr unbefriedigend wieder. Wenn wir aber im *Parzenliede* von den Göttern lesen:

»Sie schreiten vom Berge zum Berge hinüber«

so berührt uns der Vers in seiner Plastizität wie ein Anklang an das Ossiansche Bild. Es ist, als hätte es in der Phantasie des Dichters geschlummert und sich nun erst zum richtigen Ausdruck durchgerungen.

In *Erinnerung des Gesanges der Vorzeit* lautet eine Stelle: »Wo die rauschende Sonne hervorkommt aus den grünhäuptigen Wogen« — *where the rustling sun comes forth from his green-headedwaves*. Goethe übersetzt ungenau:

»Wo aufsteigt tönend die Sonne,
Von Wellen die Häupter blau.«

Vermutlich ist es dieser Vers, der im Gesang der Erzengel nachklingt:

»Die Sonne tönt in alter Weise«

obzwar auch Dante (Inferno I. u. a. a. O.) das Bild von den tönenden Sphären gebraucht.

Trotz des Begeisterungstaumels, den die erste Bekanntschaft mit *Ossian* in Goethe erzeugt, regt sich doch bereits die wissenschaftliche Methode des gründlichen Forschers in ihm. Er schafft sich[1]) »Bücher zur skaldischen Literatur« an, Hickes *Thesaurus Linguae Septentrionalis*, des Olaus Wormius *Litteratura Runica et ipsius Scripta* und die Schriften Mallets, kurz die damaligen maßgebenden Werke für nordische und keltische Altertümer. Er besitzt die gaelische Version des 7. Buches *Temora*, den vermeintlichen Urtext, und es entgeht ihm nicht, daß die »*Relicks* (*sic!*) und Ossians Schottisch eine verschiedene Wirkung auf Ohr und Seele üben«.

Er schreibt an Herder (Oktober 1771): »Der ungebildete Ausdruck, die wilde Ungleichheit des Silbenmaßes (von dem ich freilich nicht mehr sagen kann, als daß es ungleich ist), das nachklingende Pleonastische, das zwar Macpherson manchmal übersetzt: *Lumon of foamy streams*. Im Original hängts aber fast an jeder Zeile[2]) — — — giebt dem Silbenmaass einen eigenen Fall u. dem Bild eine nachdrück-

[1]) *Der junge Goethe*. Neue Ausgabe von Max Morris 1910. Bd. III, S. 44.

[2]) *Der junge Goethe*, Bd. III, S. 43.

[3]) Vgl. *Zeitschrift für Bücherfreunde*, Okt. 1907 (11. Jahrg., 2 Bd., S. 283), *Goethes Ossian-Ausgabe* von Direktor O. Ulrich, Hannover.

[4]) *Der junge Goethe*, II, 110.

[1]) *Ephemeriden. 1770. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts* von Bernh. Seuffert, 1883.

[2]) Folgen Beispiele.

liche Bestimmung; das alles zusammen rückt sie weit von dem englischen Balladenrhytmus, von ihrer Eleganz« usf.

Die Apposition, die Goethe hier als »das Pleonastische« bewundert, geht, häufig in der Form von Komposita, auch in seinen Stil über (vgl. *Harzreise:* Brüder der Jagd, Morgenwolken, Goldwolken, Dickichtsschauer, Wintergrün).

Goethe glaubte mit ganz Deutschland, im *Ossian* eine unverfälschte gaelische Volksdichtung vor Augen zu haben. Seitdem die *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* (VIII. Bd. 2. Stück, 1762) die erste Anzeige des *Fingal*, »in's Englische übersetzt durch Herrn Pherson«, und (IX. Bd., 1. Stück, 1763) die der *Temora* gebracht, war Ossian gewissermaßen als der ideale Dichter des Sturms und Dranges, als der nordische Homer sanktioniert. Herder erklärt noch 1773, in *Ossian* »ein unerwartetes episches Original« gefunden zu haben, die Lieder eines lebendigen, freiwirkenden Volkes. Ihre Ursprünglichkeit leugnen, sei zweifelnde Halsstarrigkeit. Ihm sagt der Geist des Werkes mit prophetischer Stimme: So etwas kann Macpherson unmöglich gedichtet haben. So etwas läßt sich in unserm Jahrhundert nicht dichten. Ähnlich erklärt noch Hegel: »Es ist unmöglich, daß irgend ein heutiger Dichter dergleichen alte Volksgebräuche und Begebenheiten aus sich allein schöpfen kann.«[1])

Diese Urteile, in denen das Gefühl die Rolle des kritischen Beweises an sich reißt, decken sich mit dem Thomas Grays, des Verfassers der *Elegie in einem Dorfkirchhofe geschrieben*, der als einer der frühesten Erforscher keltischer und nordischer Literaturdenkmale die Autorität eines wissenschaftlichen Fachmannes besaß. Gray erkennt in den Fragmenten »Natur, edle, wilde Phantasie, Geisterstimmung«. Er ist »toll über die schottischen Gedichte.« Der äußere Augenschein sei gegen die Echtheit, aber der innere spreche in überzeugender Weise für sie. Macpherson müsse entweder der Dämon der Poesie in Person sein, oder er habe einen Schatz gefunden.[2])

Daß man von diesen beiden Möglichkeiten nur die letzte ins Auge faßte, mag seinen Grund darin haben, daß James Macpherson (1736—1796) in keiner Hinsicht eine imponierende Persönlichkeit war. Er flößte weder als Mensch Vertrauen ein, noch als Dichter, noch als Gelehrter. Ein dürftiger Hochlandsjunge, Armenschüler der Theologie in Aberdeen und frühzeitig Lehrer an der Armenschule seines schottischen Geburtsdorfes, besaß er kein soziales Ansehen. Sein episches Gedicht: *The Highlander* (Der Hochländer), mit dem er 1758 hervorgetreten, war durchgefallen. Wenn die Nachgeborenen in dem düster hochtrabenden Jünglingshelden dieser Dichtung, in einer turteltaubenzarten Königsmaid, in dem Gemisch von Sentimentalität, Grandezza, Schlachteningrimm und feinem Naturgefühl schon wesentliche Züge des *Ossian* angedeutet finden, so waren diese an sich doch nicht stark genug, um die Zeitgenossen zu packen. Man traute dem Verfasser des *Highlander* so wenig eine selbständige erhabene Dichtung zu wie dem Knaben Chatterton.

Zu diesem Mangel an überzeugender Individualität gesellte sich hier wie dort die überschwengliche und völlig kritiklose Vorliebe für die primitive Stufe der heimischen Vergangenheit, eine Vorliebe, die als typisches Merkmal der aufkeimenden Romantik, als eine Form des Rousseauschen Naturideals in der Sturm- und Drangzeit erscheint. Die Begeisterung für das Alte, Urwüchsige, Bodenständige wird zur persönlichen Herzenssache und geht Hand in Hand mit dem erstaunlichsten Mangel an positiver Kenntnis des Altertums und an instinktivem Gefühl für Echtes und Falsches. Je intensiver die Beschäftigung mit dem »Alten« ist, desto mehr wird sie zu einem Schwelgen in subjektiven Empfindungen.

Aus dieser Eigenheit der Zeit erklärt sich die umfassende pseudo-archaische Literatur jener Epoche. Sie beruht entweder auf Selbsttäuschung, wie bei Thomas Percy, der sich in seiner Begeisterung für das Volkslied nicht darüber Rechenschaft gibt, wie weit er selbst in seinen *Relics of Antient English Poetry* die Befugnis des Herausgebers überschreitet; oder sie geht auf bewußte und berechnende Ausnützung der Zeitläufte zurück. Macpherson gehört in die zweite Rubrik. Er war kein unbedingt lauterer Charakter wie Percy.

Ein Artikel des *Scot's Magazine*, 1755, lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf die noch ungehobenen Schätze gaelischer Volkspoesie. Auf zwei Hochlandsreisen hörte er dann gaelische Lieder und sah geschriebene Texte.[1]) Seine Sammellust erwachte.

Gleichzeitig aber fühlte sich auch sein Schöpfungsdrang angeregt und trug es über jene davon.

Technische Schwierigkeiten mochten dabei vielleicht den Ausschlag geben. Macpherson verstand die alten Texte vermutlich viel zu wenig, um sie treu zu übersetzen. Das moderne Hochlandsgaelisch, das seine Muttersprache war, deckt sich keineswegs mit dem Dialekte jener Handschriften, deren Entzifferung

[1]) *Ästhetik*, III, 346, 405. (Werke 1838.

[2]) Brief an Mason, 1760.

[1]) Rev. Archibald Clerk, der Anwalt der Echtheit *Ossians* erklärt, daß sich in der *Advocates Library* zu Edinburgh sechzig drei bis fünfhundert Jahre alte gaelische Manuskripte befinden, unter ihnen ein im wesentlichen mit *Temora* übereinstimmendes. (*The Poem sof Ossian*, 1870.)

für Sprachgelehrte ein mühsames, langwieriges Studium bildet. Nur eine in philologischer Hinsicht so fabelhaft naive Zeit wie das 18. Jahrhundert, konnte glauben, daß ein junger Mann ohne alle Vorbildung Tausende von Versen im Handumdrehen aus einem Urtext wiedergebe, der für Laien ein Buch mit sieben Siegeln sein mußte.

In der Einleitung zu *Temora* (1763) sagt Macpherson offen, daß er keine umfassende Kenntnis des Gaelischen besitze. Selbständige Nachdichtung war für ihn nicht nur die kürzere, bequemere, sondern die einzig mögliche Art, sich mit den alten Liedern abzufinden.

Bemerkenswert ist es, daß in England der unbedingte Glaube an *Ossian* nur ein Jahr gedauert hat. Schon 1761 tauchten Zweifel an der Echtheit auf. So sagt der Kritiker der *Monthly Review* bereits im September 1761, Ossian nehme sich neben Homer aus, wie ein Zwerg neben dem Koloß von Rhodos; während Herder noch zehn Jahre später im *Ossian* »den Geist der Natur singen hört, wie im Homer«.

1762 erfolgte der erste direkte Angriff auf die Echtheit des *Ossian*. Aber die Kontroverse erhöht vorläufig nur seine Volkstümlichkeit. Macpherson wirft sich in die Brust und erklärt in der Einleitung zu *Temora*, daß er es jeden Augenblick in der Hand habe, durch ein Vorweisen der Manuskripte dem Streite ein Ende zu machen. Percy forderte ihn dazu auf,[1] und Macpherson soll nach einer Aussage des Verlegers Beckett 1764 in dessen Buchhandlung am Strand Handschriften zur Einsicht ausgestellt haben,[2] von denen aber niemand Gebrauch gemacht hätte. Tatsächlich bekundete er in demselben Jahre den genialen Wagemut, mit dem Original des 7. Buches *Temora* in die Öffentlichkeit zu treten. Dieses Original, das Goethe so sorgsam mit der Macphersonschen englischen Version verglich, aber war nichts andres als eine selbstgefertigte Übersetzung ins Gaelische.[3] Macpherson hatte den kühnen Plan, stückweise den gaelischen Gesamttext des *Ossian* herzustellen, aber das Unterfangen war zu schwer; er kam darin nicht weit.

Seine Lage wurde bedenklich, zumal als Johnson, noch immer der Oberbonze der englischen Kritik, ihn in den schärfsten Ausdrücken der Fälschung zieh.[4] Nicht persönlichen Dichterruhm hatte er von der Enthüllung zu erwarten, sondern nur die Diskreditierung seines Werkes. Denn Johnson gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er zu Boswell sagte: »Wäre *Fingal* wirklich ein altes Werk, so wäre es eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Als modernes Produkt ist es nichts.« Der letzte Schatten eines Zweifels an der Echtheit war für Macpherson dem Geständnis der Wahrheit vorzuziehen. Es blieb ihm nichts übrig, als das Erscheinen der durch patriotische Mittel vorbereiteten Gesamtausgabe der gaelischen Texte hinauszuschleppen, bis ihn 1796 der Tod aus der Klemme riß.

In seinem Nachlasse fanden sich keinerlei gaelische Handschriften. Was er etwa von solchen besessen hatte, mußte er vernichtet haben, vermutlich um einen Vergleich zu hintertreiben.

Als die Gesamtausgabe 1807 endlich erschien, kam sie einem völligen Bankerott gleich. Für 22 englische Gedichte gab es nur 11 gaelische, und diese waren fragmentarisch, von Archaismen aus verschiedenen Sprachperioden durchsetzt, in einem farblosen Idiom von willkürlicher Struktur und Grammatik gehalten, das obendrein den Einfluß klassischer Bildung verriet. Keine Zeile dieser Gedichte ist vor Macpherson schriftlich nachweisbar. Der »Urtext« war tatsächlich die letzte Übersetzung, die der *Ossian* erfuhr, nachdem man ihn bereits in allen europäischen Sprachen gelesen hatte.

Macpherson war ein eitler, für den äußeren Erfolg empfänglicher Mann, der noch letztwillig 500 Pfd. Sterling zur Errichtung eines Standbildes für sich bestimmte. Es ist eines der merkwürdigsten psychologischen Probleme der Literaturgeschichte, was ihn dazu bewegen mochte, so eigensinnig auf den Dichterlorbeer zu verzichten und seine schönen, warm empfundenen Gedichte einem nebelhaften Schemen der Vorzeit unterzuschieben. Denn tatsächlich waren es seine eigenen Gedichte, so gut der *Nathan* Lessings Werk ist trotz der zugrunde gelegten Parabel von den drei Ringen, oder der *Faust* Goethes trotz des alten Volksbuches. Macpherson hatte den gaelischen Gedichten nur so viel entnommen, um bei den Altertumsenthusiasten einen »Widerhall der alten Zeit« zu wecken.

Für die sechzehn 1760 erschienenen *Fragmente* sind zwei alte Balladen benützt, für die sechs Bücher des *Fingal* etwa 200 alte Verse. Die gaelische Volkspoesie kennt keinen König von Morven, der ein Zeitgenosse des Caracalla war und dessen Heldenruhm sein Sohn Ossian besang. Das Urbild des Macphersonschen Fingal ist der irische Held Finn Mac Cumhail, der der Sage nach im dritten Jahrhundert n. Chr. zum Schutze des Königs und zur Abwehr des Feindes eine Art kriegerischer Tafelrunde um sich sammelte, die Fiann, denen der moderne Bund der Fenier seinen Namen entlehnt.

Finns Sohn ist Oisin, Ossin oder Ossian (Os: der kleine Hirsch). Balladen des *Book of Leinster* 1150) schildern ihn, wie er, alt und erblindet, dem heiligen Patrick, dem Missionär Irlands, die Geschichte der Helden erzählt. Finn-Balladen des 15. Jahrhunderts

[1] *Five Pieces of Runic Poetry*. 1763.
[2] Vgl. Clerk, *Ossian*, 1870.
[3] Vgl. Smart, *James Macpherson*, 1905, I. 186.
[4] *Journey to the Western Isles of Scotland*, 1773.

waren zu Macphersons Zeit noch in Leinster lebendig, aber er stellte von vornherein ihre Echtheit in Abrede, um bei einem etwaigen Vergleiche dem Vorwurfe der Fälschung vorzubeugen.

Tatsächlich bedeuten die gaelischen Volkslieder für ihn nicht viel mehr als den Stoff, den er in eigenmächtiger Weise umgestaltete. Vor allem verpflanzte er, bestimmt durch jenes die Romantik kennzeichnende patriotische Moment, den irischen Sagenkreis nach Schottland und strich sowohl alles, was als Verherrlichung Irlands aufgefaßt werden konnte, wie auch alle Anspielungen auf Patrick, um die Dichtung in eine vorchristliche Ära zurückzuschrauben. Das Ganze wurde dem Hochlande angepaßt und mit einem Lokalkolorit ausgestattet, wie es glänzender kaum je einem Dichter gelungen. *Ossian* ist in einem höheren Sinne als dem philologischen von unbestrittener Echtheit. Was Macpherson schildert, sind die Stätten seiner Kindheit, die eigenen Jugendeindrücke, geschaut und erlebt mit durchaus modernem Naturgefühl, das dem primitiven gaelischen mitunter geradezu entgegengesetzt ist: Ausführliche Naturschilderung bildet eine Eigenheit der Kunstpoesie. Die Volksballade weist nur ein Minimum an Lokalkolorit auf. Naturbeseelung, Natursympathie, sind in der Dichtung eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Im *Ossian* ist die Natur in einem bisher noch nicht dagewesenen Grade mit Stimmung durchsättigt. In der Schilderung waltet eine ungefesselte Phantasie mit einer Art natürlicher Magie. Dem Sturme, der im Hochlande die Nebel und Wolkengebilde zu phantastischen Formen ballt, ein Gestalter rauher Schönheit, war in Macpherson der eingeborene Dichter erstanden. Er schildert die rauschende See, den Mond in all seinen Phasen. Niemals ist der Stimmungsapparat mit größerer technischer Gewandtheit gehandhabt worden. Goethe berauschte sich an Macphersons Naturgefühl[1]) und bildete dessen Kunst, großartige Naturbilder, ohne unmittelbar ausgesprochene Beziehung auf ethische Momente zu Stimmungsausdrücken zu machen, in sich selbst zu höchster Vollkommenheit aus. (Vgl. *Faust:* Wald und Höhle; *Harzreise* usw.)

Aus dem Naturgefühl des 18. Jahrhunderts heraus geboren, war der *Ossian* auch modern in der reflektierenden Art der Naturbetrachtung, die sich unmittelbar an Gray anschloß, ja selbst wörtliche Anklänge nicht scheute. Aber Macpherson war den Dichtern, bei denen er Anleihen machte, an Talent überlegen, seine stärkere Natur vermochte sich das Fremde zu assimilieren. Hieraus erklärt es sich, wieso man selbst auf der Hand liegende Entlehnungen aus zeitgenössischen Dichtern nicht merkte. Sein kluges Vorbeugen hätte ihm sonst wohl weniger genützt. In *Berathon* heißt es: Söhne künftiger Jahre werden dahingehen. Ein anderes Geschlecht wird erstehen. Wie die Wellen des Ozeans sind die Menschen; wie die Blätter des waldigen Morven vergehen sie im brausenden Wind, und andere Blätter heben ihre grünen Häupter in die Höhe.[1]) Dazu die Anmerkung: »Derselbe Gedanke findet sich fast in denselben Worten bei Homer.« Auf diese Weise meinte Macpherson der Entdeckung eines Plagiates zuvorzukommen und es als zufällige Übereinstimmung hinzustellen. Aber ohne das starke Talent, das sich überall frei bewegt und nirgends von einer archaisierenden Absicht beengen läßt, hätten seine klugen Kniffe ihm nicht viel geholfen.

Wie das Leben der Natur, so ist das der Helden im *Ossian* mit modernen Augen geschaut. Die echte gaelische Dichtung ist reich an konkreter Schilderung, die häufig durch langweiliges Detail ermüdet. Macpherson vermeidet jedes Eingehen auf Einzelheiten aus dem einfachen Grunde, weil jedes Detail für seine Unkenntnis der alten Sage wie der alten Kultur eine gefährliche Fußangel bedeutet. Geht er von diesem Grundsatze ab, so gibt er sich eine Blöße. Er bewaffnet z. B. seine alten Kelten, die in Wirklichkeit nur mit Schwertern fochten, mit Speer und Bogen.

Die Ossianschen Dichtungen sind die allerabstraktesten und unbestimmtesten. Sie haben so gut wie keinen Inhalt. Sie lassen über Sitten, Glauben, Gesetze ihrer Helden im Dunkeln. Desto eingehender wird deren Gemütsverfassung behandelt. Aber auch sie entspricht keineswegs der urwüchsig derben Schlichtheit reckenhafter Naturmenschen, sondern sie spiegelt die von Sentimentalität durchtränkte Gefühlsverfeinerung und Gefühlsüberschwenglichkeit des 18. Jahrhunderts. Die »Wonne des Wehs« kommt selbst unter dieser Bezeichnung vor — *pleasure is the joy of grief,* heißt es in *Carric Thura:* und in *Themora,* wo Goethe es *(Erinnerung des Gesanges der Vorzeit)* mit »der Wehmut Freude« übersetzt. Der Ästhetiker Hugh Blair, der als Geleitwort zu *Fingal* eine Abhandlung über *Ossian* verfaßte, wies bewundernd auf das stetige Pathos der Dichtungen hin. Auf die Trauer folgt keine Reaktion der Freude. Aber in echter Volkspoesie hält dem Pathetischen das Groteske die Wagschale und in den gaelischen Liedern ist dies in besonderem Grade der Fall. Das heitere keltische Temperament verlangt nach der Spannung des Kampfes oder der Trübsal eine Lösung in Heiterkeit und Spiel. Ossians Helden ergötzen sich selbst in der Freude an leidvollen Betrachtungen, sie bleiben immer würdevoll und ernst. Auch darin liegt ein Zug des 18. Jahrhunderts, das in

[1]) Vgl. *Werther.* Bd. II (12. Oktober): »Ossian hat in meiner Seele den Homer verdrängt« usw.

[1]) Vgl. *Ilias*, Bd. VI, 146:
Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verwehet zur Erde der Wind nun; andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet.

Banalität zu verfallen fürchtete, wenn es sich ungezwungen, harmlos gehen ließ.

Ebenso modern ist die Höhe von *Ossians* ethischem Standpunkte. Die den Dichtungen zugrunde liegende Fiktion eines wilden Volkes von ritterlichem Anstande, von primitiven Sitten bei edelster Verfeinerung des Gemütslebens schmeichelte dem romantischen Geiste des 18. Jahrhunderts. Sie entspricht nicht der rohen Natur des Urzustandes, sondern dem verfeinerten, durch eine lange Kultur hindurchgegangenen Naturideal des Rousseauschen Zeitalters. Es handelt sich mehr um ein Stimmungsleben in der Natur als um ein Naturleben.

Mit den rohen, wehrhaften, in wenig markigen Zügen gezeichneten Recken des Beowulf-Liedes haben Macphersons Helden wenig Ähnlichkeit. Ihre Pose ist immer großartig, wie das 18. Jahrhundert es liebte. Sie sind Ritter ohne Furcht und Tadel, Seelen ohne Schuld und Fehle. Ihr Dichter duldet keinen Fleck im Spiegel ihrer Erhabenheit. Durch diese Einseitigkeit geht ihnen die menschliche Rundung verloren. Mit der menschlichen Schwäche fehlt ihnen die menschliche Liebenswürdigkeit. Die Ossianschen Helden weisen eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem gleichzeitig in der Literatur heimisch werdenden romantischen Typus des edlen Räubers auf. Sie sind, physisch wie geistig, Kraftnaturen von unbezwingbarer Tatkraft, von unbesiegbarer Tapferkeit und daneben voll feinstem Zartgefühl, voll Weichheit und Milde, halb Löwe, halb Lamm. Auch die Ruinen- und Gespenstermotive nimmt Macpherson der Schauerromantik vorweg, doch so, daß sie unter Vermeidung aller rohen Effekte nur der Erhöhung der Stimmung dienen.

Originell wie der Inhalt ist die Form des *Ossian*. Die alten gaelischen Lieder haben eine komplizierte, kunstvolle Prosodie. Macpherson war vermutlich nicht imstande, sie nachzubilden. Aber er machte aus der Not eine Tugend. Nichts könnte sich dem schwermütigen, nebelhaft ungegliederten Inhalt besser anschmiegen als die rhytmische Prosa, die, tatsächlich nicht minder kunstvoll als die metrische Sprache, von der revolutionären Jugend dennoch als eine Kriegserklärung gegen den Regelzwang des Verses bejubelt wurde. In allem hatte Macpherson den Wünschen und Neigungen seiner Zeit Rechnung getragen. Aus der Altertumsvorstellung, aus der patriotischen Idee, aus dem Naturgefühle des 18. Jahrhunderts heraus war der *Ossian* geboren. Er war das Eigentum, ja das Produkt dieses Zeitalters, Fleisch von seinem Fleische. Es war die eigene Seele des Jahrhunderts, die ihm aus dem *Ossian* entgegenklang und es hinriß. Daraus erklärt es sich, daß die Bewunderung oft gerade das an ihm hervorhebt, was gegen seine Echtheit spricht. In der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* heißt es über *Temora* (1763): »Man findet eben die Größe der Gedanken, eben das Feuer des Genies, eben die Kraft des Ausdruckes, eben die Kühnheit der Metapher, eben die schnellen Übergänge, die unwiderstehlichen und unerwarteten Züge des Pathetischen und Zärtlichen und die Ähnlichkeit in Gleichnissen und Wendungen.«

Ohne Übertreibung darf man Macpherson einen typischen Vertreter der spezifischen Geistes- und Gefühlsart des 18. Jahrhunderts nennen. Und so darf man wohl auch behaupten, daß es eben diese Eigenschaft war, die Goethe vor allem am *Ossian* fesselte: der kongeniale Dichtergeist in grundmoderner Verkörperung, das Wesensverwandte. Gerade das Nichtantike, gerade der Mangel an Barbarentum, gerade das Verfeinerte, Überschwengliche entflammte seine mitverstehende Seele.

Goethe selbst hat in der *Iphigenie* seine Naturmenschen alles Rohen, Ungeschlachten, Wilden entkleidet und sie zu Charakteren von edelster Natürlichkeit geläutert. Sie repräsentieren eine Blüte höchster Kultur, sie sind — ohne nationale oder persönliche Individualisierung — Idealtypen des 18. Jahrhunderts Noch sichtbarer tritt diese Analogie mit *Ossian* im *Tasso* hervor. Hier bekommen wir nichts von dem rohen Impuls- und Instinktleben der Renaissance zu sehen, sondern nur ihre höchst verfeinerte Sensitivität, nur ihren sublimierten Geist in höchst gesteigerter Potenz; nur die Perle, nicht das häßliche Gallerttier, das sie ausscheidet; nichts von dem Triebleben der Bestie. Die Menschen sind ausgefüllt mit edelstem Kerngehalt des 18. Jahrhunderts. Sie sind Träger seines Humanitätsideals. Alles Barbarische, Zufällige ist ausgeschlossen und nur die Kristallisation des Ewigmenschlichen übrig geblieben. Für Goethe lag darin ein Bedürfnis seiner Natur. Vielleicht konnte er darum zur französischen Revolution kein Verhältnis gewinnen, weil er hier die Scheidung zwischen den barbarischen Zufälligkeiten und dem typisch Menschlichen infolge der allzu großen zeitlichen Nähe nicht durchzuführen vermochte. Dieses Ewigmenschliche in der dem Zeitalter entsprechenden Form aber ist auch der wesentliche Gehalt des *Ossian*. Nur dadurch erklärt es sich, daß er untereinander so heterogene Persönlichkeiten wie Byron, Napoleon, Goethe in maßgebender Weise beeinflussen konnte.

Wenn man sich heut auch darüber wundert, wie der Dichter des *Veilchen* den *Ossian* für naive Volkspoesie halten konnte, so wird doch niemand in Abrede stellen, daß auch Macpherson, wie Goethe von sich sagt, »an dem Herzen des Volkes nachgefragt« hat, an dem Herzen seines Volkes und seiner Zeit. Eben darin äußert sich sein Genius. Der Mann, der als Fälscher gebrandmarkt, erst ein Gegenstand erbitterter Befehdung, dann tiefer Geringschätzung bildete, verdient, unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet zu werden: Macpherson war ein urwüchsiger, großer Dichter.

Aus Goethes Notenheft.

Vgl. Chronik XXIII, 31 f., XXIV, 61.

Von K. Rhode, Marburg in Hessen.

I.

Das Lied Nr. 68: »An den Mond«.

Die Entstehung der Ton- und der Wortdichtung.

1. Die Mondlied-Komposition gehört zu der Gruppe der zwischen dem 15. Dezember 1777 und 9. März 1778 von Wiener geschriebenen Noten (Chronik, XXIV, 64). Er hat sie offenbar kurz nach der Ablieferung der ersten beiden Gruppen (15. Dezember 1777), d. h. noch im Dezember 1777 erhalten. Denn da Goethe die Bezahlung bis zur völligen Fertigstellung des Heftes anstehen ließ (9. März 1778), so war es seine Pflicht, Wiener dadurch schadlos zu halten, daß er ihm das übrige Material in kürzester Frist zustellte. Haben somit die Noten zum Mondliede Goethen schon zu Anfang Dezember 1777 vorgelegen, so kann die Tondichtung selbst nicht wohl später entstanden sein als November 1777.[1])

2. Die Abfassung der Wortdichtung fällt, da die Mitteilung des Textes an den Komponisten und die Erfindung der Melodie einige Zeit in Anspruch nahmen, offenbar nicht später als Sommer 1777.

Sie fällt aber auch nicht früher:

nicht vor den Beginn des März 1777, weil der Schauplatz des Gedichts, das Gartenhaus an der Ilm, zur Winterszeit[2]) von Goethe zum erstenmal im Winter 1776/77 bewohnt ward;[3])

und nicht vor dem Mittsommer, weil die in dem Gedicht so anziehend geschilderte Mischung von Mondenschein und Nebel dem Sommer eigentümlich ist[4]) und gerade an heißen Tagen auch besonders erquicklich wirkt.[5])

[1]) Im Bereiche der Liedmusik gehört Kaysers Komposition zum Liede »An den Mond« mit denen zu »Süßer Tod« (Nr. 32) und »Jägers Nachtlied« (Nr. 34) zu seinen besten Leistungen; sie spricht durch ihre einfache und stimmungsvolle Melodie noch heutigentags an (vgl. M. Friedländer, Schriften der Goethe-Gesellschaft [1896] XI, 140 zu Nr. 138).

Im Briefe an Frau v. Stein vom 11. November 1777 (W. W. IV, 3, 185, Nr. 146; »Chronik« XXIV, 62) gibt Goethe einem nicht näher gekennzeichneten Tonstücke Kaysers, »das er ihr bringen will,« die Bezeichnung: »liebliches Lied«. Wenn dies Lied, wie wir vermuten, das Lied Nr. 68 war, so wäre Goethes Urteil ein neuer Beweis dafür, wie sicher er das Gute aus dem Mittelmäßigen herauszufinden wußte. Ferd. Hiller (Goethes musikalisches Leben, Köln 1883) bemerkt bei Besprechung von Goethes Äußerungen über Kaysers Musik zu »Scherz, List und Rache«, daß mit Goethes Beurteilung der von ihm erwähnten Stücke, obschon sie offenbar aus einer dem Tonsetzer geneigten Stimmung hervorgehe, sich jeder Musiker nur einverstanden erklären könne. Der Freundin Goethes war das Lied zeitlebens lieb. Denn noch viele Jahre nachher — 1786 — als sich ihre Beziehungen zum Dichter gelockert hatten, war ihr Kaysers Melodie zum Mondlied wohl vertraut (vgl. die Bemerkung des Verfassers. »Chronik« XXII, 13) und das Blatt mit Kaysers Noten ist von allen ihren Noten das einzige Musikstück, das sich erhalten hat. (»Chronik« XXII, 30.)

[2]) Vgl. Vers 13, 14:

»Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt.«

[3]) Im ersten Winterhalbjahr seines weimarischen Aufenthaltes — 1775/76 — hat Goethe nicht an der Ilm, sondern in der Stadt gewohnt, nach Kriesche »Die Stadt Weimar zur Zeit Goethes« (Weimar 1909, S. 205) und Schnaubert, »Weimars Stadtbild« (Weimar 1909, S. 20) im Hause des Kammerpräsidenten v. Kalb auf der Esplanade. Das Gartenhäuschen bezog er erst im Mai 1776. (W. W. IV, 3, 62 u. 66, Nr. 459 u. 463).

[4]) Vgl. Goethes Bemerkung im »Versuch einer Witterungslehre« (1825; A. l. H. Bd. 51, 273 unter »Jahreszeiten«):

»So sehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunstung . . . der Erdoberfläche . . . vor sich geht, so ist sie doch im Sommer bei uns stärker als im Winter.«

Die Nebelbildung entsteht im Sommer bekanntlich dadurch, daß sich auf feuchten Wiesen oder in Flußtälern, wenn die Temperatur der Luft unter die des Wassers sinkt, das letztere infolge seines Überschusses an Wärme zu Wasserdampf verflüchtigt, der sich in den übergelagerten kälteren Luftschichten in schwebende Tröpfchen auflöst.

[5]) Mit der durch den Blick des Mondes dem Tale verschafften Linderung (Vers 5 und 6) ist die Erquickung gemeint, die sich allem Lebenden mitteilt, wenn beim Erscheinen des Mondes die Nebel sich erheben und wohltätige Kühlung bringen.

Über »lindern« im Sinne von »erfrischen«, »beleben«, vgl. Goethes »Erklärung eines alten Holzschnittes« (W. W. I, 16, 123, Vers 165—172):

»Der manches Schicksal wirrevoll
In deinem Aug' sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuss
Wiedergeboren werden muss,
Wie er den schlanken Leib umfasst,
Von aller Müh' er findet Rast,
Wie er ins runde Ärmlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.«

Wie belebend Mond und Nebel auf die Erdgeschöpfe wirkt schildert Goethe schön in den von ihm 1820 gedichteten Versen »Stratus« (Howards Ehrengedächtnis):

»Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!«

Die Ansicht, daß der Mond die Nebelbildung fördere, ist durchaus volkstümlich. Auch Goethe bekennt sich zu ihr:

Urfaust, Vers 42, 44.

»Auf Wiesen in deinem Dämmerweben
— in deinem Tau gesund mich baden.«

Vgl. auch Gottfr. Keller, »Stille der Nacht«:

»Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf tautrunknen (d. i. vom Mond betauten) Fluren liegt.«

Vgl. Wilh. Hrch. Roscher, »Über Selene und Verwandtes« (Leipzig 1890, S. 49 ff. und Nachträge 1895, S. 24 ff.).

Da der Mond zur Zeit der Dichtung in solchem Glanze strahlte, daß das Tal davon erhellt ward, die Vollmondserscheinung aber in den Monaten Juni bis August 1777 auf den 20., bezw. 19. traf,[6]) kommt für die Entstehung des Liedes nur die zweite Hälfte eines der drei Monate in Betracht.

Diejenige des August ist um deswillen ausgeschlossen, weil nach dem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 11. August 1777 an diesem Tage das Lied bereits gedichtet war.[7]) Da ferner in den Wochen, die der Dichtung vorausgingen, der Dichter durch das Leiden der Freundin bekümmert war — vgl. Verse 3 und 4 und 17—24[8]) — im Monat Juni aber, seinem eigenen Bekenntnis zufolge — vgl. den Brief an die Mutter vom 28. Juni — sich äußerst glücklich fühlte und diesem Glücksgefühl nur durch den Tod der Schwester schmerzlich entrissen ward,[9]) so muß auch der Monat Juni als ausgeschlossen gelten und bleibt nur die Zeit von Mitte bis Ende Juli übrig. In der Tat läßt sich für sie von den beiden im Gedicht zu schöner Harmonie verschmolzenen Motiven:

der Bekümmernis des Dichters über den Lebenshaß der Freundin und — im Gegensatz hiezu — des heiteren Friedens der Mondnacht,

der Einfluß des ersteren Motivs noch deutlich nachweisen.

Wir lesen:

A. in den Briefen an Frau v. Stein (W. W. IV, 3).

S. 164. Weissenburg, Sonnabend, 12. Juli 1777 abends 9 . . . . .

ich habe heut, den Göttern sei Dank, von 8 Uhr früh bis abends 8 Uhr gezeichnet, in Kochberg und hier immer mit gleicher Freude und gleicher Hoffnung, daß es Ihnen auch Freude machen soll, so wenig Hoffnung dazu ist. Denn wenn die Natur Sie nicht mehr freut, wie soll Sie mein Stammeln dran vergnügen? Genug auf dem Papier sind allerlei treue gute Augenblicke befestigt, Augenblicke, in denen immer der Gedanke an Sie über der schönen Gegend schwebte . . . .

Weimar, Donnerstag 17. Juli.

Der erste schöne Tag, seit ich von Kochberg zurück bin . . .

S. 165: Hier kann ich auch nicht zeichnen. Neulich dacht ich so auf der Weissenburg, da ich mir's so angelegen sein liess und so viel Freude dran hatte: Wenn sie nun wieder kommt und sie nichts freut, wozu soll's alles![10])

---

[6]) Vgl. das »Berliner Astronomische Jahrbuch für 1777«, Berlin 1775, S. 47, 55, 63.

[7]) W. W. IV., 3, 166, Nr. 622.

»Dass ich mich immer träumend an den Erscheinungen der Natur und an der Liebe zu Ihnen weide, sehen Sie an Beikommendem.« (Das Blatt ist nicht mehr vorhanden.) »Ich muss mich festhalten, sonst risse mich Ihr Kummer mit weg, und da ist mir so weh, dass ich das Einzige, was meinem Herzen übrig bleibt, Ihr Andenken, oft weghalten muss.

Adieu Engel. Die Waldner schickt mir eben das Paket.« (Sie hatte es für Goethe von Kochberg mitgebracht, wo sie zwei Tage zum Besuch gewesen war — Aufzeichnung des Fourierbuchs, Schöll-Fielitz I², Anm. zu Nr. 175.) »Sie geben mir Speise gegen Schatten« (d. h. etwas Materielles gegen das bloß Immaterielle eines poetischen Ergusses). — . . . .

Der Kummer der Geliebten, der dem Dichter das Herz zerreißt, ist ihre Lebensfeindschaft. Vgl. die S. 8 abgedruckten Äußerungen Goethes vom 12. und 17. Juli: daß die Natur sie nicht mehr freue usw.

Im damaligen Sprachgebrauch bezeichnet »Kummer« häufig so viel wie »Menschenfeindschaft«.

Werther, 1. Buch: »Am 13. Mai . . . . Lieber! Brauch ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen?«

Lila, 2. Aufz. (Almaide und Lila.)

Lila: »Der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.«

Schiller:

Der Menschenfeind. (1785—1787.) Sz. 3.

Rosenberg: »Sie haben mir selbst erzählt, wie viele Versuche auf seine Gemütskrankheit schon mißlungen sind. Alle jene unbestellten feierlichen Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Überlegenheit fühlen lassen und sind schlecht genug gegen die verfängliche Beredsamkeit seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei sein, ob wir Übrigen an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben.«

S. 7: von Hutten: »Du mißbilligst meinen Kummer Angelika, du wankst zwischen der Welt und deinem Vater — du mußt Partei nehmen, meine Tochter . . .— Einem von beiden mußt du ganz entsagen oder ganz gehören — Sei aufrichtig! Du mißbilligst meinen Kummer?

Angelika: Ich glaube, daß er gerecht ist.

v. Hutten: Bis jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterem Blicke siehst du in das Leben und die Welt liegt lachend vor dir.«

Daß das Gedicht »An den Mond« in der Tat die Beilage des Briefes vom 11. August 1777 war, ergibt sich:

einmal daraus, daß Goethes Angabe, das Gedicht sei ein Zeugnis dafür, »daß er sich immer träumend an den Erscheinungen der Natur und an der Liebe zur Freundin weide«, durchaus auf das Mondlied paßt, (vgl. die Inhaltsangabe »Chronik«, XIX, 32)

und sodann daraus, daß es unter den Goethischen Gedichten, soweit sie uns bekannt sind, mit Ausnahme der hier nicht in Betracht kommenden Verse, die Goethe am 17. Juli 1777 der Gräfin Auguste Stolberg sandte (W. W. IV, 3, 165, Nr. 621:

»Alles geben Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz« usw.)

die einzige Dichtung ist, die in den Sommer 1777 fällt.

Das Goethische Gedicht: »Und ich geh meinen alten Gang . . .«, das die Weimarische Ausgabe (IV, 3, 167, Nr. 623) in den Sommer 1777 setzt, gehört nach den Ausführungen des Verfassers (bei J. Wahle, Goethes Briefe an Frau v. Stein³, 1899, I., S. 508, Anm. 1 zu S. 85, Nr. 183) und nach denen von J. Fränkel (Goethes Briefe an Frau v. Stein, 1908, I, 384, Anm. zu Nr. 79 und 80 und »Marginalien« zu diesen Briefen, 1909, S. 8 zu Nr. 79, 80) in den Sommer 1776.

[8]) Vgl. »Chronik«, XIX, 32.

[9]) W. W. IV, 3, 161, Nr. 617:

»Ich kann Ihr nichts sagen, als dass das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt, dass mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht . . .«

[10]) Der Brief ist nach Pyrmont gerichtet, wohin Frau v. Stein mit ihrem Gatten am 23. Juni gereist war (Goethes Briefe an Frau v. Stein, hrsg. v. J. Fränkel, I, 70, Anm. zu Nr. 178—180). Am 29. Jul. traf sie wieder in Weimar ein (W. W. III, 1, 43, Z. 24 u. 25).

B. Im Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg (a. a. O. IV, 3, 166).

Weimar, 17. Juli 1777

». . . Mir geht alles in allem erwünscht und leide allein um andre ...«[11])

[11]) Frau v. Stein ward erst wieder froh, als Goethe Ende August bei ihr in Kochberg vorsprach.

Vgl. *a*) den Brief an sie vom 27. August 1777 (W. W. IV, 3, 168). »Ich gehe unendlich gelassen weg, denn ich habe nichts hier, was mich hielte. Und Ihre Entfernung macht, dass ich nicht fühle, dass ich mich auch von Ihnen entferne. Leben Sie wohl und schreiben mir was nach Eisenach.«

b) Goethes Tagebuchaufzeichnung vom 27. August 1777 (a. a. O. III, 1, 44, 14—22):

»Ritt ich nach Tische dunkel von W. (Weimar) weg; ich sah oft nach meinem Garten zurück und dachte so, was alles mir durch die Seele müsse, bis ich das arme Dach wieder sähe. Langsam ritt ich nach Kbg. (Kochberg), fand sie froh und ruhig, und mir wards so frei und wohl noch den Abend und wachte an meinem Geburtstag mit der schönen Sonne so heiter auf, daß ich alles, was vor mir liegt, leichter ansah.«

Eine Woche später merkt Goethe in seinem Tagebuch beim Datum des 24. Juli folgende Mondbeobachtung an (W. W. III, 1, 43, 9—11):

». . . Im Garten geschlafen; in herrlichem Mondschein aufgewacht, herrliche Mischung des Mondlichts und anbrechenden Tags.«[12])

Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in der Monderscheinung vom 24. Juli dasjenige Erlebnis sehen, dessen Denkmal das »Lied an den Mond« ist.

c) Den Brief vom 29. August 1777 (a. a. O. IV 3, 169. 170.) »Manebach . . . Meinen Weg von Ihnen herüber habe ich gestern glücklich gefunden. Wie wohl ist mirs, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühlt' ich erst wieder in den Augenblicken, da Sie vergnügt und munter waren; die Zeit her hab' ich Sie nur leiden sehn, und das drückt mich so, daß ich auch meine Liebe nicht fühle.

Bester Engel, Sie haben mir Reisezehrung mitgegeben.«

[12]) Das Tagebuch enthält über Monderscheinungen nur wenige Aufzeichnungen (in der Zeit vom März 1776 [Beginn derselben] bis 24. Juli 1777 im ganzen sechs an der Zahl). Die mitgeteilte ist die bei weitem ausführlichste.

Vgl. W. W. III, 1: 20, 14; 31, 16, 20; 34, 8, 9; 39, 10, 11.

Über allen Gipfeln ist Ruh . . .

Von Dr. August Nechansky.

Ich will nichts Neues sagen. Ich will nur einiges zusammentragen, um die Entstehung und daraus Sinn und Stimmung eines Goethischen Meisterliedes in Erinnerung zu bringen. Es wäre eine schöne und dankbare Aufgabe, zu zeigen, wie Goethes Gedichte, die alle so stark subjektiv sind, aus seinem Leben entstanden sind. Schöne Ansätze dazu sind schon vorhanden, z. B. in den Büchern der Rose über Goethe (I. »Alles um Liebe.« II. »Vom tätigen Leben.« III. »Über allen Gipfeln.«).

Im September 1780 machte Goethe eine Reise nach dem südwestlich von Weimar gelegenen »Oberland«, in den Thüringerwald, nach Ilmenau, für dessen Bergbau er sich so sehr interessierte. Es war eine Flucht in die Einsamkeit, die Goethe mitunter liebte. Am 6. September schrieb er an Frau v. Stein: »Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, dem Klagen, dem Verlangen der Unverbesserlichen, Verworrenheit auszuweichen.« Auf dem Kickelhahn war ein Waldhäuschen, dort wollte Goethe übernachten. Es muß ein schöner Herbsttag gewesen sein. »Es ist ein ganz reiner Himmel,« schrieb er weiter, »und ich gehe des Sonnenuntergangs mich erfreun, die Aussicht ist gros und einfach.« Goethe hatte an diesem Tage die Hermannsteinerhöhle besucht gehabt, wo er einmal mit der Stein gewesen ist und ein S in den Felsen geschrieben hatte. Und er hatte dieses S »geküßt und wieder geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten«.

Die innere Erregung wirkte noch nach. Aber vielleicht weilten seine Gedanken auch noch bei einer anderen Frau, die ihn vor zehn Tagen besucht hatte, bei der »schönen, überschönen Frau«, bei der Marchesa Branconi. Schon einmal hatte der Zufall Goethe diese beiden Frauen zusammengebracht, in Schattenrissen, die ihm Lavater schickte, und damals las er aus den schwarzen Bildern das Wesen beider Frauen und meinte von der Stein, sie siege mit Netzen, und von der Branconi, sie siege mit Pfeilen. Und nun lag er in dem Netz der einen und war von dem Pfeil der andern geritzt.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, das Kräuseln des Abendwindes verhauchte über den Bergen, die Bäume des Waldes standen regungslos da, als wären sie eingeschlafen, der Vogelgesang verstummte. Da fühlte auch Goethe in sein erregbares Innere Ruhe, Müdigkeit, Schläfrigkeit einkehren. Und er trat zum Jagdhäuschen und schrieb mit Bleistift an die Bretterwand das schöne Gedicht:

»Über allen Gipfeln«.

Noch gab ihm die Sonne genug Licht. Und dann schrieb er weiter an die Stein: »Die Sonne ist unter. Es ist die Gegend jetzt so rein und ruhig und so uninteressant, als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet.«

Diese Worte waren der Nachklang von dem eben gedichteten Liede. Die Umgegend und das Ich waren in Harmonie gekommen, in die Harmonie der Ruhe, in den Zustand, wo »einer großen, schönen Seele am wohlsten ist«.

Nicht an die ewige Ruhe dachte Goethe, nur an diese Harmonie. Und dann legte er sich nieder und schlief ein, schlief ein mit der Natur.

Als Goethe erwachte, war der Mond aufgegangen. Und er schrieb weiter an Frau v. Stein: »Nach 8. Schlafend hab ich Provision von Ilmenau erwartet, sie ist angekommen, auch der Wein von Weimar und kein Brief von Ihnen. Aber ein Brief von der schönen Frau ist gekommen, mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken. Sie ist lieblich, wie man sein kann. Ich wollte, Sie wären eifersüchtig darauf und schrieben mir desto fleißiger.«

Beiläufig sechs Wochen später, am 16. Oktober 1780, schrieb Goethe an die Branconi:

»Ihr Brief hätte nicht schöner und feierlicher bei mir eintreffen können. Er suchte mich auf dem höchsten Berg im ganzen Lande, wo ich in einem Jagdhäuschen einsam über alle Wälder erhaben und von ihnen umgeben, meine Nacht zubringen wollte. Es war schon dunkel, der volle Mond zog herauf, als ein Korb mit Proviant aus der Stadt kam und Ihr Brief wie ein Päckchen Gewürz oben auf.«

Am 4. September 1831, also 51 Jahre nach jenem Besuch des Kickelhahn, schrieb Goethe an Zelter:

»Sechs Tage u. zwar die heitersten des ganzen Sommers war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich früher viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscierte ich die Inschrift vom 7. September 1783[1]) des Liedes das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast.

Ueber allen Gipfeln etc.«

Goethe feuchteten sich die Augen, als er die Verse wieder las, dem Greise verschob sich leicht begreiflicherweise der Sinn der Worte. »Warte nur, balde ruhest du auch« wurde ihm zur Mahnung an die Ewigkeit. Ein halbes Jahr später war Goethe eingeschlafen für immer!

[1]) Soll richtig heißen: 6. September 1780. Das Lied erlebte auch ein eigentümliches Schicksal. Es wurde ins Russische übersetzt und von Anton Rubinstein als Duett komponiert. Die Rückübersetzung ins Deutsche lautete nun folgendermaßen:

»Aller Berge Gipfel
Ruh'n in dunkler Nacht,
Aller Bäume Wipfel
Ruh'n, kein Voglein wacht,
Rauscht kein Blatt im Walde,
Überall ist Ruh',
Warte Wandrer, balde,
Balde ruhst auch du!«

Zu Goethes Stammbuch-Einträgen.

Vgl. Bd. 24, S. 23 ff.

Quis coelum poffet nisi coeli munere noffe

Vind 1 Jul. in memoriam
1782. Goethe

In das Stammbuch des Studenten Johann Justus Scherbius aus Frankfurt, eines Sohnes von Goethes ehemaligem Lehrer, dem Prorektor Johann Jakob Scherbius. Das bei Elisabeth Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, S. 144, faksimilierte Blatt zeigt zwischen dem Datum und der Unterschrift die Silhouette Goethes. Den Vers aus dem Astronomikon des Manilius 2, 115, hat Goethe auch am 4. September 1784 in das Brockenbuch eingetragen.

Angebohrnes Talent wird durch Übung entwickelt, durch Fleiss gefördert, durch Nachdencken gesteigert, durch Empfindung erhöht und so vollendet.

Weimar zur Erinnerung
3. Juni 1800. Goethe

Stammbuch der Brüder Friedrich Wilhelm Pixis (1786—1842) und Johann Peter Pixis (1788—1874) aus Mannheim. (Katalog 39 von J. Galles Antiquariat in München, S. 8.) — Das Auftreten der beiden jungen Musiker in Weimar wird in Goethes Briefen und Tagebüchern nicht erwähnt.

Dem lieben, unvergleichlichen
weiblichen Proteus,
Henrietten Hendel-Schütz,
danckbar
für sehr schöne, nur zu kurze Stunden.
Goethe.

Blumenlese aus dem Stammbuch der Frau Henriette Hendel-Schütz, Leipzig und Altenburg 1815, S. 7. — Die berühmte mimische Künstlerin war am 26. Januar 1810 abends bei Goethe zu Gast.

Nachträge.

Zu S. 10 dieses Bandes: In dem ersten Brief der Luise v. Ziegler an Karoline Herder ist die Jahreszahl 1772 (nicht 1771) zu ergänzen, vgl.: Aus Herders Nachlaß 3, 182. Max Morris.

Zu S. 4 dieses Bandes: S. Allerlei Z... Paul Heyse zum 70. Geburtstag (15. 3. 1900), Berlin, 1900. L. L. Mackall.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/2, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 30. Oktober 1911. Nr. 5.

INHALT: Fünfundzwanzig Jahre »Chronik«. — Karl Julius Schröer. — Alois Egger v. Möllwald. — Faustisches aus Tirol, mitgeteilt von Dr. Rudolf Payer v. Thurn. I. Das Zingerlesche Faustspiel. II. Die Faust-Bilder im Stubai-Tal. III. Das Zillertaler Faustspiel.

Fünfundzwanzig Jahre »Chronik«.

In der Ausschußsitzung vom 12. April 1886 hatte der damalige Schriftführer Regierungsrat Dr. Alois Ritter Egger v. Möllwald den Antrag gestellt, daß der Wiener Goethe-Verein »eine monatlich erscheinende Chronik herausgebe, die als Beilage zu den Monatsblättern des Wissenschaftlichen Klubs, aber auch einzeln für Vereinsmitglieder und Abonnenten bestimmt sei«. Dieser Antrag wurde angenommen und Obmannstellvertreter Professor Dr. Karl Julius Schröer im Vereine mit dem Antragsteller ermächtigt und beauftragt, denselben durchzuführen. Als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur zeichnete Dr. Schröer, dem im ersten Jahre ein Redaktions-Komitee, bestehend aus den beiden Schriftführern Egger-Möllwald und Karrer zur Seite stand. Vom II. Bande an führt Schröer allein die Redaktion.

Sonntag, den 17. Oktober 1886, wurde die Nr. 1 des ersten Jahrganges der »Chronik des Wiener Goethe-Vereins« als Probenummer mit den »Monatsblättern des Wissenschaftlichen Klub« versendet.

Professor Dr. Karl Julius Schröer.

Sie enthielt einen kurzen Abriß der bisherigen Schicksale und Bestrebungen des am 4. Jänner 1878 auf Anregung Dr. Schröers gegründeten Wiener Goethe-Vereines, einen ausführlicheren Bericht über die neu gegründete Goethe-Gesellschaft in Weimar, eine ungedruckte Strophe von Goethes Hand, mitgeteilt und erläutert von Schröer, Referate über neue Erscheinungen der Goethe-Literatur und eine programmatische Erklärung über den Stand der Denkmalfrage von A. v. Egger-Möllwald.

Wenn die »Chronik« heute, nach einem Vierteljahrhundert fröhlichen Gedeihens auf ihre Anfänge zurückblickt, geziemt es ihr in erster Linie, dankbar jener bereits dahingeschiedenen Männer zu gedenken, die an ihrer Wiege Pathe gestanden sind und ihre ersten Schritte in die Welt mit wahrhaft väterlicher Liebe und Sorgfalt geleitet haben.

Karl Julius Schröer [1]),

ist als Sohn des unter dem anagrammatischen Pseudonym Ch. Oeser als Dichter, Ästhetiker und Literarhistoriker bekannten Rektors des evangelischen Lyzeums in Preßburg, Tobias Gottfried Schröer (Wurzbach, XXI, 187) am 11. Jänner 1825 zu Preßburg (Pozsony) in Ungarn geboren. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Lyzeum und studierte hierauf an den Universitäten Leipzig, Halle und Berlin; seine wissenschaftliche Richtung erhielt er durch Gottfried Hermann und Moritz Haupt, deren Vorlesungen er 1843/44 hörte. 1846 in die Heimat zurückgekehrt, supplierte er seinen Vater am Lyzeum bis zum Ausbruche der Revolution. Den Feldzug des Jahres 1849 machte er in der Eigenschaft eines Sekretärs des Feldzeugmeisters Baron Haynau mit; die Proklamationen des Feldherrn stammen zum Teil aus Schröers Feder. Vor Beendigung des Feldzuges kehrte er zurück und wurde noch im Oktober desselben Jahres Professor an der Pester Universität. Neben dem Lehramte war er gleichzeitig bei der Bücher- und Theaterzensur tätig. Da er jedoch wegen seines evangelischen Bekenntnisses in der Zeit der Reaktion keine Aussicht hatte, jemals eine ordentliche Professur zu erlangen kehrte er 1852 nach Preßburg an die Realschule zurück, 1861 wurde er als Direktor der vereinigten evangelischen Schulen nach Wien berufen, 1866 wurde er Dozent, 1867 außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der technischen Hochschule in Wien. 1891 erhielt er Titel und Charakter eines ordentlichen Professors, 1894 endlich auch die Bezüge eines solchen. Ende 1895 trat er nach Vollendung des 70. Lebensjahres in den Ruhestand und starb nach jahrelangem Siechtum am 15. Dezember 1900.

Schröer hat eine vielseitige, weit ausgreifende literarische Tätigkeit entfaltet. Als praktischer Schulmann hat er Lehrbücher geschrieben [Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus (Pesth 1853), Erstes Heft eines deutschen Lesebuches für die oberen Klassen der Mittelschulen (1854); Auswahl deutscher Gedichte für die dritte Klasse der Realschule (Wien 1864)] und eine Reihe von Fragen des Unterrichtswesens behandelt: Über den Lehrstoff für den deutschen Sprachunterricht, Progr. Preßburg 1852; Deutsche Sprachforschung und deutscher Sprachunterricht in den Schulen (Jahresbericht des Vereins Realschule, 1876); Der Unterricht im Deutschen als Muttersprache (A. Pichlers Wwe. und Sohn 1877). In die orthographische Bewegung hat er mit einer Reihe von Abhandlungen eingegriffen: Vom Rechte, die bestehende Orthographie zu ändern; Vorschlag zur Einigung in den Grundsätzen der Rechtschreibung (Progr. Preßburg 1855); Die deutsche Rechtschreibung in der Schule (F. A. Brockhaus, 1870); Die Frage der deutschen Schreibung (»Zeitschr. f. d. Volksschule«, Nr. 32—33)] und dabei auch seiner eigentlichen Richtung ferner liegende Gebiete nicht ängstlich gemieden (Zum Unterricht in der Kalligraphie, Wien 1864. Über gymnastische Übungen an den öffentlichen Schulen, Denkschrift des Vereins Mittelschule 1864). Auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur rühren von ihm her: Ein Bruchstück des Gedichtes Luarin, Progr. Preßburg 1857; Die Dichtungen Heinrichs von Mogelîn nach den Hss. besprochen Sitzungsberichte d. Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, LV, 451—520 und: Zu Heinrich von Mogelîn (Germania, XIII, 212—214; Bruchstücke des jüngeren Titurel, Germania, XVI, 342—45; Zur Heldensage, ebenda, XVII, 65—74; Zum Fortleben der Kudrunsage, ebenda, S. 208—211 und 425—431; Alpharts Tod, in erneuter Gestalt, Herrigs Archiv, XXVII, 59—82 und separat in Reclams Univ.-Bibl., Nr. 546; Der Weinschwelg, mittel- und neuhochdeutsch 1875.

Der Schwerpunkt von Schröers wissenschaftlicher Erscheinung ruht jedoch in seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Dialektforschung und der Volkskunde. Als Angehöriger einer deutschen Enklave in Ungarn fand er früh seinen philologisch geschulten Blick auf die von altersher bewahrten Eigentümlichkeiten seiner engeren deutschen Landsleute in Sprache, in Sitten und Gebräuchen gelenkt, die gerade zur Zeit, als Schröer seine schriftstellerische Laufbahn begann, von dem auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ungestüm vordringenden Magyarentum arg bedrängt wurden. Es war ihm eine Herzenssache geworden, »gerade jenen deutschen Vororten meine Teilnahme zuzuwenden«, wie er in einem Briefe an Miklosich sagt, »die man kaum mehr als dem Namen nach kennt, und die ich gerne — und nicht nur für die Wissenschaft — als unverloren und nicht aufzugeben bezeichnen möchte«. So war zunächst im November 1857 sein »Beitrag zu einem Wörterbuch der Deutschen Mundarten des Ungarischen Berglandes« entstanden (Sitzungsbericht der Kais Akad. d. Wiss., XXV, 213 ff. und Nachtrag 1859, XXXI, 245 ff.). Die Ferienmonate des Jahres 1858 benutzte er, um mit einer Subvention der Wiener Akademie der Wissenschaften die Krikehajer Orte und die Zips zu bereisen. Es handelte sich darum, an Ort und Stelle wissenschaftliche Sprachproben aufzunehmen, eine Art der Arbeit, bei der damals die Methode erst durch die Erfahrung zu gewinnen war. Das Resultat dieser Reise, der »Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen« und »Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes«

[1]) Aus: »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog«. Herausgegeben von Anton Bettelheim, V. Band, S. 364, ff. Vgl. auch »Chronik« XIV, 34; XVII, 1.

(ebenda, XLIV, 253 ff. u. XLV, 181 ff.) verhält sich zum »Wörterbuch« ungefähr wie Weinholds »Dialektforschungen« zu seinem schlesischen Wörterbuche. Ein Jahrzehnt später, im Sommer 1867, bereiste er gleichfalls mit einer Subvention der Akademie der Wissenschaften das Gottscheer Ländchen und legte die Resultate seiner Forschungen in dem »Wörterbuch der Mundart von Gottschee« (ebenda, LX, 165 ff. u. LXV 391 ff.) nieder. Durch Karl Weinhold, mit dem ihn eine bis zum Tode ungetrübt währende persönliche Freundschaft verband, angeregt, sammelte er die deutschen Weihnachtsspiele, welche sich in der nächsten Nähe seiner Vaterstadt, in Oberufer, gegenüber von Preßburg, noch erhalten hatten, und verglich und ergänzte sie mit solchen aus anderen deutschen Gegenden Ungarns. (»Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn«. Mit Unterstützung der Kais. Akademie der Wissenschaften gedruckt, Wien 1858). Um diese größeren Arbeiten gruppiert sich eine Reihe kleinerer Abhandlungen zur Dialektforschung und zur Volkskunde: Preßburger Sprachproben (Frommanns Deutsche Mundarten, 1858, V, 50), Wörterbuch der Heanzen-Mundart (ebenda 1859); Sprachliche Erläuterungen (ebenda, VI, 248); Finnische Rune im Preßburger Dialekt (ebenda, VI, 521); ferner: Volks- und Kinderlieder (Wolfs Zeitschrift für Mythologie); Beitrag zur Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn (Preßburg, 1855); Kremnitzer Weihnachtsspiele; Ein Paradiesspiel (Weimarer Jahrbuch); Mythische Gestalten im Preßburger Volksglauben (Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie, 1855); Die Weihnachtsspiele in Oberufer (Zeitschrift »Faust«, 1860); Totentanzsprüche (Germania XII); Das Bauernhaus auf der Weltausstellung 1873 (offizieller Bericht); Alte Weihnachtsspiele und letzte Meistersinger in Österreich (Die Heimat, 1880, Nr. 14, 15, 18); Rätselfragen, Wett- und Wunschlieder (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 1893); Die Deutschen in Österreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie (Holtzendorff, Zeit- und Streitfragen, 1879).

Mit der neueren deutschen Literatur hat sich Schröer erst in den Siebziger-Jahren eingehender zu beschäftigen begonnen. Seine populären Vorlesungen »Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Erscheinungen« (Leipzig, F. C. W. Vogel, 1875) haben seinerzeit zwar eine heftige Polemik hervorgerufen; mit einem Vortrage über »Goethes äußere Erscheinung« (Wien, Hartleben, 1877) aber hat Schröer ein Gebiet betreten, das von nun an fast sein ausschließliches Arbeitsfeld bleiben sollte. Im Jänner 1878 hatte sein Vortrag über »Goethe und Marianne Willemer« (später abgedruckt in »Goethe und die Liebe«, Zwei Vorträge, Heilbronn 1884) die Anregung zur Gründung des Wiener Goethe-Vereins gegeben, dessen Hauptaufgabe die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien sein sollte. Schröer war als Obmannstellvertreter die Seele des jungen Vereines, der sich im Sommer des Jahres 1878 unter dem Präsidium Karl von Stremayrs konstituierte. 1886 wurde auf Anregung A. Eggers von Möllwald ein eigenes Vereinsorgan ins Leben gerufen unter dem Titel »Chronik des Wiener Goethe-Vereines«. Schröer übernahm die Redaktion und führte sie bis Oktober 1894. Der Streit um den Auftrag zur endgültigen Ausführung des Denkmals, der damals von den Anhängern Viktor Tilgners und Edmund Hellmers mit einer Erbitterung geführt wurde, welche die künstlerischen und literarischen Kreise Wiens wie selten ein ähnliches Ereignis aufregte und in Mitleidenschaft zog, veranlaßten Schröer, aus dem Goethe-Verein auszutreten. Die Verstimmung währte jedoch kaum ein Jahr. Im April 1895 wählte der Ausschuß Schröer zum Ehrenmitgliede. Dem Präsidium erwiderte Schröer bei der Überreichung des Diploms, daß die Bande, welche ihn an den Goethe-Verein knüpfen, unzerreißbar seien. Einen Tag, nachdem das Denkmal enthüllt war, verschied Schröer, der in der letzten Zeit an der Außenwelt keinen Anteil mehr genommen hatte. Die Kaiserliche Anerkennung seiner Verdienste um den Goethe-Verein und die Denkmal-Angelegenheit traf ihn als Sterbenden. Als Goethe-Forscher hat sich Schröer durch seinen Faust-Kommentar (1881), der seither in vierter Auflage erschienen ist, ein bleibendes Denkmal gestiftet. In Kürschners National-Literatur hat er ferner Goethes Dramen in 6 Bänden mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben und in einem eigenen Bändchen »Die Aufführung des ganzen ‚Faust' auf dem Wiener Hofburgtheater« nach dem ersten Eindruck besprochen. (Heilbronn, 1883.)

Neben kleineren Abhandlungen zur Goethe-Literatur, die in der »Chronik« vereinigt sind, wären noch zu nennen: »Die Entstehung von Goethes Faust« (Westermanns Monatshefte, 1879); »Faust in seinem Verhältnisse zur Gegenwart« (Friedjungs Deutsche Wochenschrift, 1885, Nr. 44); »Aus Goethes Glaubenswelt« (Roseggers »Heimgarten«, Dez. 1879); »Minervas Geburt« (Westermanns Monatshefte, März 1885); »An der Pyramide des Cestius« (ebenda, Sept. 1883); »August von Goethe« (»Vom Fels zum Meer«, 1882, S. 297 ff.).

1856 ist er mit einem Bändchen »Gedichte« hervorgetreten, das 1862 in zweiter Auflage erschienen ist; es enthält die Bruchstücke eines Trauerspiels »Siegfrieds Tod« und ein Festspiel zur Schiller-Feier 1859.

Die von ihm gegründete »Deutsche Gesellschaft«, eine freie Vereinigung seiner Schüler nach Art der Universitäts-Seminare, welcher sich auch Studierende der anderen Wiener Hochschulen anschlossen, hat

seinerzeit fruchtbar gewirkt und manchem Techniker ein anerkennenswertes Maß literarischer Bildung vermittelt.

Sch. war Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, wurde 1871 von der Universität Rostock zum Ehrendoktor ernannt, fungierte 1870—73 als Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrates und von 1867 bis 1876 als Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt an Realschulen. Großherzog Karl Alexander verlieh ihm das Ritterkreuz des Falken-Ordens und 1892 die goldene Ehejubiläumsmedaille. Der Musealverein für Krain, der Schillerverein »Die Glocke«, der Verein der Deutschen in Gottschee und der Wiener Goethe-Verein ernannten ihn zum Ehrenmitgliede.

Alois Egger von Möllwald [1]),

ist am 5. Jänner 1829 zu Flattach in Kärnten geboren. Sein Vater Alois war Wirtschaftsbesitzer und lebte mit seiner aus fünf Söhnen und drei Töchtern bestehenden Familie in auskömmlichen Verhältnissen. Unser Alois war das älteste der Kinder und verlebte in der von ihm zeitlebens schwärmerisch geliebten Heimat seine Knabenjahre. Unterricht genoß er in seinem Geburtsort (1840) und zu Lienz. Egger war noch durch das alte Jesuitengymnasium gegangen und konnte später den Fortschritt der neuen Gymnasialorganisation an den Erfahrungen der eigenen Schuljahre abschätzen. Seine Zeugnisse aus der Gymnasialzeit reihen ihn durchwegs unter die »Eminentisten«. Im Herbste 1849 wanderte er mit seinem Freunde und Landsmanne, dem österreichischen Dichter Johann Fercher von Steinwand nach der steirischen Hauptstadt. 1849/50 gehörte Egger der juridischen Fakultät an. Einem inneren Drange folgend, trat er jedoch bereits im Wintersemester 1850/51 an die philosophische Fakultät über und begann unter Weinholds Leitung seine germanistischen Studien. Im Herbst 1851 sehen wir ihn als Supplenten am Staatsgymnasium in Graz und außerdem im Neujahr 1852 als Lehrer am Institute Blumenfeld in Graz. Im Sommersemester 1853 an der philosophischen Fakultät in Wien inskribiert, hörte er Jaeger, Aschbach, Simony, Hahn, Linker, Arneth, Eitelberger und lenkte bald im historischen Seminar, wo er an der Seite Ottokar Lorenz' saß, und im germanistischen die Aufmerksamkeit seiner Professoren auf sich. Im Herbste 1854 nahm er eine Supplentur am Staatsgymnasium in Olmütz, 1855 eine Lehrstelle in Laibach an, von wo er nach Verlauf von zwei Jahren als Lehrer ans akademische Gymnasium in Wien berufen wurde, dem er 1857—1874 angehörte. Ein Leben trotz materieller Beengung reich an innerem Behagen, dem sich eine neue glückverheißende Zukunft erschloß, als Egger 1863 seiner Braut Laura Moser die Hand reichte zu einem Bunde treuester Seelengemeinschaft.

Die naturgemäße Sorge für den eigenen Herd spornte nunmehr seine Arbeitskraft und Schaffenslust noch mächtiger an, und so erschien bereits fünf Jahre nach seiner Verheiratung (1868) der I. Band seines deutschen Lehr- und Lesebuches für Obergymnasien. Im Oktober 1869 führte ihn sein Lebensweg in die Wiener Hofburg, wohin er berufen wurde, den Unterricht des Kronprinzen Rudolf in der deutschen Sprache und der Erzherzogin Gisela in der deutschen Sprache und in Geographie und Geschichte zu leiten. In Anerkennung seiner bei dem Unterrichte der Erzherzogin Gisela geleisteten Dienste wurde ihm 1873 der Orden der Eisernen Krone III. Kl. und der Ritterstand mit dem Prädikate »Möllwald« verliehen.

Das Jahr der Wiener Weltausstellung 1873 zeigt Egger, der inzwischen (1872) in Würdigung seiner verschiedenen literarischen Leistungen von der philosophischen Fakultät der Universität in Tübingen den Doktortitel erhalten hatte, in erhöhter Tätigkeit auf literarischem und praktischem Schulgebiete. Nebst der Redaktion des offiziellen Ausstellungsberichtes über das österreichische Schulwesen wirkte Egger auch in einem Komitee, das sich die dankenswerte Aufgabe gestellt hatte, auf dem Ausstellungsplatze ein modernes Schulhaus samt Zubehör herzustellen, das den durch Wissenschaft und Erfahrung geläuterten Anschauungen über den Volksunterricht entspräche. Dieses »österreichische Musterschulhaus« fand nebst großem Beifall vielfache Nachahmung.

Im Herbste 1873 wurde Egger von den Städten und Märkten Oberkärntens zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Seine erste Rede handelte über die Heranbildung des Klerus (1874), eine zweite betraf die permanente Unterrichtsausstellung, später abgedruckt im pädagogischen Literaturberichte von Dr. Kraus (1894). Ende September 1874 finden wir ihn als Teilnehmer an der Philologenversammlung in Innsbruck, ein Beweis, daß die Politik ihn nicht aus der Fühlung mit der Wissenschaft und der Schule brachte.

Am 19. Dezember 1875, also nach zweijähriger Tätigkeit im Parlamente, teilte er in einem Rundschreiben seinen Wählern mit, daß er sein Mandat niederlege, denn er sei nicht in der Lage, für die Predilbahn zu stimmen, wie es Villach wünsche. So ward in dem Parlamentarier die Rückkehr zu dem

---

[1]) Auszug aus Karl Ziwsa: Alois Egger v. Möllwald. Ein Lebensbild. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie 1905, in »Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog«. Herausgegeben von Anton Bettelheim, IX. Band, Seite 152, ff.

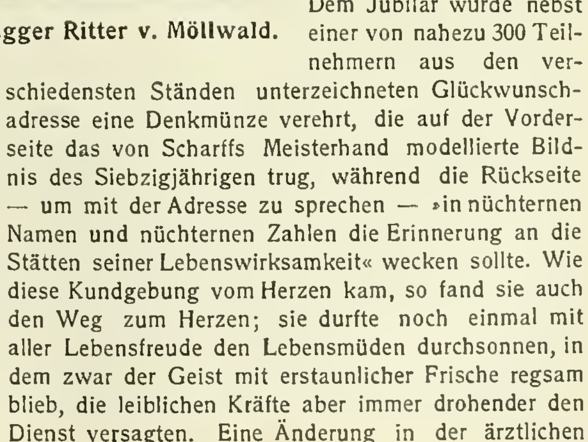
eigentlichen Lebensberufe beschleunigt, dem wiedergegeben er sich um die freigewordene Direktorstelle an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt St. Anna in Wien bewarb. Diese Anstalt sollte er nur ein Jahr leiten. Denn als im Herbste 1878 dem Theresianischen Gymnasium nach dem Ableben seines Direktors Dr. Heinrich Miteis ein würdiger Nachfolger gegeben werden sollte, fiel die Wahl auf Egger Was ihn bewog, nach so kurzer Zeit die Bildungsstätte zu St. Anna zu verlassen, gesteht er ehrlich in seinem curriculum vitae: »Obwohl mich mein Wirkungskreis am Pädagogium St. Anna in jeder Richtung befriedigte, so fühle ich mich doch in der Sphäre des Gymnasialunterrichtes, in der ich so lange Jahre gewirkt, heimischer.«



Regierungsrat Dr. Alois Egger Ritter v. Möllwald.

Im kräftigsten Mannesalter trat er seinen neuen Dienstposten an, der bei der eigenartigen Organisation der Theresianischen Akademie, ihren Zielen und den hierzu gebotenen Mitteln dem Gymnasialdirektor, der zugleich Vizedirektor der Akademie ist, keine leichten Aufgaben stellt. An der Spitze eines trefflichen Lehrkörpers wirkte Egger mit dem vollen Einsatze seiner reichen Erfahrung, seines umfassenden Wissens, seines vorbildlichen Lehrgeschickes, bis die zunehmenden Jahre, insbesondere ein fühlbares werdendes Gehörgebrechen ihn nach fünfzehnjähriger, dem Theresianum 1878—1893 gewidmeter Dienstzeit zwang, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand einzuschreiten. Unmittelbar vor seinem Scheiden aus der Aktivität konnte Egger, mit sich bereits vollständig einig abzutreten, in glänzender Weise zeigen, über welch organisatorisches Geschick, über welchen Reichtum an Erfahrung und über welche Arbeitskraft er verfüge. Denn als zu Pfingsten 1893 die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien tagte, war er trotz seiner 64 Jahre mit jugendlicher Rüstigkeit als zweiter Präsident unermüdlich tätig, nachdem er schon vorher sich an den schwierigen Vorarbeiten in Wort und Schrift erfolgreich beteiligt hatte. Kaum war die Festesfreude jener schönen Tage verrauscht, da reichte er sein Pensionsgesuch ein. In einer besonderen Abschiedsfeier ehrte die Theresianische Akademie ihren Gymnasial- und Vizedirektor, dessen Bildnis zu dauernder Erinnerung das Konferenzzimmer des Gymnasiums ziert.

Doch ganz zu feiern, fühlte sich der zeitlebens Nimmermüde nicht veranlaßt, vielmehr trat er neuerdings an die Arbeit als Obmann der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sowie als Mitglied der Leitung des Vereines Carnuntum, bis ihn die Zunahme körperlicher Beschwerden und Leiden zu ernstlichem Stillstande zwang. Wie er auch dort der Schule nicht vergaß, so vergaßen seiner nicht seine ehemaligen Schüler, seine Freunde, seine Berufsgenossen. Denn als er in Lovrana sein siebzigstes Geburtsfest 1899 feierte, da wollten im Kreise seiner Familie die nicht fehlen, die ihn dankbaren Herzens als ihren unvergeßlichen Lehrer verehrten, als treuen Freund mit unverminderter Herzenswärme liebten, als vorbildlichen Berufsgenossen hochschätzten. Dem Jubilar wurde nebst einer von nahezu 300 Teilnehmern aus den verschiedensten Ständen unterzeichneten Glückwunschadresse eine Denkmünze verehrt, die auf der Vorderseite das von Scharffs Meisterhand modellierte Bildnis des Siebzigjährigen trug, während die Rückseite — um mit der Adresse zu sprechen — »in nüchternen Namen und nüchternen Zahlen die Erinnerung an die Stätten seiner Lebenswirksamkeit« wecken sollte. Wie diese Kundgebung vom Herzen kam, so fand sie auch den Weg zum Herzen; sie durfte noch einmal mit aller Lebensfreude den Lebensmüden durchsonnen, in dem zwar der Geist mit erstaunlicher Frische regsam blieb, die leiblichen Kräfte aber immer drohender den Dienst versagten. Eine Änderung in der ärztlichen



Behandlung und deren unerwarteter Erfolg vermochte allerdings für eine kurze Spanne Zeit die Hoffnung neu zu beleben, daß noch in weiter Ferne das Ende sei. Doch sein 75. Geburtstag, den er 1904 von Leiden gequält erlebte, war sein letzter — nach wenigen Wochen, am 16. März 1904, stand sein edles Herz stille zur ewigen Rast. Von Lovrana wurde der Leichnam nach Wien gebracht und unter ehrender Teilnahme auf dem Grinzinger Friedhofe am 20. März 1904 in die Erde gebettet.

So einfach sich der äußere Lebensgang Eggers darstellt, so schwierig ist eine erschöpfende Darstellung des Lebenswerkes des Heimgegangenen, dessen Geist eine merkwürdige, von gelehrtenhafter Einseitigkeit völlig abgekehrte Empfänglichkeit eigen war für alles Schöne und Wissenwerte, für Ideales und Praktisches.

Was ihm die österreichische Mittelschule verdanken sollte, ward günstig vorbereitet durch äußere Umstände. Aus bäuerlichen Verhältnissen entsprossen, verbrachte er in Klagenfurt und Graz, in Olmütz und Wien seine Lehrjahre in einer Zeit gärender Umformung der alten, abgelebten Schuleinrichtungen. In der alten Schule unterwiesen, konnte er wie die übrigen Pioniere des neuen Gymnasiums nicht nach bewährten Mustern sich seine Methode einrichten, sondern durch liebevolles Vertiefen in die vielfach neuen, von so mancher Seite als unausführbar verworfenen und bekämpften Grundsätze des Organisationsentwurfes vom Jahre 1849 mußte eine entsprechende neue Methode erst gefunden und durch wachsame Beobachtung erprobt werden. Hierin war es für einzelne Gegenstände, z. B. die klassischen Sprachen, gleich anfangs nicht so schlimm bestellt; die Behandlung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache, hingegen die bekanntlich vor 1849 keinen selbständigen Lehrgegenstand des österreichischen Gymnasiums bildete, war besonders in den oberen Klassen den bedenklichsten Mißdeutungen und Schwankungen ausgesetzt, die durch das Erscheinen des dreibändigen Lesebuches für die oberen Klassen von dem Sektionsrate im Unterrichtsministerium J. Mozart (1851—53) zwar gemildert, aber nicht beseitigt wurden. Über diese Verhältnisse verdanken wir ein maßgebendes Urteil Egger selber in dem Berichte über österreichisches Unterrichtswesen anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 (»Mittelschulen II, deutsche Sprache und Literatur«). Nicht das geringste Verdienst Eggers war es, daß sein eigenes, dreiteiliges Lehr- und Lesebuch für Obergymnasien die anziehenden Uhlandschen Darstellungen, bezw. Inhaltsangaben der Dichtungen aus alter Zeit zuerst für die Schule und in ausgiebiger Weise verwertet hat.

1877—1880 entstanden die vier ersten Bände des Eggerschen Lesebuches für die unteren Klassen österreichischer Mittelschulen, die, zwar allseitig auf das freudigste begrüßt, sich neben den immer wieder aufgelegten Lesebüchern von Mozart und Neumann-Gehlen nicht so recht durchzusetzen vermochten.

Um dieses Schulbuch, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, lassen sich die in Zeitschriften, Broschüren und in Buchform veröffentlichten literarischen Arbeiten und die zahlreichen Vorträge über mannigfache Stoffe zu einem Gesamtbilde seines äußerst fruchtbaren Wirkens vereinen. Kurz nach der Gründung des Vereines »Mittelschule« (1860) wurde über Eggers Antrag die Verfassung einer »Denkschrift« beschlossen, die den neuen Lehrplan gegen die unberechtigten und unbefugten Angriffe der Gegner verteidigen, zugleich aber auch manchen fachgemäßen Wünschen der Lehrer Ausdruck geben sollte. Mit der Ausarbeitung dieser dem Ministerium vorgelegten Denkschrift wurde der Antragsteller selber betraut. Über die Landtagsverhandlungen in Krain vom 12. Februar 1866 betreffs der Unterrichtssprache an den Mittelschulen hielt er einen Vortrag im Vereine »Mittelschule«, dann 1869 »Über Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung«. In das Jahr 1872 fällt sein Vortrag in der »Mittelschule«: »Über die deutschen Schulen in Wälschtirol«, 1875 »Über die Industrie im Dienste der österreichischen Schule«, 1876 »Bericht über die orthographische Ministerialkommission in Berlin« und »Über deutsche Aufsätze von Abiturienten österreichischer Mittelschulen«, 1877 »Die Überbürdungsfrage« u. a. Ihm, dem Mitbegründer des Vereines »Mittelschule«, an dessen Spitze er wiederholt, zuletzt 1876/77, gestanden war, fiel verdientermaßen die Aufgabe zu, 1887 anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes den Festvortrag zu halten und ein Jahr später 1888 zur Eröffnung des I. deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien die Versammlung in einer Ansprache zu begrüßen. Im Vereinsjahr 1895 sprach er zum letzten Male in diesem Kreise, als er seinem Freunde Schulrat Dr. Hermann Pick ergreifende Worte der Erinnerung widmete und endlich der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und ihre österreichische Gruppe Teilnahme und Förderung zu wecken suchte.

Einzelne der angeführten Vereinsvorträge wurden in der »Zeitschrift für österreichische Gymnasien« abgedruckt, an der mitzuarbeiten ihn bereits Bonitz aufgefordert hatte. Von selbständigen, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen möge erwähnt sein »Über polyglotte Mittelschulen vom didaktischen Standpunkte«, »Das Deutsche bei der österreichischen Maturitätsprüfung«, »Akzent und Quantität in der Theorie der deutschen Verskunst«, »Zur Geschichte der Romanze und Ballade in der deutschen Literatur«, »Der Nachmittagsunterricht in Deutschland«. Außer-

dem lieferte Egger von 1864 bis 1896 eine stattliche Reihe Anzeigen und Besprechungen von Büchern für den deutschen Sprachunterricht, von Schriften zur deutschen Literatur, die österreichische Dialektforschung inbegriffen, und von geographischen Erscheinungen, insbesonders über die heimatlichen Berge und den Großglockner. Egger war ein verläßlicher Kenner der Herrlichkeit unserer Alpenwelt, die er mit edler Begeisterung zu schildern verstand. Das hat er glänzend bewiesen als Mitarbeiter des Kronprinzenwerkes »Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, für das er 1890 zum Bande »Kärnten« die landschaftliche Schilderung des Tauerngebietes, des Möll-, Lieser- und Maltatales 1888 lieferte. Schließlich sei noch seiner der Mitwirkung an der »Zeitschrift für das Realschulwesen« gedacht, die wiederholt Beiträge aus seiner Feder veröffentlichte.

Den Übergang zu den in Buchform erschienenen Schriften Eggers mögen seine Gymnasialprogramme bilden, und zwar: »Zur Geschichte des Vertrages von Verdun« (Olmütz 1855), »Abraham a Sancta Claras Redliche Red für die krainerische Nation« (Laibach 1857), »Geschichte der Glocknerfahrten« (Wien, akademisches Gymnasium 1861) und ebenda 1868 »Schiller in Marbach«, eine Arbeit, die er zum Besten der Schiller-Denkmale in Wien und in Marbach in demselben Jahre auch in Broschürenform erscheinen ließ. 1872 erschien seine »Vorschule der Ästhetik«, 1874 begründete Egger unter dem Titel »Volksbildung und Schulwesen« eine Sammlung von Schriften, die gründlich und fachmännisch Angelegenheiten der Bildung und der Schule behandeln sollten in einer auch für das gebildete Publikum berechneten Weise. Egger eröffnete diese bei Hölder in Wien erschienene Sammlung mit der kulturpolitischen Studie »Industrie und Schule in Österreich«, der er als drittes Heft in demselben Jahre seinen weitausblickenden Aufsatz »Ein österreichisches Schulmuseum« folgen ließ. Im Jahre 1875 erschien »Zur Geschichte der österreichischen Schulreform«, 1876 gab er Stelzhamers »Liebesgürtel« heraus, 1877 begründete er Hölders historische Bibliothek für die Jugend, 1878 folgte die anläßlich der Pariser Weltausstellung im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums verfaßte »Übersichtliche Darstellung des österreichischen Volks- und Mittelschulwesens 1867—1877«, 1893 bot er eine orientierende Übersicht über die »Wanderversammlungen deutscher Philologen und Schulmänner« und 1894 eine Übersicht über »die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«.

Seine Kenntnisse der alpinen Gebirgswelt machten ihn zu einem geschätzten Beiträger der Jahrbücher bezw. der »Mitteilungen des österreichischen Alpenvereines«. Erwähnt werde sein Aufsatz »Goethe in den Alpen« (Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines 1866), dem ein Jahr später die Studie »Schiller in den Alpen« folgte. Ein bleibendes Verdienst Eggers ist die fruchtbare Anregung zur Herausgabe einer Chronik durch den Wiener Goethe-Verein, in deren Spalten er zur Förderung der Bestrebungen dieses Vereines wiederholt sein maßgebendes Wort vernehmen ließ.

Egger wirkte rege mit zur Errichtung des Schiller-Denkmals in Wien und im Wiener Goethe-Verein, zu dessen Gründern er sich mit Stolz zählte und dessen Schriftführer er viele Jahre war.

Die »Chronik« enthält an größeren Beiträgen aus seiner Feder: Goethes Alpenwanderungen, I, 19, Goethe auf dem Brenner (I 19—20, 51—52, 56, 64; II 29—35; VII 25, 32), Goethe in Heidelberg (I 36), Über einen Platz für das Goethe-Denkmal (I 46—47), Ein Goethe-Denkmal in Amerika (I 64), Anzeige von R. Heinemann, Goethes Mutter (V 37), Wie das erste Goethe-Denkmal in Deutschland zustande kam (VIII 5—10), Bilder zu Goethes Werther (VIII 18—19), Grillparzer unter Goethes Einfluß (VIII 20), Autograph Goethes (»Ursprünglich eignen Sinn«) (VII 40).

* * *

Als im Herbste 1894 nach dem gleichzeitigen Rücktritte Schröers und Eggers die »Chronik« verwaist war und sogar ihr Fortbestand gefährdet schien, hat der damalige Obmannstellvertreter Professor Doktor J. Minor dem Ausschusse den jetzigen Redakteur zur Kooptation vorgeschlagen, ist ihm in den ersten Jahren ununterbrochen mit Rat und Tat zur Seite gestanden und hat auch in der Folge durch sein einflußreiches Wort immer wichtige Beiträge der »Chronik« zugeführt.

* * *

Und noch eines Mannes muß die »Chronik« dankbar gedenken, des am 28. Juni 1908 verstorbenen Obmannstellvertreters des Wiener Goethe-Vereines und Präsidenten des Journalisten- und Schriftsteller-Vereines »Concordia«, Edgar Spiegl v. Thurnsee, der vom ersten bis zehnten Bande, bis zu seinem Rücktritte von der Herausgabe des »Illustrierten Wiener Extrablatt« die Druckkosten bestritten hat und so dem Vereine, der damals alle seine Einkünfte dem Denkmalfonds zuführte, die Herausgabe der »Chronik« ermöglicht hat.

Faustisches aus Tirol.

Mitgeteilt von Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

I.

Das Zingerlesche Faust-Spiel.

Im ersten Bande seiner »Schildereien aus Tirol« (Innsbruck 1877, S. 48—60) hat J. V. Zingerle Proben eines von Tiroler Bauern aufgeführten Faust-Spiels in Alexandrinern mitgeteilt, die er durch erzählenden Prosatext verbindet.[1]) Sechs Jahre später hat Elisabeth Klee im Deutschen Dichterheim[2]), IV, Nr. 2—5 (Juni—August 1883) aus demselben Manuskript, das nach ihrer Angabe »aus der ersten Hälfte des vorigen Säkulums stammend durch eines wandernden Studenten Hand in den Besitz des Innsbrucker ‚Ferdinandeum' gelangt war«, in einem wenig zuverlässigen Abdruck reichlichere Proben ausgehoben, in denen jedoch immer noch die Verse 42—45 102 107, 134—227, 238—243, 248—257, 279—282, 303, 316—317, 332—352, 356—375, 396—409, 416—425, 438, 468—471, 478, 486, 493—495, 503—522, 531—573, 588—613, 619—623, 626—675, 687, 690—695, 703, 709 734—740, 745—751, 756—759, 764—768, 782, 793—796, 801 fehlen. Der vorausgehenden Publikation Zingerles, ist mit keinem Worte gedacht, und doch beruht der Abdruck im Deutschen Dichterheim offenbar auf derselben Abschrift, die den Zingerleschen Proben zugrunde lag, denn er weist Vers 15 denselben, den Sinn der Stelle verdunkelnden Lesefehler auf: Geschrei statt gesprech.

Da das Deutsche Dichterheim heute kaum mehr aufzutreiben ist und sich auch in keiner der öffentlichen Bibliotheken Wiens findet, bieten wir im folgenden zum ersten Male einen buchstabengetreuen Abdruck des ganzen Manuskriptes nach dem Original im Ferdinandeum, dessen Leitung für die entgegenkommende Bewilligung der wärmste Dank ausgesprochen sei.

Die Handschrift (Signatur: F. B. 491) besteht aus 44 Quart-Blättern von 202 mm Höhe und 145 mm Breite und ist mit zwei anderen, einem aus dem 19. Jahrhundert stammenden »Nachspill Betitelt die zum Tod verurtheilten Sonnen Frauen oder Stephan der lächerliche Hochzeiter« und einem »Spill Puch von dem Jüngsten Gericht so Anno 1722 in Dorf-Wattens gehalten worden« zu einem Sammelband vereinigt. Das gelbliche Schöpfpapier trägt als Wasserzeichen einen Schild mit den Buchstaben $_{\text{I F}}^{\text{N}}$, überragt von dem Churfürsten- oder Herzogshute.

Die ersten Blätter der Handschrift sind durch Moder vollständig vernichtet, die folgenden am unteren Rande angefressen. Der Eingangsmonolog und die Beschwörungsszene fehlen daher vollständig, der erhaltene Text beginnt mit dem Abschluß des Paktes. Eine zweite Art von Lücken ist offenbar dadurch entstanden, daß dem Schreiber die Vorlage stellenweise nicht mehr lesbar war, oder daß ihn, wenn er einer Vorstellung nachschrieb, das Gedächtnis an einzelnen Punkten der Darstellung im Stiche ließ. Solche Lücken finden sich auf S. 23, wo V. 244 plötzlich mitten im Vers mit den Worten **nun sechen hier** eine andere Hand mit blässerer Tinte und schiefer liegenden Schriftzügen einsetzt, die bis zum Schlusse der Seite 24 reicht und später noch, auf Seite 51, den im Text fehlenden Vers 510 **hat mit der Zauberkunst mich also weit getriben** an den Rand schreibt. Mit Seite 25 setzt wieder die frühere Hand mit dunklerer Tinte und steileren Zügen ein. Seite 54 scheint die nach längerem Zwischenraum am unteren Rande der Seite stehende Szenen-Überschrift: **9ter auftritt faustus** et meritrix, der keine entsprechende Szene folgt, keine Lücke zu bedeuten, sondern sich auf V. 471—486 zu beziehen, also durch Vertauschung der Vorlageblätter entstanden zu sein.

Nach dem Vorgange Erich Schmidts im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, LI. Jahrgang, 98. Band, S. 241 ff. habe ich die Kurzzeilen zu Alexandrinern vereinigt und die fast vollständig fehlende Interpunktion ergänzt. Außerdem habe ich noch, um die Lektüre und das Verständnis nicht unnötig zu erschweren, eine orthographische Eigentümlichkeit getilgt, die sich durch den ganzen Text hindurchzieht: der Schreiber trennt nämlich durchwegs das Präfix vom Stamme und schreibt z. B. V. 1: **vor trage**, V. 2: **un uer drossen**, V. 3: **um un gestossen**, V. 19: **ver langst**, V. 47: **umb fassen**, V. 57: **zu ruck** usf. Aus dem gleichen Grunde habe ich die altertümliche Schreibung »u« für »v« und umgekehrt nach modernem Gebrauche geregelt.

Der fortlaufende Text schließt mit Seite 83, auf Seite 84 und 85 findet sich das Fragment der parodistischen Beschwörungsszene, Seite 87 enthält das Personenverzeichnis.

Die Puppenspiele enthalten häufig Anspielungen auf Zeitereignisse, die einen Schluß auf die Ent-

[1]) Wieder abgedruckt von Creizenach in seinem »Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust«, S. 23—33, dann in Alexander Tilles Faustsplittern als Nr. 361.

[2]) Organ für Dichtkunst und Kritik (Der »Deutschen Dichterhalle« 13. Band). Herausgeber: Paul Heinze, Dresden. — Nachweis von Dr. E. G. Stumme, Leipzig.

stehungszeit der betreffenden Fassung zulassen und in einem Falle, dem »Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater«[1]) bis zur Erhebung des Coburgers auf den bulgarischen Fürstenthron 1887 herabreichen.

In dem Zillerthaler Faustspiel wird »diskurirt, wie lang noch Napoleon die Welt noch regirt«. In unserem Stücke muß Hanswurst V. 148–151 gegen die Preußen ins Feld marschieren. Das zielt auf Ausrüstung und Übungen der Landmiliz, 1744/45, auf die Errichtung eines beträchtlichen Scharfschützenkorps (1758), das in Gebirgsgegenden gegen die preußischen Jäger verwendet werden sollte, oder auf Durchzüge von Truppen, die zum Beginne des Jahres 1759 dem Lande große Auslagen verursachen.[2]) Zu eigentlichen kriegerischen Ereignissen ist es jedoch in Tirol nicht gekommen. Im Jahre 1796 ist die Erinnerung daran jedenfalls durch die französische Invasion völlig verdrängt gewesen. Wir können also unser Faust-Spiel zeitlich zwischen 1745 und 1796, und zwar näher dem ersteren als dem letzteren Jahre festlegen. Dazu kommt noch, daß die Puppenspieltexte durchaus in Prosa überliefert sind, daß sie aber einzelne Alexandriner enthalten,[3]) welche vielleicht den Schluß gestatten, daß die ursprünglichen Volksschauspiele durchwegs in Alexandrinern geschrieben waren, von denen sich nur einige an besonders markanten Stellen in die Puppenspiele hinübergerettet haben. Da unser Stück durchaus in Alexandrinern abgefaßt ist, kann dieser Umstand für sein höheres Alter sprechen. Wenn wir endlich erwägen, daß diese Puppenspieltexte erst im 19. Jahrhundert — das früheste, das sogenannte Geißelbrechtsche, in Goethes Todesjahr — aufgezeichnet und gedruckt worden sind, so hätten wir in unserem Stücke jedenfalls die älteste Handschrift, vielleicht aber sogar den ältesten erhaltenen Text eines deutschen Faust-Dramas überhaupt vor uns.

Dieser Annahme widerspricht nur ein Umstand. Unser Stück hat nämlich eine ganze Reihe wichtiger Motive mit dem 1776 zu Prag und München gespielten und gedruckten »Allegorischen Drama Johann Faust« von Paul Weidmann[4]) gemein, worauf Creizenach sofort nach dem Erscheinen der Zingerleschen Proben aufmerksam geworden ist.[5]) Fausts Eltern, von denen das Volksbuch ausdrücklich hervorhebt, daß sie »dieses Gottlosen Kindes Grewel nit erlebt noch gesehen«, treten mahnend und warnend auf; Helena, hier einfach als »Meretrix« bezeichnet, wird nicht, wie in den Puppenspielen, erst am Schluß vom Teufel herbeigebracht, um Faust in seiner Andacht vor dem Kreuze zu stören, sie ist es, die ihn nach der Meinung des Vaters, V. 25, von Anfang an »gönzlichen verführet« hat. Die Rolle des Schutzgeistes, hier Raphael, bei Weidmann Ithuriel genannt, ist nirgends so ausführlich behandelt, wie gerade hier und bei Weidmann. Als die Zeit des Paktes abgelaufen ist und Helena-Meretrix fleht: »ach, mefistofolus, las ihm noch lenger leben!« (V. 756), erwidert Mephistopheles: »Wenn du seinen Vater (— der dem Bösen offenbar als Mahner zur Buße unbequem ist —) tötest, will ich ihm noch Zeit geben.« Bei Weidmann antwortet Mephistopheles auf Helenas Bitte, S. 60: »Theodor ist mein Feind, geh, nimm diesen Dolch, räche mich! — Ich schenke dir für diese Tat alles, was du liebst.« Hier wie dort vollführt Helena den Mord (V. 792)[1]). Auch hier verlangt Mephistopheles von Faust Selbstmord und stellt ihm die Todesart anheim (V. 753, Weidmann S. 71). Faust wählt das Gift (V. 783, Weidmann S. 74).

Creizenach hat S. 184 ff. gezeigt, daß wir in den Puppenspielen Anklänge an moderne Faustdichtungen von Lessing, Maler Müller, Graf Soden und Klingemann nachweisen können. Das unterliegt für die vom Jahre 1832 an aufgezeichneten Puppenspiele durchaus keinem Zweifel. Anders verhält es sich jedoch, wenn wir eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Handschrift vor uns haben. Die ersten Faust-Dichter haben ihre Kenntnis des Stoffes sicher zum großen Teil aus dem Volksschauspiel geschöpft. Von Weidmann speziell wissen wir, daß er vielfach fremde Stoffe bearbeitet hat. Die Frage, ob unser Volksschauspiel auf Weidmann zurückzuführen ist oder umgekehrt, gestaltet sich daher besonders schwierig. Wörtliche Übereinstimmungen, die ein sicheres Urteil ermöglichen, finden sich nicht und können sich nicht leicht finden, da ein versifizierter Text einem Prosatext gegenübersteht. Nach dem Jahre 1776 wären Anspielungen auf Ereignisse des Jahres 1745 oder 1759, die überdies wenig einschneidend waren, sicher nicht mehr aktuell gewesen, und aktuell waren die Anspielungen Hanswursts auf Zeitereignisse immer. Dazu kommt noch die Jahreszahl 1746 auf einem Faust-Bild im Stubai-Tale (vgl. unten S. 60). Ich wage es daher nicht, diese Frage endgiltig zu entscheiden, und begnüge mich damit, einen möglichst genauen Textabdruck vorzulegen.

[1]) Herausgegeben von Alex. Tille als Nummer X der Engelschen Sammlung deutscher Puppenspiele.

[2]) Josef Egger, Geschichte Tirols III., 9—12.

[3]) Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust. Halle a. S. 1878, S. 118 ff.

[4]) Weidmanns Faust liegt nunmehr in einem Faksimiledruck nach der Prager Ausgabe mit einer Einleitung von Dr. Rudolf Payer v. Thurn vor. (Wien, Verlag Brüder Rosenbaum, 1911.)

[5]) Vgl. Creizenach, S. 174, Anm. 1.

[1]) Im Deutschen Dichterheim S. 71 ist dieser Vers aus dem Zusammenhange gerissen und dem Mephistopheles in den Mund gelegt

Text der Handschrift:

...... erw[art] [w]as ich vor trage:
Du soltest dienen mir in allen unverdrossen
Bis 24 Jahr, redlich, um un gestossen,
300 sechzig täg, und fünfe noch darzue
auch 24 Stund soll sein der Zeiten Ruh 5
auch 60zig hat die Stund Minuthen dieser Zeiten;
ierzt kanst, wies dir belübt, zu einen accord schreitten.

Mefist ach Fauste! dieses ist ein halbe Ewigkeit,
iedoch wir haben hier nicht lange einen streitt,
du must den willen mir und meines Firsts gewehren 10
.... er Ehelichen ...... allzeit ...
....
[2] .... noch waschen dein gesicht
auch in ein geistlichs gesprech dich wagen niehemals nicht; 15
alsdan ist der accord mit unß gemacht beysamen,
hier hast du meine Hand, ich reiß zu Blutons Flamen
und in ein augenwink werd ich zugögen sein,
sobald du mich verlangst; glaub denen Worthen mein.

In den folgenden Anmerkungen habe ich einzelne dialektische Ausdrücke auf Grund des Grimmischen und Schmellerischen Wörterbuches zu erklären versucht und Anklänge aus den Puppenspielen zusammengestellt. Herangezogen sind die Berichte von Hagen, Horn, Sommer, Leutbecher, sowie das Geißelbrechtische, Ulmer, Augsburger und das Straßburger Puppenspiel nach dem Abdruck im V. Band von Scheibles Kloster, das Leipziger des Puppenspielers Bonneschky (Leipzig 1850), das Weimarer, herausgegeben von Oskar Schade im Weimarischen Jahrbuch, V. Bandes 2. Heft (Hannover 1856), das Oldenburger des Puppenspielers E. Wiepking in Karl Engels Deutschen Puppenkomödien VIII (Oldenburg 1879), das Schwiegerlingische, herausgegeben von A. Bielschowsky (Brieg 1882), das Wiener in »Deutsche Puppenspiele«, herausgegeben von Richard Kralik und Josef Winter (Wien 1885); Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. Abhandlung und Übersetzung von Ernst Kraus (Breslau 1891), Ein Tiroler Kinderspiel, herausgegeben von Erich Schmidt, Arch. f. d. St. d. neueren Sprachen etc. LI. Jahrg., S. 241 ff.

8. *Weimar*, V, 289, 9: »Vier und zwanzig Jahre? — Das ist ja eine halbe Ewigkeit.« *Oldenburg*, 32: »Wo denkst Du hin? Das wäre ja eine Ewigkeit.« — **11.** *Oldenburg*, VIII, 33, 25: »Zunächst darfst Du Dich während dieser vierundzwanzig Jahre mit keinem weiblichen Wesen am Altare vermählen.« *Weimar*, 291, 15: »Drittens darfst du dich nie verheiraten.« *Augsburg*, 829: »Da darfst du dich auch nicht in den Stand der Ehe begeben.« *Kralik*, 190: »Der zweite Punkt lautet, du sollst dich niemals verheiraten.« *Straßburg*, 871: »Der zweite Punkt ist, daß du Weib und Kinder verlassen und auch versprechen mußt, niemals mehr zu heurathen.« *Sommer*, 742: »3) er muß den Ehestand meiden.« *Kraus*, 117, 118: »Der vierte Punkt verbietet dir, eine Gemahlin zu nehmen.« — **14.** *Weimar*, 290: »Der erste Punkt ist dieser, daß du dich niemals mehr waschen . . . sollst.« *Oldenburg*, 33, 30: »Zweitens darfst Du Dich nicht waschen, kämmen, keine Nägel schneiden.« *Augsburg*, 827: »Und zwar erstens verlangeich, während der Zeit, alsich dir diene, daß du deine Hände nicht waschest...« *Kralik*, 170: »daß du dich unter vierunzwanzig Jahre nicht darfst waschen.« *Straßburg*, 871: »Drittens sollst du dich nicht mehr waschen.« *Kraus*, 116: »Der erste Punkt ist, daß du dich die ganze Zeit nicht waschest.« *Sommer*, 742: »2) er darf sich, während der Teufel ihm dient, weder waschen noch kämmen.« *Hagen*, 735: »während welcher Zeit Faust sich nicht waschen, kämmen . . . darf.« — **15.** *Augsburg*, 828: »Zweitens verlange ich von dir, daß du keine Collegia mehr frequentirest . . . ich werde deine Person vertreten und in öffentlichen Disputationen deinen Ruhm um ein Merkliches vergrößern.« *Kralik*, 170: »auch dich in keinen geistlichen Disputat mehr hinein begeben.« — **17.** *Weimar*, 295, 2: »Sage mir, soll ich den Contract . . . meinem Höllenfürsten übermachen?«

Fauſtus nun Fauſte triumphiere, du biſt iezt ſchon gewonnen, 20
du ſigeſt alle welt ſamt Sterne, Mond, und Sonnen;
iezt gibeſt unterhalt auch deinen Elteren,
die du in armen Stand bald wirſt vergnüget ſehn.

3ter Auftritt

Orcanus der Vatter ſein Knecht

[3] **Vatter** mein lübſte victorin, der ſohn ſcheint mir verwiret,
Ich glaub ſein lübſte hat ihn gönzlichen verführet. 25
vor einer kurzen Zeit traumbt mir in ein geſicht,
ich ſehe meinen ſohn vor gottes ſtrengſt gericht,
Er ruffte an die Höll, die geiſter ſolten komen,
Er Zwange ſie durch Craft des Heilign Creizes Stamen,
ja es erſcheinten ihm drey Geiſter aus der quall, 30
nur einer war ihm recht, der dient ihm als Vassal;
Er heiſt meſiſtof[ol] er fligt nach menſch [gedanken],
[4] und was nur Fauſt befilcht, da kan er nicht mehr wancken.
aniezt erwege nur, was an zu fangen ſey,
geh gib dich ins gebett, das er der höll wird frey. 35
gott und maria iſt gnedig den menſch auf erden,
iſt er ein ſklav der höll, kon er noch ſelig werden.

Victorin all weiſheit er beſizt nur auf den Himmel Thrau[n].
Fauſtus der haltet ſich in unſer liebe Frau[n],
die er von Jugent auf gelübet hat mit Freiden, 40
von diſſer wird er ſich ja keines wegs fortſcheiden,
und wan auch meritrix ihme verleithen wolt,
das er als ſklav der höll wirklich einliferen ſolt,
ſo hat er ſchan bey ſ [eiten] ein ſchuz und [ſchirmgeiſt],
[5] der ihne ganz entziecht und auf den abgrund reiſt. 45
und ſeh, dort kommet er mit munteren geiſt geloffen,
kom laſſe ihn von unſ mit gröſter Freid umbfaſſen.
ach Fauſtus, lübſter ſohn, du biſt mein anders ich,
da ich dich frölich nur vor meinen augen ſich!
dein roſſenfarber mund, der Stirrne munders weſſen 50
löſt in den ächten Bild mein todte Hofnung leſſen.
ſo ſage, wies dir geht, erzehl mir deinen Standt,
entreiſſe dich der höll, mit der dich gmacht bekant.

4ter auftritt

Fauſtus herzlübſter Vatter mein, fragt nicht nach meinen Stand
denkt, das ihr ar [me Leut] Ich bin euch anv[erwandt] 55

22, 23. Ein in der Faustsage ziemlich einzig dastehendes Motiv, vgl. Vers 56 ff. — Im Straßburger Puppenspiel, 864: Faust vor Abschluß des Paktes: »in diesem Augenblicke erblicke ich meinen alten Vater, mein Weib und meine Kinder, wie sie in Verzweiflung die Hände ringen; es ist der Mangel, es ist das Elend, das sie in Verzweiflung stürzt.« — 32. kann heißen: Er fliegt so schnell wie des Menschen Gedanke, aber auch: er erscheint, wenn der Mensch seiner g e d e n k t. Vgl. Anm. zu 249 u. 395. — 37. Handschrift: »jſlau«.

[6] ich kan noch helfen eüch in Eüſſerſter armuth,
ich dencke noch zuruck, wie ich gebohren wurd,
ſo ihr durch mich gehabt, ich werd ſie eüch bezahlen;
friſch zu, her kommerjung, thu mir ein wein herhohlen!
und ſecht, er iſt ſchan da, kamt nur herein mit mir, 60
wir haben einen ſchmauſ

Vatter geh nur, ich folge dir.

Victorin der himmel wird es ſelbſt an allerbeſten ſchicken;
jedoch was muß ich hier bey diſſen Jung erblicken?
ein geiſſuß zeiget er, diſ iſt kein recht geſtalt.

Vatter ich weiſ es ſelbſten nicht, wie dieſer mir gefalt; 65
doch ſeye wie [es wo]lt [7] mein ſohn die weiſheit zihrt,
er ibertriſt uns beid, diſ macht mich unverwird.

5ter auftritt

Raphael ein ſchirmgeiſt

o ſchöpfer diſer welt, wie lang kanſt noch zuſehen,
o wahrer gottesſohn, ſo hilſt dan nicht mein flehen?
ich wag es noch ein mahl, will thuen was ich nur kan: 70
o Fauſte! geh in dich, verkehre deinen wahn,
ſo gehſt zum untergang, du gehſt zur höllenporthen,
du biſt ein Deiflsgſchläſ, ein Zauberer geworden,
der du ein diene[r gottes], [8] ein kirchenlehrer biſt,
der du die höll verachſt und warſt ein wahrer Chriſt. 75
ich ſtund an deiner ſeith, ich ſuch deinen ſeelenheill,
ich bitt verlaſſe doch als eine unglickpfeil,
die dich bey tag und nacht nur zu entſelen pflegen;
ach laſſ dir doch mein Bitt dein ſtarres Herz bewegen!
ich geh, und ſuche dich zu bringen aus der ſchlingen, 80
O! das mein Eüfer mir nur diſes mahl gelingen!

6ter auftritt

Raphael der Engl, meſiſtoſolus der Deifl, Fauſtus, Orcanus der Vatter

Fauſtus verwegner, ſage an, was ſucheſt du bey mir?
nur gleich geſtehes ein, ſonſt folgt ein . . . ort dir.

[9] **Raphael** der meiſter unſerer herd ein ſchaf verlohren hat,
darum ich ſuch es hier in diſſer finden Statt; 85
ja Ender laſſet Er all 99 ig laufen,
Er will das hunderte mit ſeinen blut ſelbſt kauffen;
Er ſtunde vor ihm aus den todt mit ſpott und hohn,
wie es an Creizes Stamm gethan der gottes ſohn.
wann ich es bring zuruck, Er mir entgegen eüllet, 90

73. Deiflsgschläf = Teufels-Sklave. — 73, 74. *Kralik*, 160: »Warum sollte ich nicht auch das Leben genießen, aus einem Theologo ein Nekromant werden, das heißt, aus einem Doctor der geistlichen Schriften will ich ein berühmter Schwarzkünstler oder Teufelscitirer werden.« Vgl. V. 403 ff. — 84 ff. *Weimar*, 296: »Faust, wach auf vom Sündenschlaf! Ermuntre dich, verlornes Schaf!«

der schon sein leben hat den menschen ausgetheilet.
so sage dann, mein Freund, weist du dis jrrschaf nicht,
so sich auf bössen weg zum untergang gepflicht?
Faustus O! ich versteh dich schon, du bist ein geist der Seelen,
du bist ein schirmgeist, [10] der ruhet ohne quelen, 95
du stehst an meiner seit, leist meine tritt und gspur,
verfolgst den höllenfeind, schlagst in mein herzensuhr.
doch sey ihm wie ihm woll, ich folge mein begirden,
die schwarzkunst solte mich bei tag und nacht bewirthen,
in 24 jahr kan ich noch enderen mich; 100
kom, mefistofolus, las widerum sehen dich!
Mefistof hier steh ich zu dein dienst, sag, was ist dein befehlen?
Faust meine gelübte solst in augenblick mir stellen,
damit ich sage ihr, wohin geht meine Reiss.
Mefistof ich werde richten auf die Sach mit grösten Fleis; 105
[11] es geht noch alles gutt, die Sach nach höll verlangen,
nun werd ich sehen erst, was werd der Faust anfangen.

7ter auftritt

Meretrix dessen gelübte

ach Fauste! lübster mein, mein herze lübte dich,
du bist mein trost und freid, du bist mein anders Ich;
Ich lübte dich in recht von grunde meines herzen, 110
du flamtest in mein Sin die achste humen Kerzen;
du bist der Einzige, der mich besizet hat,
du bist die quel der Ruhe, du bist mein herzens Statt.
O! das ich dich ein mahl als gatte könt umfangen!
[12] in dir ich stilte nur mein Einziges verlangen. 115
du bist der wahre Kopf, der nur mein herz regiert,
du bist mein trost und freid, der meine lüb berührt.
so kome! schönster schaz! du lübe meines leben,
ich werd dir diser Zeit Trost, und mein lübe geben.

8ter auftritt

Mefistofolus Bleib nur, mein Fauste, bleib, fahr fort in deiner Sach, 120
Du wirst es Enden gwis mit einen weh und ach.
Dis lübeskeder solt mir recht das werke gfihlen;
ja! ja! es gehet mir nach meinen gefall und willen.
wir Deifl müesten ja auf allen Seithen wehren
[13] um allen weg zum heill den menschen zu verspehren; 125
wär es nicht unser schuld, wen die verhoffte Beith
den höllenschlund entgieng durch unsser lauigkeit?
ja Meritrix die solt den Faust die maschen legen,
und sechet eben recht, dorth kamt er mir zugögen;

111. = ächteste Hymen-Kerzen?

ich reiß iez mit ihm forth zum Barmissaner first. 130
eröffne dich, o höll, du heint beglicket wirst,
fort mit der Briester Zihr, forth mit der tändeley,
es zeigt sich Mefistof, das er heint sieger sey.

Erstes Zwischengspill

Haufwurzltrammer als Saldat mit 2 melizoten

[14] Boz butterbrodt und käss, Boz ratech, ruebn, Ronnen,
Boz Zwisl nokn und Blenten, das macht uns Bauren Zohnen! 135
Boz Zwisl, krautSalat! mein aid das ist a leben!
Boz Preiß, du mezgerhund, was wirst dan noch anheben?
ist heint der dritte tag, das ich gheiroschzelt han
ein unvergleichlichs mensch, das ichs nit sagen kan;
zaign darf ich sie nit, man mecht sich drein verlieben, 140
oft manicher Junggesöll kunt sich gar starch betrieben,
den dieses Edle gschoss in ihren eügnen Stock
nä, nä, ich zaigs nicht her, das wär ein grober Bock
Ein weib als wie Zelin, [15] zu föls ist sie gebohren
bald ich sie gsehen hab, hab ich mein aid geschwohren: 145
das ist ein räre wahr, die taugnet wohl vor mich,
dis ist ein edles baar wie arsch und bitterich;
und iez, o! haushochs Creiz, solt ich ins Feld marschieren
und vor das Vatterland den scharpfen Säbl führen!
guraschi lass mich nit, mein hans nur nicht verzag[t]! 150
wen dir auch schan der Preis ein schniz ind hossen jagd;
mein weib, die gflickte haut, thet ihr ein kropf auffingen,
wenn sie ihm nicht zuvor kent über d'achsel schwingen;
süe lübt mich also sehr, es hat nur gahr kein sach,
[16] wenn sie mich fressen kunt, läg ich schan lengst in Bach. 155

Zwey meliziotten mit scharpfen gewehr und Batron Taschen

1ster halt Baur, sanst brent man los, Boz hogl, Bliz, und Danner!
Hans da her, mest aber wohl, geth loch und loch ananander
Ihr kerl braucht Reson, bin auch bey der meliz,
ein bräses körzerol, der besten hossen schiz.
2ter Baur hast du guetts quartier, kanst saubers Bett verschaffen? 160
Hans Bein Essl in den Stall habt ihr das beste schlaffen,
ist enck villeicht zu kalt, gebt ihm nur gutte worth,
er hat ein warmen Bauch er pfeift enck fort und forth.
1ster kanst Rindfleisch, zuegemies [17] Zum nachtmahl auch auftragen?

134. Ronen = ein vom Wind samt den Wurzeln ausgerissener Baumstamm (Schmeller, II, 116). — 135. zônen = auf der Alpe Milch wägen und die Alpenerzeugnisse verteilen (Schöpf, Tirol. Idiotikon, S. 831) oder zaunen = weinen (?) (Schmeller, II, 1127.) Blenten = Polenta, Mus aus Buchweizen. — 144. föls = Völs, entweder Pfarrdorf in der Nähe von Innsbruck, oder in der Nähe von Bozen. — 147. bitterich = Holzfäßchen.

hanſ wür mieſſen hald geſchwind den alten Raml ſchlagen, 165
Der hat gewiſ ein Fleiſch, das mohriſt von der welt,
das, wan mans beiſſen will, der kopf und mauren ſchnölt.
2 ter kopaüner, flieglwerk, gutt wein und bier darneben,
wie auch ein guetts confect muſt uns zum nachtmahl geben.
Hanſ ganz recht, mein lübe Herrn, der geür hat hannen zehlt, 170
die ſchnäbl ſeint noch da, wenn ihr ſie fröſſen wölt,
darzue hat unſſer Fack vill gfuelln ibrig glaſſen,
da habts ein krueg darzue, ihr kent ſie ſelbſt einfaſſen,
und wan der durſcht ſo groſſ, ſo ſchlemt eüch nur geſchwind,
[18] weils nur ein viertl ſtund, beim groſſen Wirths hund Rind. 175
1 ſter morgen, bevor der märſch angeht
das Brot, wurſcht, ſleiſch, und krautt zu einen Fruheſtuck ſteht!
Hanſ der ſchinder hat erſt heint den millersſchiml kriegt,
der macht eüch wirſcht genueg, da ſeit nur wohl vergniegt.

2 ter Music text ſchuzgeiſt

Redlichs ſchaf, geh nicht die Straſſen, 180
ſiheſt ja ein wolf dort baſſen,
der dich ganz verſchlingen wird.
es wird dich gewiſ nicht ſtraffen,
wan du gehſt zu deinen ſchaffen,
der voll lüb getreye hirt; 185
ja er lübet dich weit mehr,
wann du gehſt zur widerkehr.

Irrgeiſt

Dreyes ſchaff, geh folg die Straſſen,
[19] Thue dein gegner reden laſſen,
ich zur Freud dich führen würd, 190
auf die folgen keine ſtraffen,
ſandern dir nur troſt verſchaffen;
denck ich bin dein treyer hirt,
dieſer lübet dich ſo ſehr,
folge du nur meiner lehr. 195

ſchirmgeiſt

ach, mein ſchaf, laſ dich erbitten,
dencke wie vill hat gelitten
dein getreyer beſter Freind!
du wirſt noch an mich gedencken
und zu meiner herd dich lencken, 200
wan erkenneſt deinen Feind;
aber es wird ſein zu ſpatt,
geh zurück, folg meinen Rath.

165. Raml = Hund mit schwarzer Schnauze, eventuell auch Schafbock, Widder. — 166. mohrist, vgl. Grimm, 6. 2715: Murfleisch, mürbes Fleisch.

Irrgeist

lass dich keineswegs erbitten,
folge mehrer meinen schritten 205
[20] und dein so getreyen Freind.
du wirst stets an mich gedencken,
dich nach meinen willen lencken,
der mit dir alls gutt gemeint,
ja dir gfolget in der Thatt; 210
folge ymmer meinen Rath.

3tes

schirmgeist

ach, mein schaf, du irr thuest gehen,
du wirst es zu gspatt ersehen;
noch das leste mahl dich bitt,
ich will dich von wolf lossmachen, 215
will entreissen dich sein rachen,
komm und folge meinen schritt,
dich das leste mahl ich bitt,
ach versag mir dise nit!

Irrgeist

ach, mein schaf, nicht irr thuest gehen, 220
du wirst es schan selbsten sehen,
[21] folge mehrer meinen schritt;
thue dich von der herd losmachen,
sie verspotten und verlachen
dieses rath ich dier ich bitt: 225
gibe ihm gehör nur nit,
geh und folge meinen schritt!

Schirmgeist

O gott, o höchster gott, halt doch noch s-rach schwerd ein
und las den sinder nicht gänzlich verlohren sein!
ach lasse sigen nicht die schwarze höllenschlangen! 230
zerknirschtes sindersherz, der da ist jrr gegangen,
vertreib das höllengspenst, der nur dein schaf entfürth!

Irrgeist

[22] Da richtest du nicht aus, heint es sich zeigen wird:
der sinder rufet mir, ich hab ihm nicht begehrt,
bell nur so lang du wilst, da wirst du nicht erhört, 235
villmehrer lassen nach, er hat sich mir verschriben.

schirmgeist

hat er ein wahre Rey, wirst du doch abgetriben.

Zweiter Theill

Erster auftritt

Ernest, groshergzog v Parma, Faustus und sein diener mesistofolus in einen sal

Faustus nun, mesistofolus, was ich dir werd befehlen,
Dis must vollziehen, mir in gringsten nicht verhöllen
was der grossherzog sagt, [23] vollziehe also gleich, 240
und sieh dorth kammet er, nun auf die Seithen weich.
Eür Durchleicht schaffen sie, ich horch nach dessen dienst[en],
belieben sie zu sehen was von den freyen kinsten?

Ernest kann ich nun seehen hier des samsans heldenthat
Wie er des lebens rach so gar zerrissen hat? 245

Fauste in Einen augenblicke soll das vollzogen sein.
yezt mesistofiles zeig dich der kinste dein!

man ziecht auf

Ernest den Davit sambt den haubt deß rissen golliat

Faust ich gedencke an den geist

auf

[24] **Ernest** nun mecht ich seehn auch der Judit heldenthat, 250
wie sie den hollofeern das haubt abgschlagn hat.

auf

Fauste ich gedencke an den geist
hier liegt des Helden haubt gebigt vor deinen fissen!
sog wilst du noch was meer von meinen kinsten wissen?

auf

Fauste ich gedencke an den geist 255

Ernest ich bin schon yberzeigt mer als verlangt ich
nun mecht ich seehen noch den lazerum in grab —

auf

Fauste hier ligt er nach befelch, verlangst du noch was mehr?

Ernest dis ist ein kunst der höllen

[25] **Faust** hä, hab ich dis verdient? entweiche, unmensch, forth! 260
so macht ich den mit dier ein solchen accort?
wan du schan bist ein first, der nicht ist meines gleichen,
ein solchen mus man nur mit ein maulltaschen streichen.
gebiete deinen land nur wider mich ein streit
geh, wage ein Duel und stehe mir zur seith; 265
ich förchte alles nicht, dich und dein ganze macht,
du und dein Parlament von mir nur wird verlacht.

249, 252, 255. *Leipzig*, 13: »Faust: — Aber, wenn bist Du wieder bei mir?‘ Mephistophilis: ‚Sobald Du meiner gedenkst, Faust!‘ (ab.) Faust (allein): ‚Sobald ich seiner gedenke?‘« In der Tat erscheint, II. Aufzug, 1./2. Auftritt, Meph., sobald Faust an ihn denkt (in seinem Monolog), ohne ihn ausdrücklich zu rufen. — 249. *Kralik*, 176, 1: »Faust: ‚Ja, ich gedenke nun an den Geist Mefistofilus!‘ Mefistofilus (erscheint): ‚Emprezio, mein Faust.‘« S. 179, 186: »Ja nun, ich gedenke an den Geist Mefistofilus.« — **248, 250.** *Oldenburg*, 48; *Sommer*, 743; *Leutbecher*, 724; *Horn*, 661; *Leipzig*, 49; *Kraus*, 139. — **250.** *Leipzig*, 51; *Sommer*, 743; *Leutbecher*, 724; *Horn*, 661.

komm, Mefiſtofolus, getreyer diener, kam,
tragt mich in äſſien mit ſchnellen ſlug davan;
[26] doch nein ich geh nach hauſ, es brauchet hier kein zaucken 270
und ich will dorthen ſein nach wunſche und gedanken.
mein Erneſt lebe wohl und an den Fauſtus denck.
dier ſeind aniezt bekant all ſeine liſt und renck.

Erneſt Wach oder treüme ich, bin ich in mein gemach?
o himmel! ſteh mir bey, bin ich bezaubert ach! 275
Ich weiß n't wie mir iſt, die kröſten mir erſterben
muß ich das todtenreich durch diſe ſchwarzkunſt erben,
bin ich bey leben noch? ach! Freünde helfet mir!

Bedienter was hör ich klegliches [27] in fürſten ſein quartür?
ich Eülle gleich zu hilf, iſt was den Fürſt geſchehen? 280
ach! leider was i't dis, was mueſ ich hier da ſehen,
was fehlt Eür Durchleicht doch? ich bring den arzten gſchwind!

Erneſt

halt, ich bin urſach ſelbſt, diſ hat vergebt mein Sind;
mein aberwiz hat mich ſo weit zur luſt getriben,
das ich den Zauberer, den doctor Fauſt, geſchriben; 285
iez gab er mir den reſt; ſchließ nur dein Salle zu
und laſ mich eine Zeit genieſſen eine Ruh.

[28] **Bedienter** was muſ doch diſes ſein? der Firſt iſt ganz verwirret.
ſo vil das ich verſteh der Fauſt ihm hat verführet;
ja thraue einer nur dergleichen Zauberſachen! 290
die kenten einen bald den grauſſlich garauſ machen.
und wie ich hab gehört die Deifl auſ der höllen
die muſten Fauſtus thuen, was er wird haben wöllen:
die thonau muſte ihm dienen zur kuglſtatt;
Er farth nicht auf der Boſt, wo er nit pflaſter hat. 295
mir falt nicht alles bey, was ich van ihm gehört
Er iſt ein ſolcher[er], der gott und himmel ſtöhrt,
[29] der ſ-heiſſe Ellement durch ſeine Zauberſachen
dan ſeine deiflskunſt gahr auch zunicht kan machen.

286. Bei *Schwiegerling* sagt der Herzog am Schlusse, S. 10: »So will ich denn den Befehl erteilen, daß Niemand mehr diesen Saal betritt, denn er war von Furien und bösen Geistern in Besitz genommen.« — 294. *Kralik,* 180: »Faust zu Meph.: ‚Zum allerersten will ich die Donaugegend sehen ..... Und ich wünsche sie nicht nur su sehen, nein, ich will auch denen Leuten verschiedene Wunder auf dem Wasser zeigen. Ich will theils auf dem Wasser spazieren, auch reiten, fahren, Kegel schieben ..‘«. *Oldenburg,* 32: »Zweitens sollst Du ... auf dem größten Strudel der Donau ein Spiel Kegel aufsetzen, jedoch so, daß, wenn wir Kegel schieben, sich keiner einen Fuß naß macht.« *Kraus,* 142: »Dann wirst du mir eine Kneipe auf dem Wasser bauen, woselbst ich Kegel schieben werde, welche du mir immer aufstellen wirst.« — 295. *Weimar,* 288: »Viertens sollst du das Pflaster vor mir aufbrechen und hinter mir zupflastern, und zwar so geschwinde ich mit vier Pferden fahren kann« und Anm. 48 zu dieser Stelle. *Kraus* 143: »Jetzt gleich das schnellste Pferd herbei; darauf werde ich mich setzen und du musst mir mit lauter Kieselsteinen den Weg pflastern, wo ich reiten werde.« — 300. Das Volksbuch erzählt von Faust: »name an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen.« (Ausgabe von R. Petsch, Halle a. S., 1911, S. 13 f.)

Er flügt den adler gleich gar zu den Sternenfeld. 300
bald spilt er auf den Meer, bald in der neüen Weld.
ich schweige weiters nun, es ist nicht gut zu sprechen,
ich will ein wenig iezt zu meinen Herren sechen.

2ter auftritt

Ernest et Bedienter

Ernest in etwas habe ich mich widerumb erholt,
weill docter Faustus forth, und wan er komen solt, 305
[30] sag nur: ich dancke ihm vor seine höflichkeit,
ja ich verlang nicht mehr sein kunst und lustbarkeit;
der himmel mich bewahr von all dergleichen Sachen:
diß Deiflskünsten sein, so nur die höll kan machen.
ja ich erkenne iezt, wie sehr ich hab gefehlt, 310
doch gott verzeich es mir, du schöpfer disser weld!
du bist der wahre gott, dein allmacht ist zu breissen,
du kanst all Zauberkunst zu Stuck und trimmer reissen.
bedienter, kom mit mir, hiett dich vor Zauber Roth,
und noch so lang ich leb will dienen meinen gott. 315

wird zuegemacht

[31] Bedienter mein herr erkennt es iezt, was eine schwarzkunst sey,
von der er ist gehedkt, gott mach davan ihm frey.

trit ab

3ter auftritt

Orcanus und Victorinus

Vatter das leben wehr schan gutt, doch aber eins mich schröcket,
was mir vor kurzer Zeit hat mein herr sohn endecket:
iezt sey er herr der höll, doch daurs nur eine Zeit, 320
hernach sie meister sey in alle Ewigkeit.
bedencke disses nur: Ewig — was sagen soll!
mich schaudert dises worth, [32] mir ist darbey nicht wohl.
o gott! erhör mein bitt, lasß meinen sohn nicht stecken,
begeistere seynen Sünn, das er kon Rey erwecken. 325
Du bist barmherzig ja unentlich ohne Zihl,
iedoch es gschech allzeit hierin dein lübster will.
Ich bitt dich nur darum, ein bit du nicht versagest,
da du ein irrends Schaf selbst auf den achslen tragest
und hin biß zu der Herd, die fröhlich auf der weid. 330

Victorin vergüss, mein lübster Freünd, doch disses herzenleid!

4ter auftritt

Mefistofolus und Hanswurst

[33] Hanswurst mein stofl sag mir decht, wies mit dem Faustl steht,
ob Er my nit in dienst in schuz aufnemen deth?
i bin gerichtet ja und diß in alle Satl,
besonders bei dein Wein, bostetn, durtn, Pradl; 335
ich mechte bey ihm sein, was van den künsten lehrn,
trag dus statt meiner für, thue mich der bitt gewehrn.

Mefistof ja wan du mein wilst sein, da hast du meine Hand:
so kriegst die wissenschaft und Faustus seün verstand.
Hanswurst ja sag(e) mir zuvor an dein nam und wer du bist. 340
Mefistof ich bin auf Engeland ein lang vertribner Fürst
Hanswurst ja wen i dein solt sein, [34] wie ist dis zu verstehn?
solt i vor dier und du hinder meiner nacher gehn?
Mefistof ja ich nach deiner geh, du darfst mit mir krod schaffen,
ich lehrne machen dich meis, Razen und auch affen. 345
Hanswurst der Deirl, das wär ains, wen i dö Thier kunt machen!
es mecht sich einer ja darbey recht buckl lachen.
i gib mein willen drein, doch ains verstch i nicht:
dein sein, von disen must du geben mier bericht.
Mefistof wan i den Faustus holl, alsdan dich ohne Zweifl. 350
Hanswurst wie? las dy schaugn an, i gläb du bist der Deifl?
Mefistof ja diser bin ich auch; [35] dich hier gleich unterschreibe!
Hänsl nä, nä, i bleib ä so, und du nur Deifl bleibe;
die höll ist vill zu haiß, man thut ein böch eingiessen,
geh nur i will nicht mehr von deinen kinsten wissen; 355
weich schwarzer mazl forth, i kan dy sehen nit!
Mefist sag nur ob mein wilst sein, sanst weich ich keinen schrit;
du bist aniezt schan mein, dich hier gleich unterschreib,
sanst ich an deiner seit bis zu dein abtruck bleib.
Hansl geh nur nit nochnt her! o was sang i iezt an? 360
o hänsl steh mir bey, mein heiliger batran,
erret mich van dem gspenst [36] und Ewigen verderben,
lass mich an statt der höll das himmelreich erwerben
und jag das gspenst von mir, sonst ists um mich geschechen.
weich in des hänsl namm! Er will nicht weiter gehn. 365
mir fallet etwas bey, gläb ä nit das ich irr:
weich durch des Faustls Crafft den augenblick von mir,
du höllisches gespenst, du geissl meiner seelen,
thue du statt meiner nur dein hexenmayster quellen!
Mefistof so wilst nicht sein ein herr? du bist ein rechter dor. 370
Hansl nä nä verlang mirs nicht, ich zieh den Himel vor.
Mefistof ich kan und will di nicht [37] van meiner Seithn lassen,
besinn dich und thue noch andre gedancken fassen.
Hänsl siehst dorth, der faustl kambt, nun weiche ich van dier.
Mefist geh nur vor dises mahl, wirst nicht entrinen mir. 375

338. *Weimar* 303: So must du dich mir doch wenigstens verschreiben, daß du willst mein eigen sein.« — 343. *Kralik*, 177: »‚Sag du mir amal, wenn du der Teufel bist, warum laufst du denn immer hinter mein Herrn drein?‘ Mefistofilus: ‚Ich bin ein Bedienter deines Herrn.‘« — 345. *Weimar*, V., 271, 24: »wie man kann machen Flöh und Läus, Ratten und Mäus.« — 359. Abtruck = Ableben (Vgl. Vers 743).

5ter auftrit

Faustus et Mefistofolus

Faustus Sag, Mefistofolus, wer war der kerl hier?
Mefist ich hate nur ein scherz, da er verlangt zu dier,
als er die wissenschaft van dier auch wolt erlangen;
Ich sagte ihm sie zue, wan er will seün gefangen.
du kanst ihm brauchen zwar zu einen unterhalt, 380
es ist ein alberer narr, [38] zum gspäss Er mir gefalt
Faustus wan er kein schwäzer wär und nicht solt sein dein aigen,
so nimme ich ihm auf, wan er kan als verschweigen.
doch, Mefistofolus, wilst mir recht alles halten,
was jmer ich verlang? las nicht dein muth erkalten. 385
Mefistof begehr du, was du willst, ich halte mein accord,
da darfst du zweiflen nicht, Ich bleibe bey mein worth,
und dis solt unverföltscht von mir vollzochen sein.
o hölle! was ist dis, wer kambt zu uns herein?
ach, Faustus, da entweich, es kamt dein schirmgeist, 390
nur dises mahl mir folg [39] und ein genügen leist!
Faust du kanst zwar tretten ab, ich aber bleibe hier,
doch kame alsogleich, so bald ich ruffe dir.
Mefistof ja was du nur verlangst, da werd ich niemals wancken,
ich horche dein Befehl und nach des mensch gedancken. 395
Faustus wer weis, ob diser geist mich nit befreyen kan,
doch noch ist keine zeit, wohlan ich här ihn an.
verstehen kent ichs wohl, wann ich nur selbsten will,
nun will ich hören iezt, was war seün sünn und zihl.

6ter auftritt

Raphael et Faustus

[40] **Faustus** sag an, was machst du hier, was ist dan dein begehrn? 400
Raphael ach, Fauste, geh in dich, thue meiner bitt gewehren
betracht dein Stand zuvor, wer du gewessen bist:
du warst ein gottesmann, du warst ein gutter Christ,
du legest auf die Text van gott und heiliger schrift,
du warst wie ein Prophet vor gottes angesicht; 405
sag was bracht dich darzue als deine buhlerin?
durch die sezst gott beyseits, gabst dich der schwarzkunst hin,
o Fauste! geh in dich, iez hast noch gutte Zeit,
mach mit der welt und fleisch ein christlich lübesstreit,
um Christi willen kehr, [41] o lübster Fauste, um, 410
verlas die schwarze kunst, gib dich zum Christenthum.
Jesus! der hangt an Creiz, gebund mit Strick und Banden,
der vor dich Sinder hat den todt selbst ausgestanden
aus lübe gegen dir, um zu erlessen dich.
o Fauste! Faust! erhör die wort so förchterlich, 415

bedencke jene qual, ſo du wirſt leiden müſſen
in Ewig heiſſer höll, in ſchwarzen Fünſternüſſen,
— — — wo nichts als weh und ach,
wo du empfinden wirſt die ſchwehre gottes Rach.
ach ſecheſt deinen gott, wie er an Creiz zerſezet, 420
wie er mit Blut und wund [42] an ganzen leib verlezet,
o ſecheteſt du nur dis wahre ebenbild,
wie ſtröhmenweiſ ſein Blut aus ſeiner ſeite quilt!
ich ſag, du haſt noch zeit, gott [ja] barmherzig iſt;
ich muſ verlaſſen dich, entrinn des Satans liſt. 425
tritet ab

7ter auftritt

Fauſtus allein

Ich weis nicht wie mir iſt, mich quellen die gedancken,
Es will mich diſe lehr ja allenthalben ſchrancken.
ja! ja! es wär vor mich noch barmherzigkeit;
o Fauſte! geh in dich, weill du noch gutte zeit:
du ſicheſt ſonnenklar, [43] das gott dich hat berufen 430
und dich noch haben will zu höchſten Ehrenſtuffen;
Er ſchicket dir auch dar ein geiſt, der dich beſchüzet,
weh aber dir, wen dies alles an dir nicht nützet.
o ich erkene nun, wie ſehr ich hab geirret,
wie mich die böſſe welt hat zum verderben gfihr[e]t, 435
iedoch wie ſtell ichs an, auf das ich loſ kan werden?
an Mefistofolus hab ich ein yblen gferden.
doch ſtill — dort komet Er, nun muſ ich mich verſtellen.

8ter auftritt

darzue Mefistofolus kamet

[44] **Mefiſtof** Friſch auf, ſey gutes muts, gedreüer Freind der höllen,
begeiſtere dich nunmehr, laſſ himmel himmel ſein, 440
du haſt all luſt und freid, laſſ dir nicht reden ein,
Es iſt nur fantaſey, was diſſer vorgetragen,
oder ſag kanſt du dich wohl wider mich beklagen?
ich thue dir ja als, was du verlangſt van mir,
ſag nur, wo wilſt du hin, ich widerſprich nicht dir. 445
Fauſt wen du nicht widerſprichſt, ſo mahl mir jenen gott,
wie er an Creizholz ſtarb, verwund durch Juden=Rott,
und diſes in natur, als wie er iſt gehangen.
[45] **Mefiſt.** O Fauſte! kanſt du dis van mir als freünd verlangen?
was bildeſt da dir ein, was kambt dir da in Sin? 450
begehr was anderes, der ich dein Diener bin.

437. Vgl. das Wort von dem *Gefährten* in Goethes Faust, Wald und Höhle, Vers 3243. — **446 ff.** Dieses Motiv, auf das wir S. 60 eingehender zurückkommen werden, findet sich bei *Kralik*, S. 186 f, *Kraus*, 145 ff., *Erich Schmidt*, S. 273, V. 259—284, *Rosenkranz*, Zur Geschichte der deutschen Literatur, Königsberg, 1836, S. 102. *Schwiegerling*, 20. *Faust betend vor einem Kreuz im Augsburger Puppenspiel*, 840.

Fauſt nein nur diſ Bild allein begehre ich van dir,
beſine dich nit lang und bring dasſelbe mir;
du muſt das titlblatt, die yberſchrift drauf ſchreiben,
mit einen worth es darf kein Pembſlſtrich auſbleiben. 455
haſt nun vernamen mich? back dich in augenblick!

Mefiſtof o hölle! ſteh mir bey, was thue, was mache ich?
[46] kam bluto, höllenfürſt, hilf mir auf mitl ſinnen!
ſo will mir den mit gwalt der ſelengwin entrinen?
ach fauſte! thue doch andre gedancken faſſen, 460
ſanſt brich ich den accord, will lüber dich entlaſſen.

Fauſt ha! biſt ein ſolcher gaſt, heiſt diſes ſein mir trey?
gleich bring den kreizigten wie er zuckrichtet ſey!

Mefiſtof verfluchter augenblick, verderbliches verlangen,
hät ich mit ſolchen gaſt nühemals was angefangen! 465
Es ſoll geſchehen gleich, doch, Fauſte, bild dir ein,
wie ich dich quellen wird in heiſſer höllenpein!

[47] Fauſtus iedoch wer kamet dorth, iſts die gelübte mein?
ach ja, ſie iſts — die macht mir eine neye pein:
ich mus faſt lüben ſie, kan ſie unmöglich haſſen. 470

9ter auftritt

Meritrix kam, fauſte, lübſter ſchaz, laſ dich van mir umbfaſſen,
du biſt mein anders ich, du biſt mein tauſſent freid,
mir dir ich geh in todt zu der unſterblichkeit,
dorth leben ewig wir

Fauſtus ja Ewig wir dorth leben
entweders in der qual oder in himmel ſchweben; 475
in himmel leben wir, wen wir gutt glebt auf erden,
[48] doch dieſe lebensarth uns nicht in himmel führ[e]t.

Meritrix ach fauſte! was iſt dis, du ſcheinſt mir ganz verwiret,
ſag mir was fehlt dir dan, was iſt dir leids geſchehen?

Fauſt in kürze wirſt van mir ein rechte thraurscen ſehen. 480

Meritrix was ſolt doch diſes ſein, was ſtoſſet dich hier an?

Fauſt ein böſſe ſach, ſo ich — dir nicht beſchreiben kan.
doch geh vor diſmahl forth und laſſe mich allein.
iedoch wer kammet dorth ſchon widerum herein?
es iſt mein vatter ſelbſt, mit diſen will ich ſprechen, 485
ich kan vill gutes nicht aus ſeinen augen ſechen.

Meritrix trit ab

10ter auftritt

[49] Orcanus der Vatter

Ich weis nit wie mir iſt, mein fauſte, lübſter ſohn,
das ich bey tag und nacht kein Ruhe finden kan;
wo immer ich hin geh, wo immer ich hin ſich,

461. *Schwiegerling*, 20. — 466, 467. In dem von *Erich Schmidt* veröffentlichten Kinderspiel antwortet der Teufel auf Fausts Verlangen ganz ähnlich, V. 279: »Jedoch es soll geschehen, Aber 1000fach sollst du diesen Dienst vergolten sehen.«

ſteht mir ein track in weg, wie er verſchlinget dich. 490
Es datert in mir alls, es zitteren alle glider,
es ſinckt die hofnung all mit meinen muth darnider.
ach, ſohn, beken es mir, wo es dir fehlet doch,
laſſ mich nicht trücken lang ein zentnerſchweres Joch;
villeicht durch mein gebett was wircken kan bey gott. 495

Fauſtus ja betten kanſt du ſchon, doch leyder vill zu ſpatt,
ich gehe nun van dir [50] in einer kurzen zeit
da wirſt du ſehen mich in heüſſer Ewigkeit. *trit ab*

Orcanus allein

Ich armſeliger! o mich unglicklichen!
ſo muſ ich meinen ſohn faſt gahr verzweifelt ſehn! 500
weit beſſer wehre es, das er nüe wär gebohren,
ſo gieng doch ſeine ſeel nicht zu der höll verlohren.
iedoch es kan ja noch ein mitl ybrig ſein.
ach ich ertattere, mir ſchaudert marckt und pein.
ich gehe zum gebett, gott iſt ja voll gedult, 505
wer weiſ ob Fauſtus nicht erlangt noch gnad und huld.

[51] 8ter auftritt

Mefiſtofolus ſuchet hilf und Rott bein Lucifer oder ſein geſellen

Mefiſtof komm, Bluto, kom hervor als Roth und Fürſt der höllen,
kamm, kamm, und laſſe dir die umbſtendsarth erzöhlen:
fauſte, der doctor ſelbſt, der ſich mir unterſchriben,
hat mit der Zauberkunſt mich alſo weit getriben, 510
das ich ſo dan nit mehr weiſ wie, wan, wo auſ,
darumben rueff ich dich ſelbſt auſ den höllenhauſ
umb hilf, wie doch die ſach nun anzuſtöllen ſey.
beſinne dich dan wohl und ſage es mir frey.
er zwinget mich ſo weith, ich ſollte ihm dermahlen 515
[52] mitſambt den titlblatt den näzerener hollen,
und zwar auf ſolche art wie man ihm thuet beſchreiben,
an deme ſolte auch kein Penſlſtrich ausbleiben,
wie er an Creizesſtamm warhafftig ſey geſtorben,
der unſ zum ſchaden hat der welt das heill erworben. 520

Bluto das ſcheinet mir ſo gahr ein ſchlechte kunſt zu ſein,
und hete es mir woll niemahl gebildet ein,
das du nit ſo vill wiz hinter dein langen ohren,
wo ſonſt ein Deiſl biſt auſ alle weiſ geſchoren;
[53] ein alberer mueſt ſein, das greift man wohl mit henden, 525
wan du den fauſte nit auſ ſolche weiſ kanſt blenten:
durch deine Zauberkunſt mueſſ diſ alſo geſchehen,
daſ er nach ſein verlangen denſelbigen kan ſechen;
mit ſeinen Cabinet mueſt den Colvari ſtöllen,
ſo wird er ſein vergniegt, diſ iſt ein kunſt der höllen. 530
nun perit ſag auch du und gib dein meinung drein.

perit	mich duncket dises wohl Ein gscheider rath zu sein.	
	wan du mir, mefistof, dich weist zu schicken drein,	
	durch deine Zauberkunst [54] dem doctor zu bethören;	
	darbey zu dencken ist die Reye ihm zu stöhren	535
	und er sodan auch nit durch den gemachten Eid	
	und Resolution dir werde noch zu gscheid	

9ter auftritt

faustus et meritrix

. . . .
. . . .

[55] Schirmgeist	halt ein gerechtigkeit! ich will noch eines wagen,	
	ich fihr ihm zu sein gott, der vor ihm glitten hat.	
	wird er vor seine Sind noch eine Reye tragen,	540
	so kambt er auf der noth und noch erhaltet gnad.	
Irrgeist	fahr fort gerechtigkeit! wer wolt da eines wagen,	
	der schimpfet einen gott, der vor ihm glitten hat,	
	der heisset Sind mit Sind, und keine Rey kan tragen,	
	der ihme nur verspott, verhehnt und ausgelacht.	545
Schirmgeist	Wan du in deiner klau oft einen hast vermeinet,	
[56]	ist er entrunen dir durch eine wahre Rey;	
	ja, wan er seine sind recht bitterlich beweint,	
	so glaube sicher mir, das er befreyet sey.	
Irrgeist	wer wird ein solchen mir aus meiner klauen reissen,	550
	der gott schan hat verflucht und ganz entehrt?	
	kann die gerechtigkeit ein solches gutt da heissen?	
	Er hat die höll gesucht, die wird ihm auch beschert.	
schirmgeist	So solt ich dise frucht mit solchen Fleiß verliehren,	
[57]	den ich bey tag und nacht an ihr hab angewend?	555
	wie weit kan einen doch der Irrgeist doch verführen!	
	Er folgt nicht meiner lehr nur der, so ihn verblent.	
Irrgeist	Ich hab dirs ja gesagt: dein mihe ist verlohren,	
	an einer solchen frucht, die sich nicht nuzen last.	
	der war van jugent auf schan zu der Sind gebohren,	560
	ja disse ghöret mein, du dadavon nicht hast.	
Schirmgeist	o wahrer gottessohn, der du so vil gelitten,	
	und vor den sindern hast [58] bis in den todt gestritten,	
	an meiner mühe hats ja keineswegs gefehlt,	
	ich hab ihm tag und nacht als klar vor augen gstelt:	565
	die schöne himmelsfreüd, die graussameste höll,	
	Es ware als umsanft, last reden was man wöll.	
	du aber, höllenknecht, verführerisches liecht,	
	geh, nim den bratten mit, den[k] aber, dise gschicht	
	durch deine grausamkeit die wird mir ville seelen	570
	bringen zu meiner Herd, die sich mir anbefehlen.	
	doch ein verborgnes weh kamt meinen geiste an.	
Deifl	und mir ein solche freid, die ich nit sagen kan.	

[59] 3ter theil

Erster auftritt

Faustus und Mefistofolus

Mefistof hier bring ich dier das bild. iezt hab ich als gethan,
verlangst du noch was mehr, so sag mir selbes an; 575
ich will dich sambt dein gott schon in die falle bringen,
du wirst dich auf mein nez auf keine weis entschlingen.
thrau nur auf disse macht, doch bild dier sicher ein,
das du noch heinte wirst in heüsser hölle sein.

2ter auftritt

Faustus allein

[60] Faustus was fang ich armer an, was thue, was mache ich, 580
da ich den untergang auf meinen nacken sich?
die himmel scheinen mir mit wolckenflor umbzochen
und ich, ich derste noch mit meiner weisheit bochen?
iedoch wer knopfet dort? Eüllfertig da herein,
ich sich, es ist der hans, der bey mir knecht will sein 585
wer weiß ... die einfalt oft bey gott vill mehrer gilt
in allen seinen thuen, als der die einfalt schild.
sag an, was machst du hier, warumb bist her gegangen?

3ter auftritt

darzu hanswurst

[61] hanswurst o fauste! was hast doch mit diser bursch angfangen?
gelt ich habs ihm recht gmacht? Er last mich gehrn laufen. 590
der spizbue hat mich gwölt sogar der höll verkauffen!
er wolt mich lassen auch auf seinen neze nicht,
aber ich miech mich los, da ich dich hab erblickt.
wen du schan bist gstaudiert, ich bin doch gscheider mehr;
du warst mir nur ein nar, du und der licifer. 595
Ich bleibe dir gethrey, ich kunt dich wohl erlessen.
schau, wen du nur nie wärst ihm unterschriben gwessen!
ain recht, das host du noch, ich wolt ihms schan noch machen,
auslachen thät ich ihm [62] zu dem geschechen sachen.
Faustus mein narr du hatest recht, wenn ich dir folgen kunt; 600
ja hät ich nicht gemacht mit ganzer höll den bund!
doch seye wie ihm sey, es ist iezt schan geschehen:
eintweders bin ich sklav und muß zur höllen gehen
Ey was, noch unverzagt! ein einzige Rey und leid
mich noch befreüen kan, das ich nicht wird ein beit 605
und eine speise gahr der Ewigen höllen wird.
gott ist vor seine schaf ein dreyer seelenhirt;
was meinest du mein hans, was ist noch anzufangen?

hansw. du kanst bey gott die gnad ja iederzeit erlangen;
[63] wart nur wie ich es noch den hölischen tracken mach! 610
und sich dorth kamet er, iez ieb an ihm mein Rach.
verberge Faustus dich und weiche auf die Seitten,
ich will vor deine Seel und mit den irrgeist streiten.

Faustus o hauf du richst nichts aus, du bist zu wenig vill,
du kanst da helfen nicht zu den accord und spill. 615
Eins nur allein mich tröst: das bild, so er gemahlen,
dis kan noch meine Sind und meine fehler zahlen,
das der verhaßte geist mir gibet den accord,
anfansten muste ich mit jhm zur hölle forth.
ich weiche nun van hier, er kamet wircklich an 620
und halte mich an Creiz

trit ab

[64] hans Der gibt dir schan bardan,
Ehr nur die mutter sein, sye wird dich nicht verlassen;
mit gröster Freid will ich den höllenhund aufbassen.

Zwischengspill

Hanswurst und der Deifl

Hanswurst iezt kerl kimm mir her und zahl mir gleich ein bier,
sanst schwör ich dier du bringst kein ganzes glid von hier! 625
Mefistof. wohlan so wehre dich — — — —
Hanswurst ich muß zu faustl gehn.
Mefistof verwegener, was sagst? nur bleibe fest hier stehn
und sag mir alsogleich, was er dir hat gesagt.
Hans bist du der einzige, der mit mir eines wagt?
Mefistof wohlan so wehre dich!
[65] hans ich kan mich nit aufhalten. 630
Mefistof halt, hund, sanst werd dier den Kopf vannander spalten!
hans das gläb sch alles wök — — — — —
Mefistof halt da, und bleibe stehn!
hans halt mich nicht lenger auf, kund sonst in hosen gehn.

Mefistof gib ihm ein tritt vor den hinderen

Mefistof du kerl glaubst du dan ich treib mit dier nur scherz?
hans au weh, das gröste loch Just miten auf mein herz! 635
Mefistof du wirst mich ja mit gwalt nicht in den harnisch bringen

hans zihet ein schachtl stat einer tuwacktoffen mit sogmehl heraus

du flögl, wan ich könt, wolt i dich gley verschlingen
wenn ich nur athen ziech; weils sein nues, eü so seüs!
so hör der her noch eins: was gibts den sanst guets neis?
[66] Mefistof ich sag dürs scherz nicht lang — — — —

635. Hanswurst trägt offenbar auf dem Podex ein großes Herz gemalt. — 637. *Geißelbrecht*, 765: »da schluck ich auf einmal 1000 solche kerls zusammen 'nein.«

hansl — bedenck dich aber wohl, 640
das bald auf disen Spiz dein Sele danzen soll!
mein Sohn der skander Berg hat selbst mit disen gwehr
auf einen hib erlegt das ganze dirckisch her;
der heilige michael wird selbsten müssen sagen,
das er Eüch Engl thet damit zum Deifl jagen, 645
und du hast noch das herz mit mir herauf zu gehn?
du schwache Creatur, du sollst dü unterstehn!
Ein blick von disen schwert solt dir gnuegsam erklecken
dich armes wirmelein bis in den todt zu schröcken,
und stehst du noch vor mier [67] und bittest nicht um gnad? 650
danck gott, das dich dein wuth nicht schon verzegert hat,
doch dos ich gschworen hab kein bluet heint zu vergiesen,
sonst wurst du auf der stell mein Rach erfahren müessen.

Mefistof so kame nur anher und Raufe da mit mir!

hansl ich hab kein grollen nicht, kein gmeinschaft da mit mir! 655

Mefistof iezt seht nur dises weib, secht dise lethfeig hier!

hansl und sey ich wehr ich woll, das geht dich als nicht an!

Mefistof gib acht iezt stoss ich zue

hansl — allein nur nicht auf mich,
den wan ich schan ein held, so fürcht ich doch die stich.

Mefistof es mues geraufet sein — — —

hansl — so seüs in gottes nahmen, 660
[68] doch du bleib dorten stehn, sanst kemmer z' nachend zammen;
iedoch weist nicht, das man sey Excomuniciert
in Duel sowohl der gwind als der verliehrt?

Mefistof dies acht ich alles nicht

hansl — ich aber acht es woll,
weil man sich nit mit fleis in gfahr begeben soll. 665
hätt dich der Faustl nur also Examiniert,
da wehr er von dir los, war gwessen nicht verfihrt.
gelt, du hätst wohl vermeint, der hanswurst wär so thum?
nä. nä, ich geh nicht leicht mit solchen leithen umb.

Mefistof aniezt erkenne ich, wie du gesinet bist: 670
du und der faustl nicht entrinet meiner list.

[69] hansl Jesus der hangt an Creiz, den du selbst mahlen müssen,
ob dem die höll erbebt, sich legen mus zu fiessen:
iezt ist verschwunden Er auf disen süssen nahmen,
iezt will ich sehen, das ich kan zum Faustl kamen. 675

trit ab

4ter auftritt

Faustus darzue Mefistofolus

Faustus nun ist der Zeitenbunck, die uhr fast ausgelosen,
iezt, Fauste, kanst noch gnad oder die hölle hofen.
besinn dich hin und her: ja wen die höll so heiß
und solst derselbigen iezt werden eine speis
und dis ohn end und zihl in alle Ewigkeit, 680
iezt Fauste geh in dich, verlihre keine Zeit.
[70] Ich weiß schan was ich thue, den Deifl las ich kommen,
er mues berichten mich, ob woll so heiß die flammen.
den backt, so ich gemacht, dem darf er nicht verhellen,
Er mus in wahrheit mir die beinen klar erzehlen. 685
kom, mefistofolus, und stelle dich gleich dar.

5ter auftrit

darzu Mefistofolus

Mefistof. schaff nur mit mir, weill konst, da ich noch diener wahr.
Faustus iezt sag in wahrheit mir, das mindist nicht verhell:
ist woll in jenner weld so grausam eine höll?
Mefist. nichts zu erdencken ist, es gibet kein tiran, 690
ich selbst die quall und pein dir nicht beschreiben kon;
[71] sie thaurt in Ewigkeit, Es kan kein Ende werden,
mit einen wort: die welt hat keine bein auf erden,
so in der hölle sind, du würst sie schan empfinden,
wenn deine Seele steügt zu finsteren Erdenschlinden. 695
Faustus iezt sag mir noch zu lezt, was ist die gröste bein?
Mefistof das schenste angesicht Ewig beraubt zu sein,
des gottes glanz und schein, der nur den himmel zihrt,
eine solche meyestett, die ohne End Regührt.
ich wollte alle pein in heüsser hölle leiden, 700
wenn ich nur einmall noch gott sehen könt mit freiden.
dis ist die gröste pein, da ich dies sagen mus.
ich las dich nun allein ohn alle hinternus.

[72] 6ter auftritt

Faustus allein

so ist also die höll in jenner welt beschaffen,
thut die gerechtigkeit also die sinder straffen? 705
was fange ich aniezt Ich armmer Sinder an,
wo wende ich mich hin, wo ist Verzeichung dan?
ach warumb frag ich lang: hier ist die Zufluchtstatt,
Jesus der Creizigte selbst vor den Sinder bat;

688, 689. *Oldenburg*, 51: »Sage mir einmal, Mephistophiles, ist es denn in der Hölle wirklich so schlimm, wie wir Menschen uns es denken?«

Vatter, verzeich ihnen, sprach er an Creizesstammen, 710
so kann wie schecher ich zur Rey, und busse komen,
[73] O Jesu siche hier einen verlohrnen Sohn,
der kniet in voller Rey, nim ihm als biesser an!
ich hab gesindiget vor dir und vor der Erden,
ich hab verdient die höll, ich kann nicht selig werden; 715
vor deinen strengst gericht, o gott! wie werd ich bstehn!
du forderst Rechenschaft, wan ich zu dir wird gehn.
du hast mich stets gelübt, ich thutt dich allzeit hassen,
du hast doch deine lüb nihmahlen unterlassen,
ich Eilt mit Rüssenschritt den höllengeistern nach, 720
Ich lohnte deine trey [74] mit unverdienter Rach.
o ich erkenne iezt, wie sehr ich hab geirret,
wie hat das fleisch und höll mein arme Seel entführet!
wer hat dich so verwund, o lübster Jesu mein?
O Fauste! Frage nicht, die schuld hast du allein: 725
du hast ihm so zerfleischt durch deine grosse Sinden,
o Jesu lasse mich gnad und verzeichung finden,
und wan ich schan nicht werth, das mich die Erde tragt,
doch dein barmherzigkeit ein büsser nicht versagt:
gönn mir noch ville jahr zu einer wahren bus, 730
verschone meiner Seel und falschen Judaskuss,
[75] lass mich wie magdalen in voller Reye sterben,
las mich wie Dissmas auch das Baradeise Erben;
o Jesu du solst nun hinfür mein Jesus sein,
hier senge, brenn, und schneid, nur dorth sey gnedig mein; 735
sieh ich umfange dich, ich lasse nicht mehr ab,
bis das ich meine Sind ganz abgebüsset hab.

7ter auftritt

dazu mit der Meritrix Mefistofolus

Mefistof ach Fauste scheme dich, was nuzet dich dein pflennen?
so wilst du dich zulezt noch mit dein gott versehnen?
sich dein gelübte kamt [76] mit thrennen ganz erfilt, 740
sieh wie die lübesRoll ihr aus den augen quilt!
du siehst, der Creizigte, so hat vor dich gelitten.
der läßt sich keineswegs in lezten abtruck bitten.
sich an dein Meritrix, betracht dein buhlerin,
sye weint, sie heült vor dir, sich dein mitsinderin, 745
geh iebe noch dein lust, weill dich gott nicht erhört.
Faustus wer ist hier, welcher mich in meiner Reye stehrt?
Mefist. sich dein gelübte da, die dich noch will umfangen.
Faustus weil kein verzeichung ich von gott mehr kon erlangen,
so kome, theil mit mir die heisse höllenpein, 750
[77] da wollen wir beysam Ewig unglicklich sein.

8ter auftritt

Fauſtus, meſiſtofolus, meritrix, hänſl.

Meſiſtof iezt Fauſte haſt du noch ein ganze viertl ſtund;
was wilſt vor einen todt? ich mach dier dieſen kund,
ich geh und laſſe diſſ deinen gedancken yber.
Fauſtus mach du mit mir was wilſt, ich habe nichts darwider. 755
Meritrix ach, mefistofolus, laſ ihm noch lenger leben!
Meſiſtof wan du ſin vatter thätſt, will ich ihm zeit noch geben.
Meritrix dies thue ich ohn verzug, ſo halte noch was ein,
ich werd in kurzer Zeit allhier zugegen ſein.
[78] **hänſl** was fangeſt, Fauſtl, an, ſo wilſt iez den verzweiflen? 760
Fauſt dir ſchenck ich mein gewand, mein ſele denen Deiflen. *Zieht ſich aus*
Hanſl nä, nä, der Deifl mecht zu dem unrechten kemmen,
Er kunt woll den Hanſwurſt anſtatt den Fauſtl nemmen.
Fauſt ſo geh mir von geſicht, ich kann kein menſch mehr ſehen.
hänſl Fauſtl, viel glick auf d' reiß, laſ dir vill guts geſchehn, 765
es baſſen ſchan auf dich d' kohlbrennerbueben dorth.
Fauſt back dich auf mein geſicht, ſcher dich zum Deifl fort!
hänſl Zum Deifl geh i nit, woll aber zu mein gott,
ich backe mich von hier, dort ſteht die höllenroth.

[78] 9ter auftritt

Fauſtus Ihr furien ſteugt herauf auf diſtren höllenſchlunde, 770
in ſtücke mich zerreiſt, ihr ſchwarzen höllenhunde,
ihr berge falt auf mich, ihr fölßen deckt mich zu,
Angſt, kumer, furcht läſt mir kein augenblick mehr Ruh.
zerſpalt dich unter mir, o Erd, mich zu verſchlingen,
blüz, donner, hagl, feür ſolt auf den wolcken dringen 775

757. = wenn du seinen Vater tötest; Vers 792 meldet sie den Vollzug der Tat, bei *Zoller* (Scheible, Kloster II, 47) verleitet der Teufel den Faust, seinen Vater umzubringen. — **761—763.** *Geißelbrecht*, 780, 28: »Faust: ‚. . . ich will dir eins von meinen besten Kleidern geben.‘ Kaspar: ‚Ne! ne! ich bedancke mich recht schöne, wenn ich den rock von euch an hätte, da könte der teufel glauben, ich wäre der Faust, und könte sich vergreifen, und könte mich vor euch abholen.« *Straßburg*, 882: »‚so will ich dir meine Kleidung für die deinige geben.‘ Hanswurst: ‚. . . Da könnt der Meister Teufel den Letzen für den Rechten erwischen!‘« *Kralik*, 191: »Faust: ‚. . . Machen wir einen Tausch. Gib mir deine Kleider, ich geb dir die meinen.‘ Kasperl: ‚Sie glauben, wenn i so anzogen wär, wie Sie und Sie wie i, dann verkennet sich der Teufel und nimmt mi statts Ihnen?‘« *Weimar*, 326 f.: »‚zieh deine Kleider aus und lege die meinigen dafür an, so kommst du zu deiner Bezahlung und ich von meiner Schuld.‘ Hanswurst (schüttelt den Kopf): ‚Na, da möchte der Teufel am Ende gar den Unrechten erwischen.‘« *Kraus*, 155: »‚Wenn du die Kälte fürchtest, so gebe ich dir hier meinen Rock . . .‘ Pimp.: ‚Lasst Ihr Euch nur Euren Rock! Ihr wäret schlau; wenn mir der Schelm von Teufel begegnete, würde er glauben, Ihr wäret es, und holte mich statt Euch.‘« *Hagen*, 737: »Kasperle . . . versagt, die Kleider mit ihm zu tauschen, weil der Teufel so ‚den Unrechten erwischen möchte‘.« *Horn*, 669: »Er bittet Kasparn um dessen Kleider, wofür er ihm die seinigen zu geben verspricht.« *Oldenburg*, 53: »Faust . . ‚Komm, laß uns unsere Kleider wechseln . . .‘ Casperle: ‚. . . Also wenn der Deubel den Doctor Faust holen will, dann kriegt er aus Versehen den Casperle.‘ (Geht zurück.) ‚Daraus kann nichts werden.‘« — **770.** *Leipzig*, 67: »Ha! so kommt denn ihr höllischen Furien, zerreißt, zerstümmelt meinen Körper, und bringt mich an den Ort meiner Bestimmung!« — **770 ff.** *Geißelbrecht*, 28, 2, 18: »Kommt hervor ihr verfluchten der hölle, . . . hervor ihr teufel, hervor ihr furien, nehmt mich dahin.« — **772 ff.** *Ulm*, 804: »Brecht, Himmel, Sterne kracht! Spritzt schwefelblaue Flammen, Ihr Lichter jener Welt, Ihr Berge fallt zusammen, Und werft den ganzen Grund der harten Erde ein! O weh! ich sinke schon Und fühl der Hölle Pein!«

kom bleicher, knochenman, komm, raf mich in das grab,
verfluchte göttin ſchneid dem lebensfaden ab!
das feür verzehre mich, ſtürzt mich ihr ſturmwinde,
[80] Eröfnet eüch einmahl, verborgne waſſerſchlinde!
was nur ein leben hat, verfolg mich iberall! 780
bring dolchen, ſtricke, gift zu Ewig heüſſer qual!

10 ter auftritt

Mefiſtof hier haſt was du verlangſt, nun fahre weiters forth.
Fauſt das gift ſolt tödten mich, kom, o verzweiflungsmord!
Er trinckt gift
o das ich auf einmahl nicht mehrer wörther ſag,
ſo ſey dan als verflucht, was nicht verderben mag! 785
Ihr geiſter, die ihr dort in feür und ſchwevel ſchwizet,
ach macht, daß Fauſtus bald bei euch in flamen ſizet!
o höll, eröfne dich, ſchick die 3 geiſter mir,
[81] wo ſeind ſye? Mefistof, kamſt du den nicht herfir?

letzter auftritt

3 teüfl, Meritrix, Fauſtus, hanſwurſt

Mefiſtof ach, ich erwart es kaum, iezt haſt noch ein minuth. 790
Fauſt o gift, mach bald ein End, begrabe mich in ſchutt!
Meritrix nun habe ich die thatt, wie du geſagt, vollzochen
doch himmel was iſt dies — — —
hanſl Fauſt iſt ein höllenknochen,
geh weck ihm iezt noch auf, ſiehſt nit den übermuth?
Meritrix ach mir erſtarret ſelbſt in aderen mein blutt, 795
kamt mir niemand zu hilf? ich ſcheid auf diſſen leben!
Mefiſtof der Fauſtus hat ſein ſeel mit freid der höllen geben.
2 ter Deifl er hat ſich lang genueg [82] von dir bedienen laſſen,
iezt laßt unſ dieſer Seel mit groſſen fleiſ aufbaſſen;
bey leben iſt ſie noch, laß ſechen diſes ſpill! 800
Hänſl nä, do loſt my umb keith, iezt thue ich was ich will.

ſchirmgeiſt mit einer leichbredig

Ihr aber, die ihr hier der thraur habt zugeſehen,
was böſſes leben kan, wie iſt allhier geſchehen.
o hätte Fauſtus ſich der lüb nicht zugetrauth,
gewichen von der lehr und nur auf hölle bauth, 805
ja hött der arme Fauſt nur eine ſolg gegeben,
ſo wurd derſelbige beglickt und Ruhig leben,
[83] den in den untergang derjenne ſelbſten rent,
der ſich beſinnet nicht, betracht zuvor ſein End.
du aber, jugent, dir mercke die leſte lehr: 810
in allen deinen thuen betracht das End vorher;
gott iſt ſonſt giettig ſtehts. das thraurſpill iſt iezt aus,
lehrnet, förchts und merckts, dis tragt mit euch nach hauſ.

Ende

[84, 85] Hanswurscht

hab ich gesechen zu, ich brauch kein Deifl mehr,
will ich zwingen selbst den großen luzifer.
da hab ich schon den Kreiß mit allen seinen Zeichen,
Er muß nach meinen Winck mir kammen und auch weichen.
mein, wie hat Er gesagt? ich muß mich bsinnen recht: 5
per, per perlick. perlick ja so ists recht.

Die 3 Deifel kammen

Deifel sag was verlangst von uns? wir dienen dir als Knecht
geh nur heraus von dem, wo du darinnen bist.
Hanns na auser geh i nit und seiß der Antenchrist
Mefist schlagt zu in blutons nam, er wird uns nicht entrinen 10
Hans Öß schwarze Kefer weicht und lost mich nur besinen!
Deifl geh rauß, ansonsten wir dich hohlen auf der stell!
Hans den Kraiß nimm ich um mich iezt horchet mein befehl
ja ja iezt falts mir ein: per loco hat er gsagt;
per loco weichet fort! gelts gelts, ich hob enchs gmacht? 15
per lick! sie kammen schon i will euch schwizen machen!
per lock! gelts iezt miests horchen meinen Sachen?
iezt kan ich alles schon, was nur der faustl kann,
nun hanswurscht triumfir, iezt stets dir alls wohl an.

* * *

[87] Personale

1	Schutzgeist	6	1 ter } teufl
2	Irrgeist	7	2 ter } teufl
3	Raphael	8	Vatter
4	Faustus	9	Mutter
5	Mefistofolus	10	Meritrix

11	Haußwurst
12	1 ter } Melizioth
13	2 ter } Melizioth
14	Herzog auß Bärma
15	dessen Diener

5, 6. »Wart, wie hat er gesagt? perlig perlag perlig.« E. Schmidt, V. 218. — 19. Vgl. oben S. 37, V. 20.

II.

Die Faust-Bilder im Stubai-Tale.

Am 8. September 1906 brachte die Neue Freie Presse »Eine Frage an die Kenner der Faust-Sage«. Hofrat Dr. Eduard Leisching hatte in dem zur Ortschaft Neder, Gemeinde Neustift im Stubai-Tale gehörigen, am Eingange in das Pinnistal gelegenen Weiler Schmieden an der Außenwand eines Bauernhauses ein Fresko-Gemälde: Christus am Kreuz, umgeben von Maria und Johannes, entdeckt, wie es auch anderwärts in Tirol nicht selten vorkommt. — (Vergl. »Malerischer Hausschmuck in Tiroler Dörfern« von L. Hornbach in den »Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs« III, 119 ff., IV, 159 ff. V, 27 ff. Darin speziell: Der Gekreuzigte mit Maria und Johannes, Oberhofen Nr. 50, III, 126; Altes Kreuzbild, der Heiland sehr blutüberströmt, Toblaten Nr. 147, III, 125.) Auffallend war nur die Legende unter dem Bilde:

> Fauſtus doctor ſtelt uns hier
> vor Ein gſtalt von Jeſu Leiden
> welches durch gwalt vom Teifel
> gmahlt wie er am Chreitz ver
> L ſcheyden G 1746

»Der Sinn dieser Worte ist zweifellos der, daß Faust den Teufel zu der für diesen schwersten und qualvollsten Leistung gezwungen hat, den Tod des Heilands zu malen, durch den die Menschheit vom Bösen befreit wurde.«

Diese Inschrift bezieht sich offenbar auf die Verse 446 ff. unseres Tiroler Faustspiels. Wenn ich oben S. 35 als terminus a quo der Entstehung das Jahr 1745, die Mobilisierung der Tiroler Landmiliz im österreichischen Erbfolgekriege, angenommen habe, so ist die Jahreszahl 1746 auf unserem Bilde nun ein weiterer Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme.

Bild am Hause des Johann Mair, Schmieden Nr. 56.

Das Motiv, daß Faust vom Teufel, der ihm beim Abschluß des Paktes versprochen hatte, alle Wünsche zu erfüllen, das scheinbar Unmögliche verlangt, in der Hoffnung, daß dadurch der Pakt zunichte werde, findet sich zunächst noch in den beiden anderen Tirolischen Faustspielen, dem sogenannten Prettauer oder Zillerthaler Faustspiel und dem von Erich Schmidt herausgegebenen Kinderspiel, dann aber in dem von Kralik und Winter aufgezeichneten Wiener- und in dem von Kraus übersetzten čechischen Faustspiel, in dem Schwiegerlingschen Puppenspiel, endlich in einem Puppenspiel, das Rosenkranz Anfang der Dreißiger-Jahre in Berlin hat aufführen gesehen. Alexander Tille hat in der »Zeitschrift für Bücherfreunde«, 10. Jahrgang, 1. Band, S. 136 ff., dieses Motiv ausführlich behandelt und überzeugend nachgewiesen, daß hier die Sage von einem anderen Zauberer hineinspielt:

»Der Rationalist des XII. Jahrhunderts, Peter Abälard, der schon bei Lebzeiten wegen seiner moralistischen Auffassung dogmatischer Vorstellungen verketzert worden war, wurde von der katholischen Sage des XIV. Jahrhunderts mit dem ... Teufel in Verbindung gebracht. Aber in echt mittelalterlich kirchlicher Weise bereute er seine Sünde und erlangte noch die himmlische Verzeihung. Mit kirchlicher Ausschmückung erzählt die Geschichte um das Jahr 1600 Alexander Valignanus im zweiten Bande seiner Werke. In deutscher Sprache ist die Historie zwar zuerst hundert Jahre später nachzuweisen, im Jahre 1708, aber sie muß in katholischen Kreisen schon im XVII. Jahrhundert bekannt gewesen sein. In der deutschen Fassung von 1708 erzählt sie Albert Joseph Conlin

von Monning folgendermaßen: »Anno 1741 war zu Salerno ein Teufelsbanner und Hauptzauberer, welcher dem Doktor Faust nichts nachgegeben; dessen Name war Petrus Abailardus. Wie dieser 93 Jahre seiner Bosheit erreicht, da sind von ungefähr in seiner Abwesenheit zwei seiner liebsten Enkel über die verruchten Zauberbücher gekommen, kraft deren er so lange Zeit die höllischen Larven in seinem Gehorsam hatte. Und weil sie der Zauberkunst unerfahren waren, so sind sie beide von den Teufeln umgebracht worden, welcher unverhoffte Tod dem Abailard so zu Herzen gegangen ist, daß er etliche Stunden fast verstandlos dagelegen hat. Endlich, nachdem er die entwichenen Lebensgeister wieder bekommen hatte, machte er sich ganz schleunig auf. Aber was meinst du, daß er angefangen hat? Etwa: wie in dergleichen Zufällen öfters geschehen, hat er einen Strick ertappt, womit er seinen alten Brotsack zugebunden? Nein, nichts dergleichen. Was hat er denn getan? Abailard, dieser Erzzauberer, wird von der göttlichen Barmherzigkeit getroffen. Sein Herz wird ihm durch einen göttlichen Gnadenpfeil so berührt, daß er den geraden Weg gelaufen nach der Kirche des heiligen Benediktus, wo er mit gebogenen Knien vor einem an der Wand gemalten Kruzifixbild drei Tage und Nächte nacheinander geweint, geseufzt und seine großen und schweren Sünden bereut hat, daß endlich den dritten Tag, den 25. März, damals den Karfreitag, das Kruzifixbild zu ihm das Haupt geneigt und dadurch zu verstehen gegeben hat, daß nunmehr ihm seine Sünden vergeben seien. Hierauf hat er alsobald seinen Geist aufgegeben. Das Bild aber wird noch bis zum heutigen Tag mit geneigtem Haupte gesehen und leuchtet mit großen Mirakel- und Wunderwerken.«



Bild am Hause des Georg Zach, Schmieden Nr. 59.

Wenn nun Tille annimmt, daß diese Geschichte in das Fauststück eingeschoben wurde, »indem man Abailard durch Faust ersetzte und das dem Fauststoff zuwiderlaufende Neigen des Hauptes strich«, so finden wir gerade auf unserem Bilde das Neigen des Hauptes deutlich ausgesprochen. Diese Einschiebung muß aber schon gegen den Anfang des XVII. Jahrhunderts erfolgt sein, das geht aus einem Bilde im Stammbuche des Thielmann Regenstorff aus Bremen hervor, welches Einträge aus dem Jahre 1608 u. f. enthält.[1]) Dort kniet ein Mann, der kein anderer als Faust sein kann, betend vor dem Kruzifix, zur Rechten spricht der Schutzgeist auf ihn ein, links führt ihm Mephistopheles (hier übrigens schon in Teufelsgestalt) die Helena zu, der Tod, als Gerippe dargestellt, schnellt schon einen Pfeil auf den Betenden ab, im Vordergrunde gähnt schaurig der offene Höllenrachen.

Herr Norbert K r a n e b i t t e r, Lehrer in Neder, hat im Juni 1909 auf mein Ersuchen die Faustbilder photographisch aufgenommen. Das Bild auf S. 60 stellt die Kreuzigungsgruppe an dem Hause des Schmiedemeisters Johann Mair in Schmieden Nr. 56 dar, die Abbildung auf S. 61 ein zweites, ganz ähnliches Bild an dem Hause des Georg Zach, Schmieden Nr. 59, das bisher nicht bemerkt worden ist, und auf das mich erst Herr Kranebitter aufmerksam gemacht hat. Auf S. 63 bringen wir eine Ansicht des Weilers Schmieden (im Hintergrunde Neustift) und das gemalte Portal des Hauses von Johann Mair mit der Überschrift:

17 PEHA   I H S   BA. HV. 92
ALDA IST KEIN HALT bars haus ALE IAG DER TODT HERAVS

[1]) Stammbücher-Sammlung Friedrich Warnecke, Berlin. Beschrieben von Prof. A. Hildebrandt. Versteigerung Dienstag, den 2. Mai 1911, durch C. G. Boerner. Leipzig, Nr. 91, Abbildung auf S. 85

Auf die Notiz in der »Neuen Freien Presse« hat die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sofort Erhebungen über den Erhaltungszustand des Bildes an Ort und Stelle angeordnet. Am 16. Oktober 1906 berichtete der Konservator Regierungsrat Johann Deininger an die Zentralkommission:

». . . Das Haus ist mit der Giebelfront, in deren Mitte sich der Hauseingang befindet, nach Nordwest orientiert. Das ganze Haus ist im guten Bauzustand und die Giebelfront, geschützt durch das über 1 m vorkragende Rottdach, ist durch in Gelb und Rot gemalte Umrahmungen der Tür- und Fensteröffnungen sowie der Hausecken geschmückt . . . Über die gemalte Kreuzigungsgruppe ist zu bemerken, daß die Christusfigur im Kolorit auffallend blaurot und dunkel erscheint, auch die Gestalt des Gekreuzigten, mit tief herabgeneigtem bluttriefendem Haupte und mit über den Kreuzbalken teilweise hinausreichenden, fast schwarzen Händen, eine ältere Zeichnung erkennen läßt als sie die beiden Nebenfiguren, links Maria und rechts Johannes (nicht »Magdalena«), beide in sehr bewegter Haltung, aufweisen.

Die Christusfigur ist augenscheinlich al fresco gemalt, doch haben sich deren Farben offenbar infolge ihrer für diese Maltechnik ungünstigen chemischen Zusammensetzung derart verändert, daß ein dunkel blauroter Gesamtton entstand. Im Gegensatze zu diesem Teile des Bildes sind die beiden Nebenfiguren gleich der gemalten Umrahmung in derberer Zeichnung mit grellem Kolorit al tempera hergestellt. Die letztgenannte Maltechnik zeigen auch alle übrigen Partien dieser Fassadenmalerei.

Portal des Hauses Schmieden Nr. 56

Weiler Schmieden

(+ bezeichnet die Stelle des Bildes auf Seite 60.)

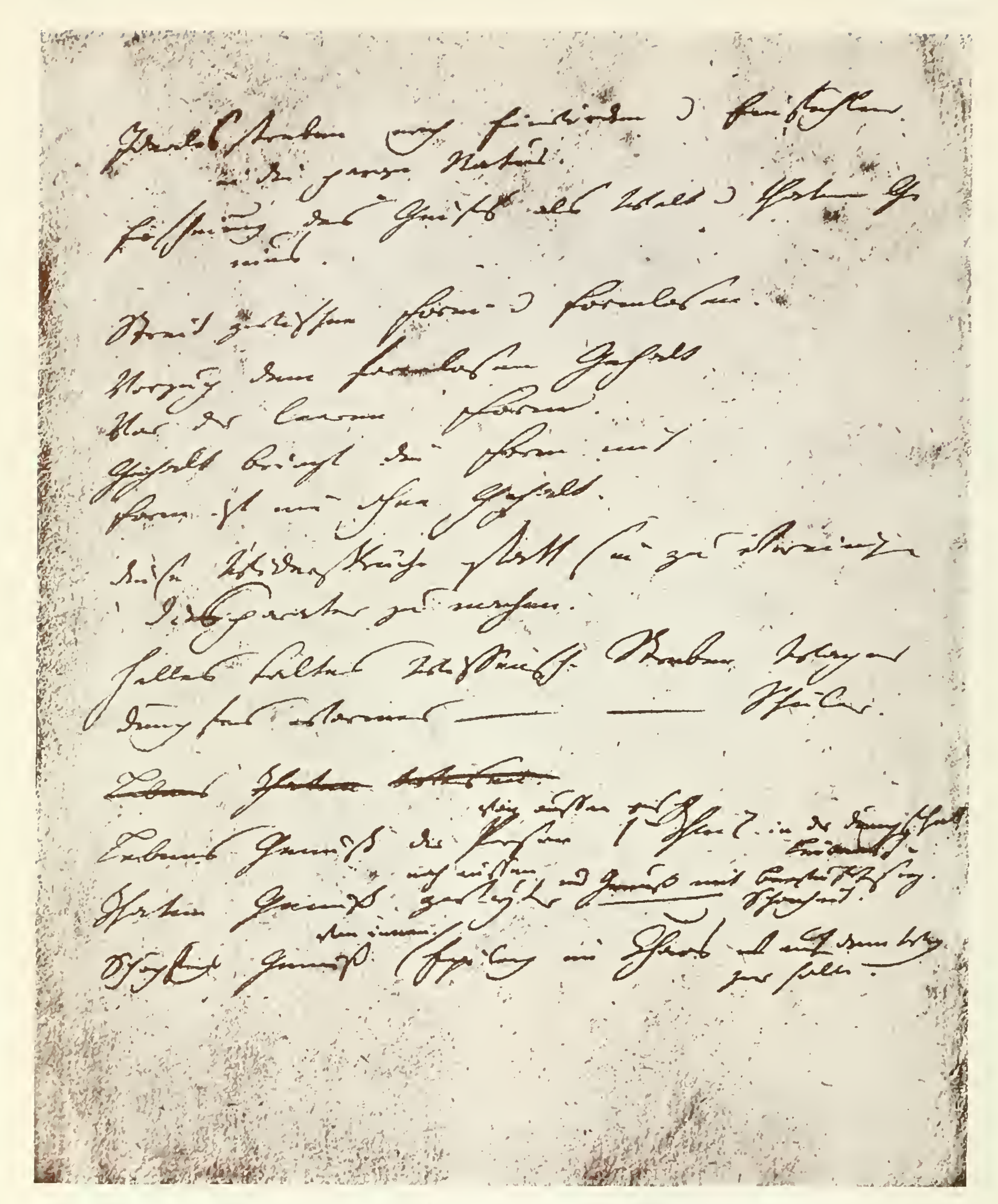
III. Das Zillertaler Faustspiel.

Durch die Güte meines verehrten Lehrers Hofrat Prof. Dr. J. Seemüller wurde mir eine Handschrift zugänglich, die außer einem Nikolaus-Spiel und dem Anfang eines Soldaten-Spiels, Seite 6 bis 35 auch ein Faustus-Spiel enthält. Es ist identisch mit dem von Dr. Wilhelm Hein im »Wissen für Alle«, I. Band, 1901, Nr. 36 bis 41 mit einem sorgfältigen Kommentar veröffentlichten »Prettauer Faustus-Spiel, das Alex. Tille in der Zeitschrift für Bücherfreunde, X. Jahrg., S. 157 ff., Juli 1906 als »Zillertaler« Spiel nach einer aus derselben Quelle stammenden Handschrift neuerlich abgedruckt hat, ohne die vorausgehende Publikation Heins zu kennen. Unsere Handschrift ist bezeichnet: »Josef Rb. Feichter gehörig 1898. Mühlwald, am 3. November«, enthält die Anweisung für die Spieler »Feste Kecke Bairische Sprache« und: 5 Spieler mit Kleidung und Stimmgehör der Reime. Gehörige Sprachart. Lieder oder ein Tanz zwischen den Aufzügen« und ist stark abgegriffen. Sie hat also offenbar als Textbuch für Aufführungen gedient. Außer einigen Lesarten, die besseres Verständnis zeigen, als der Gewährsmann Heins und Tilles aufweist, enthält diese Handschrift noch den vom Bajatz gesprochenen Vorläufer-Reim:

»Grüß enck Gott meine liebe Leut, u. geht ein wenig an die Seit, Es kemm noble Herrn, drum wirdts ein wenig lustig wearn, drum bitt i enck um Himmbls will, seit doch ein wenig still, wir brauch'n den Platz zu unserm Spiel u. wenn wir alle gerichtet sein, dann lad ich den Herrn Doctor auch herein. Doctor anklopfen.« und an Stelle des ‚Liedes' am Schlusse bei Hein und Tille als Nr. 62 folgende Moralpredigt des Teufels: »Ein Wort will ich noch reden, zu euch ihr lieben Leut, weil ihr noch alle da, u. vollkommen beisammen seit, wenn ich überblicke in diese Völkerschaar, da lebe ich zufrieden u. muss fast lachen gar. Manche führen ein Leben, als wenns kein Gott u. kein Teufel tät geben, sie leben in den Tag hinein, in lauter Sünd und Schand, entlich fallen sie in mein furchtbare Hand. Sie schwören in schärzen Einen falschen Eid u. zu Besern haben Sie keine Zeit. Von Gott sind sie auserkoren die Blätze einzunemen, die Wir schon längst ferloren u. auch Ebieg nihmer bekomen. Mögen Engel eich Eire Beschiezer sein, die ziehen eich bein Haren in den Schönen Hümmel Ein. U Was mir fast unglaublich u. fast unmöglich scheind: die Merrezal vonn Eich siend meine Besten Freind. Und wen ier einst in Ziegen liegt, dan werdet ir Mich wieder Sehen, da werde ich mit Hongelächter zur lünken Seite stehen; dann werd ich Eich entpfangen mit einen Freiden Kus, und wan der Stab gebrochen und das Urteil geschbrochen, alsdann werden Wir Einziehen in Ein Ewigliches Haus. Die Tiere wird verschlossen auf immer und ale Zeit, eine Uur one Züfferblat zeigt nur auf Ebiekeit. Ebieg, immer Ebieg, Nimmer auf keine Erlössung; einer vileicht in Wenig Tagen, fieleicht in kurzer Zeit. da werdet ir Erfaren, das ir Betrogen Seid. Nun lebet ale Wohl u vergeset nicht Meine Wortte, Vileicht sehen Wir uns Bald Wieder auf einen andern Ortd. Nun mus ich zuriek zu Meinen neien Gast, Sonst möcht im die Zeit zu lang dauern fast.«

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.





Ideales Streben nach Einwürcken u. Einfühlen
in die ganze Natur.
Erscheinung des Geists als Welt u. Thaten Genius.

Streit zwischen Form u. Formlosem.
Vorzug dem formlosen Gehalt
Vor der leeren Form.
Gehalt bringt die Form mit
Form ist nie ohne Gehalt.
Diese Widersprüche statt sie zu vereinigen
disparater zu machen.
Helles kaltes wissenschaftliches Streben Wagner
Dumpfes warmes —— —— Schüler.

~~Lebens Thaten Wesen~~
Lebens Genuss der Person von aussen gesehn 1. Theil in der Dumpfheit Leidenschaft
Thaten Genuss nach aussen zweyter und Genuss mit Bewusstseyn. Schönheit.
Schöpfungs Genuss von innen. Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.

Erstes Paralipomenon zum Faust.
Original im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV. Bezirk, Heugasse Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer von Thurn, Wien, IV/2, Heugasse 56, zu richten.

XXV. Band. Wien, 20. Dezember 1911. Nr. 6.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen »Faust«, von Dr. Ed. Castle. — Adelheid v. Schorn. Das nachklassische Weimar angezeigt von R. v. P.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Vorträge.

Jänner 1912: Dr. Hans Effenberger, Skriptor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek: Goethes Lyrik in der Entwicklung der Tonkunst. Unter gütiger Mitwirkung von Frl. Grete Mayer (Sopran), Herrn Fritz Zimmermann (Tenor) und Herrn Prof. Carl Lafite (Klavier).

März 1912: Privatdozent Dr. Oskar Ewald: Goethe und Kant.

Oktober 1912: Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold: Cornelius' Bilder zum Faust (mit Lichtbilder-Vorführung).

Wahlen.

In der Ausschuß-Sitzung vom 14. November 1911 (Vorsitzender: 1. Obmann-Stellvertreter Dr. Viktor W. Ruß. Anwesend die Mitglieder: Dr. R. F. Arnold, Dr. Hermann Brüch, Dr. Friedrich Egger v. Möllwald, Seine Exzellenz Dr. Karl Graf Lanckoroński, Dr. August Nechansky, Dr. R. Payer v. Thurn, Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Freiherr v. Weckbecker, Hofrat Dr. R. M. Werner, Prof. Kaspar Ritter v. Zumbusch. — Entschuldigt: Hofrat Minor, Hofrat v. Maasburg, Professor Dr. Alexander R. v. Weilen) wurde:

1. Auf Vorschlag des Vorsitzenden, Obmann-Stellvertreters Dr. Ruß, Geheimer Rat Dr. Gustav Marchet, Minister für Kultus und Unterricht a. D., im Sinne des § 4 der Statuten vom Ausschusse kooptiert und per acclamationem zum Obmann gewählt.

2. Auf Antrag des Herrn Hofrates Baron Weckbecker Obmann-Stellvertreter Dr. Ruß, welcher dem Ausschusse seit der Gründung des Vereines im Jahre 1878, und der frühere Obmann Hofrat Professor Dr. J. Minor, welcher dem Ausschusse mehr als 25 Jahre lang angehört, in Anerkennung besonderer Verdienste um den Wiener Goethe-Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt.

3. Auf Vorschlag von Dr. R. Payer v. Thurn Herr Hans Feigl, Redakteur der »Österr. Volkszeitung«, kooptiert und gleichzeitig zum zweiten Schriftführer gewählt.

Museum.

Für unser Goethe-Museum gibt sich in weiteren Kreisen ein lebhaftes Interesse kund, das in der letzten Zeit durch einige besonders wertvolle Zuwendungen zum Ausdruck gekommen ist. Herrenhaus-Mitglied Dr. Ruß schenkte ein Bild des verewigten Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, der dem Wiener Goethe-Verein stets ein wohlwollender Gönner gewesen ist, Frau Hofrätin Ella v. Lang-Littrow entäußerte sich in hochherzigem Entschlusse zweier wertvoller Andenken an Ottilie v. Goethe: einer Athene-Büste, die Ottilie aus Weimar mitgebracht hatte, und eines Lesepultes, das Ottilie ihrem Schwiegervater als Weihnachtsgabe gestickt und später der mit ihr befreundeten Frau v. Lang testamentarisch als Andenken hinterlassen hatte. Dr. Anton Kippenberg in Leipzig spendete einen Abdruck der nur in zehn Exemplaren gedruckten Reproduktion eines Gedichtes von Marianne Willemer an Goethe aus seiner überraschend reichen Goethe-Sammlung, Leopold Uhlmann die Spitze eines Elephantenzahnes, der in ähnlicher Weise beschädigt ist, wie es Goethe, der selbst eine derartige Sammlung besaß, in dem Aufsatze »Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins« geschildert hat. Bildhauer Rudolf Schröer, der Sohn des Gründers des Wiener Goethe-Vereins, überwies dem Museum eine Skizze zu einem Denkmal von Professor Otto König. (Abgebildet in der »Chronik«, IV. Band, S. 28.)

Neue Mitglieder.

H. Ernst Arndt, k. u. k. Hofschauspieler, Wien
H. Dr Robert Arnold, außerordentl. Univ.-Prof.
H. Ewald R. v. Bekker, Kapitän der englischen Küstengarde, Suakim
H. Dr. jur. G. A. E. Bogeng, Berlin
Brünn, Landesbibliothek
Frl. Hermine Cloeter, Schriftstellerin, Wien
H. Max Devrient, k. u. k Hofschauspieler und Regisseur
Dresden, Kgl. öffentl. Bibliothek
Frau Baronin Exterde, Wien
Frau Mizzi Feigl, Wien
H. August Froon v. Kirchrath, k. u. k. Reg.-R., Wien
Frau Frieda Froon v. Kirchrath
H. Alfred Gerasch, k. u. k. Hofschauspieler
H. Gustav Gottschalk, Berlin-Wilmersdorf
H. Paul Graupe, Buchhändler, Berlin
H. Dr. Max Hecker, Weimar
H. Dr. Stephan Hock, Privatdozent an der Univ. Wien
H. Dr. Robert Hohlbaum, Wissenschaftl. Hilfsarbeiter der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek
H. Alexander Landesberg, Redakteur, Wien
Leipzig, Universitätsbibliothek
Leipzig, Germanistisches Institut der Universität
H. Viktor Löcker, Hof-Buchhändler, Wien
Se. Exz. H. Dr. Gustav Marchet, Geh. Rat, Minister a. D.
H. Max Roden, Redakteur, Wien
H. Dr. W. Schram, Direktor d. Landesbibliothek in Brünn
H. Dr. Karl Schüddekopf, Professor, Weimar
Frl. Melanie Sivkovich, Wien
H. Ernst Stülpnagel, Inhaber der Firma K. Konegen
Frau Auguste Wilbrandt, k. u. k. Hofschauspielerin.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich u. a. besonders verdient gemacht: Regisseur und Hofschauspieler Hugo Thimig und Redakteur Haus Feigl.

Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen „Faust".

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 14. November 1911 von Dr. Eduard Castle.

Schon zu Goethes Lebzeiten ist die Meinung geäußert worden, »daß der Dichter gar nicht gewußt habe, was er wollte, als er seinen ‚Faust' begann, sondern daß er auf das Geratewohl, daß er in das Blaue hinein gedichtet und sich nur des Namens Faust wie einer Schnur bedient habe, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und vor der Zerstreuung zu bewahren«[1].

Dieser Ansicht hat Goethe selbst am nachdrücklichsten widersprochen durch sein zufälligerweise letztes Zeugnis über den »Faust« in einem Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832: Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des ‚Faust' bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag«[2].

Wer sich die Art, wie der Künstler schafft, vergegenwärtigt, wird gewiß an der Richtigkeit dieser Aussage nicht zweifeln, wird sich die Entstehung des »Faust« kaum anders vorstellen können.

Der echte Künstler gestaltet, was ihm als ein ganzes Bild vor die Seele getreten ist, und wenn sein Werk auch ein Torso bliebe, ist es dies doch nur in der Ausführung, niemals in der Konzeption.

Freilich erhebt man einen Einwand, namentlich bei Werken, deren Entstehung sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, daß sich die Absichten des Künstlers können verändert haben: gerade die Auffindung des »Urmeister« mag uns lehren, wie die Wissenschaft bei der Annahme solcher zwar möglicherweise geistreicher, aber leider nur allzu häufig irreführender Auskunftsmittel vorsichtig sein sollte.

Vor allem muß man bedenken, daß »Faust« vor die Seele des Dichters als ein für Sinn und Verstand abgeschlossenes Ganzes getreten ist. Es erscheint sehr bezeichnend, daß in »Dichtung und Wahrheit« an der Stelle, wo zum erstenmal des eingewurzelten Interesses an diesem Stoff gedacht wird, von der »bedeutenden Puppenspielfabel« die Rede ist[3]): gewiß hat der junge Goethe auch das Volksbuch von Dr. Faust gekannt, aber zur poetischen Gestaltung hat ihn nicht der zerfahren komponierte epische Bericht, sondern das zu mächtiger Wirkung aufsteigende Volksdrama angeregt.

Die Gestalt und der Text, in dem Goethe das Faustdrama kennen lernte, haben sich bis jetzt nicht feststellen lassen. Wir dürften aber nicht zu weit fehlgehen, wenn wir es uns in jener Form denken, in

[1]) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, II. Teil, 2. Band, Nr. 1065, S. 150.
[2]) Gräf, Nr. 1981.
[3]) Gräf, Nr. 1142.

der es im Oktober 1767 durch den »wienerischen Bernardon« Joseph v. Kurtz in Frankfurt aufgeführt ward[1]): »Eine zwar uralte, weltbekannte, auch zum öftern vorgestellte, und auf verschiedene Art schon gesehene Große Maschinen-Komödie. Welche aber von uns heute auf solche Art soll aufgeführet werden, daß es solchergestalten wohl schwerlich von anderen Gesellschaften wird sein gesehen worden; Genannt: In doctrina interitus Oder: Das lastervolle Leben, und erschröckliche Ende des Weltberühmten, und jedermänniglich bekannten Erzzauberers Doctoris Joannis Fausti Professoris Theologie Wittenbergensis. Nach dem Sinnspruch:

Multi de stygia sine fronte palude jocantur
Sed vereor fiat, ne jocus iste focus.

Das ist:

Viel' pflegen von der Höll' nur ein Gespött zu machen,
Bis sich in Weinen kehrt ihr boshaft freches Lachen.

Mit Crispin, Einem Excludirten Studenten-Famulo, von Geistern übelvexirter Reisender, geplagten Kameraden des Mephistopheles, unglücklichen Luftfahrer, lächerlichen Bezahler seiner Schuldner, natürlichen Hexenmeister, und närrischen Nachtwächter. Hier folgen die besondere Auszierungen, Maschinen, Verwandlungen und Vorstellungen. 1. Fausti gelehrte Dissertatio in seinem Musaeo, ob das Studium Theologicum oder Micromanticum (!) zu erwählen. 2. Fausti merkwürdige Conjuration bey Nachtzeit in einem dunklen Wald, wobey verschiedene Höllische Ungeheuer, Geister, Furien, und unter diesen Mephistopheles bei Donner und Blitz erscheinen. 3. Crispin hat in dem Zauberkreyß lächerliche Possen mit denen Geistern. 4. Fausts besonderer Contract mit der Hölle, welchen ein Raab aus der Luft abholet. 5. Crispin, aus Vorwitz, schlägt ein Buch in des Dr. Fausts Bibliotheque auf, aus welchem kleine Teufel herauskommen. 6. Fausts Reisse mit Mephistopheles durch die Luft. 7. Crispin erhält von Mephistopheles einen feurigen Goldregen. 8. Faust präsentiret an dem Hof des Herzogens von Parma verschiedene sehenswürdige Vorstellungen aus der biblischen und Profanhistorie, als nehmlich: 1. Wie Judith dem Holofernes im Bett in seinem Gezelt das Haupt abschlägt. 2. Wie Delila dem starken Simson seine Haarlocken beraubet, und die Philister über Simson siegen. 3. Die Marter des Titius, dem die Raaben das Eingeweid aus dem Leib fressen. 4. Das Lager des Goliath, welcher von dem kleinen David mit einem Stein, aus einer Schleuder überwunden

[1]) Wilhelm Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust, S. 111.

wird. 5. Die Zerstörung Jerusalem, welche gewiß gut in die Augen fallen soll. 9. Wird Faustus sich mit den Hofräthen vom Fürsten von Parma sich belustigen und einem Hörner auf den Kopf zaubern. 10. Zeigt sich ein Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epytaphilis und Grabinschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geist zur Buse vermahnet. 11. Faust bekehret sich, wird aber von Mephistopheles durch verschiedene Blendwercke abermals verführet, wobey sich der traurige Begräbnißort in einen lustvollen Garten verwandelt. 12. Faust erkennet zu spät den höllischen Betrug, wobey sich der angenehme Lustgarten in die offene Hölle verwandelt, und der verzweifelnde Faust von denen Furien nach einer gebundenen Verzweiflungsrede unter Donner und Blitz zur Hölle abgehohlt wird. 13. Wird ein Ballet von Furien. 14. Wird Faustus von Mephistopheles unter einem Feuerwerck in den Höllenrachen gezogen. 15. Machet ein großes Feuerwerk das Ende.«

Kurtz war aus Prehausers Truppe hervorgegangen; sein »Faust« gehört wohl noch in die Überlieferung von Stranitzkys Repertoire, er hat viele alte Züge des Volksdramas treu bewahrt, wenn auch die Verwandlung des Hanswurst in Krispin wie die dem »Don Juan« nachgebildete Kirchhofszene auf eine Modernisierung schließen lassen. Helena wird in dem Theaterzettel nicht genannt, hat aber kaum gefehlt, durch sie wird Faust von Reue und Buße abgezogen. Welche Szenen sich in Goethes Phantasie »eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten« [1]), das unterliegt keinem Zweifel: es sind der Eingangsmonolog, die Beschwörung der Geister, das Teufelsbündnis, die Weltreise, Faust bei Hof, die Verbindung mit Helena, sein klägliches Ende.

Was sich ihm darbot, war viel; was er dazu zu tun hatte, aber unendlich mehr: dem reichen Stoff mangelte der bedeutende Gehalt. »Beim ‚Werther‘ und ‚Faust‘ mußte ich in meinen eigenen Busen greifen«, sagte Goethe später zu Eckermann [2]), »denn das Überlieferte war nicht weit her.«

Zweifellos ist das Studium »mystischer chemisch-alchymischer Bücher«, das Goethe von Leipzig zurückgekehrt bis in die Straßburger Tage betrieb, für die Auffassung der Magie von Wichtigkeit geworden. Das Volksbuch und das Volksdrama betrachten Faust als einen Zauberer, der unerlaubte Operationen ausführt mit Hilfe böser Geister. Die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts verstanden hingegen unter

[1]) Gräf, Nr. 1142.
[2]) 16. Februar 1826. Gräf, Nr. 1334.

Magie, wie z. B. Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus und andere Naturkundige dieser Zeit ausführen, »die tiefste Betrachtung der geheimsten Dinge, die Kenntnis der ganzen Natur. Sie lehrt uns, worin die Dinge voneinander abweichen und worin sie übereinstimmen. Daraus folgen ihre wunderbaren Wirkungen, indem sie nämlich die verschiedenen Kräfte zusammenfügt und überall das Niedrige mit der Macht des Höheren verbindet; sie ist deshalb die vollkommenste und höchste Wissenschaft, ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja die absolute Vollendung der edelsten Philosophie. Wie jede wahre Philosophie ist sie deshalb in Physik, Mathematik und Theologie eingeteilt. Die Physik lehrt uns die Natur der Dinge, die in der Welt sind, ihre Ursachen, Wirkungen, Zeiten und Orte, Erscheinungen, Gesamtheit und Teile. Die Mathematik lehrt uns die Natur nach drei Dimensionen kennen und den Gang der Himmelskörper beobachten. Die Theologie endlich lehrt, was Gott, die Seele, die Intelligenzen, die Engel, die Dämonen und die Religion sind. Sie lehrt uns, welche heiligen Einrichtungen, Gebräuche und Mysterien es gibt. Endlich unterrichtet sie uns über den Glauben und die Wunder, die Kraft der Worte und Zeichen, über die heiligen Operationen und die Mysterien der Sigille. Diese drei Wissenschaften fügt die Magie zusammen und vervollständigt sie, weshalb sie auch mit Recht von den ältesten Zeiten her die höchste und heiligste Wissenschaft genannt wird. Wenn jemand deshalb diese Wissenschaft erforschen will und in der Physik nicht bewandert, der Mathematik nicht kundig und in der Theologie nicht gelehrt ist, so wird er die Vernünftigkeit der Magie nicht verstehen. Denn die Magie führt nichts aus und es gibt kein wirklich magisches Werk, das nicht mit den drei genannten Wissenschaften in Verbindung stände«. Diesen Begriff der Magie auf die gegebene Fabel angewandt, erscheint Faust in einem ganz andern Lichte: er ist ein göttlicher Magus, der die verborgenste Kunst und größte Weisheit übernatürlicher Dinge auf Erden besitzt, dem selbst der Teufel Gehorsam leisten muß [1]). Dasselbe Wort, das Goethe an den Schluß seines »Götz« stellte: »Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!« gilt nun auch für Faust: beide Dramen sind von vornherein wohl als Rettungen intentioniert gewesen. Goethe mußte, indem er diese Vorstellungsreihe folgerichtig weiterspann, ganz von selbst, unbeeinflußt von Lessing und Weidmann, zu dem Schluß kommen, daß Faust zwar im leiblichen, aber nicht im geistigen Sinn untergehen könne: es erscheint mir unmöglich, daß

[1]) Hermann Türck, Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust. Jena 1906.

Goethe je die Absicht gehabt hätte, seinen Faust gleich dem des Volksdramas dem Teufel verfallen zu lassen.

In einem Brief an Zelter verlegt Goethe die Konzeption des »Faust« in sein zwanzigstes Jahr,[1]) also 1769, eine Angabe, die auch Riemer und Eckermann aufgenommen haben[2]); in »Dichtung und Wahrheit« wird die Beschäftigung mit »Götz« und »Faust« aneinander geschoben[3]), in einem Gespräch mit Eckermann der zeitliche Zusammenhang mit »Werther«[4]), gegen Zelter die Zusammengehörigkeit mit »Satyros« und »Prometheus« betont[5]): wie immer diese Äußerungen im einzelnen für die Chronologie des »Faust« zu verwerten sein mögen, das eine ergibt sich aus ihnen mit Sicherheit, daß Goethe ihn als ein Produkt der Periode der Empfindsamkeit aufgefaßt wissen wollte.

Er scheint Schiller anfangs 1795 einen ähnlichen Wink erteilt zu haben. Bald darauf setzt der neue Freund in seiner Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« auseinander, wie der naive Dichtergeist — in Schillers Sinn Goethe — mit einem sentimentalischen Stoff verfährt[6]): »Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich suchet, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im ‚Werther' zusammengedrängt ist: schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermütige, Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja, wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem ‚Tasso' des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen; sogar im ‚Faust' treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erfoderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisiert, wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwicklung dieses in vier so verschiedene Arten spezifizierten Charakters zu versuchen.«

Man hat Schillers bedeutsame Anregung wenig beachtet, obwohl sie eines der Grundprobleme von Goethes Dichternatur berührt: sein ganzes Leben, in kleineren und größeren Werken, in allen Gattungen, hat Goethe den Typus des empfindsamen Charakters abgewandelt, weil er — was Schiller verkannte — lebenslang bis in sein höchstes Alter selbst ein solcher empfindsamer Charakter war und in stetem hartem Kampf es seiner Natur abringen mußte, daß sie die lebenzerstörende Empfindsamkeit emergiere. Darauf hat zu Goethes höchster Zufriedenheit als erster 1826 J. J. Ampère im »Globe« aufmerksam gemacht[1]), und indem Goethe einen Auszug dieses Aufsatzes in deutscher Übersetzung seiner Zeitschrift »Kunst und Altertum« einverleibte, bestätigte er, daß ihm die Empfindsamkeit seiner Jünglingsjahre den ersten Gedanken an Faust eingegeben habe, daß der Faust als der vollkommenste Ausdruck anzusehen sei, welchen der Dichter von sich selbst gegeben habe, daß dieser Faust ihn ganz enthalte.[2])

Goethe hat die Empfindsamkeit am eigenen Leibe als eine Krankheit erkannt; von ihren wiederholten Anfällen befreite er sich dadurch, daß er seine Schmerzen objektivierte, seine Leiden darstellte, die hergebrachte poetische Beichte fortsetzte, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Nur im »Werther« und in den »Wahlverwandtschaften« hat er den Verlauf der Krankheit bis zu ihrem letzten Ende verfolgt, das kein andres sein kann als die Selbstvernichtung des von ihr befallenen Individuums. Die unerwünschte Wirkung seines ersten Romans ließ ihn künftig lieber die Heilung als die Krankheit zum Gegenstand seiner poetischen Darstellungen machen.

Wie der empfindsame Charakter seine typischen Merkmale besitzt, nach denen er bei Goethe immer wieder geschildert wird, so hat sich bei dem Dichter auch eine ganz typische Motivenfolge für die Heilung der Empfindsamkeit herausgebildet. Es gehört mit zu den Symptomen der Krankheit, daß der von ihr Er-

[1]) Gräf, Nr. 1910.
[2]) Gräf, S. 11, Z. 24 bis 27.
[3]) Gräf, Nr. 1142.
[4]) Gräf, Nr. 1696.
[5]) Gräf, Nr. 1212.
[6]) Schillers Werke, hrsg. von L. Bellermann, VIII, 360 f.

[1]) Gräf, Nr 1380.
[2]) W 41/2, 177—198.

griffene die Sehnsucht seines Herzens immer auf ein Unerreichbares stellt: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich aber nicht lang; ja, sobald etwas Ideelles in die Wirklichkeit eintritt, entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise, die der heiter Entsagende, der leicht sich Wiederherstellende rasch zu überwinden vermag; der Empfindsame hingegen hält seinen Verlust für unersetzlich, seine Leiden für unendlich, er glaubt, alles verloren zu haben, käut sein Elend beständig wieder, vervielfältigt es in seiner Phantasie tausendfach, verbringt Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, bis eine körperliche Krankheit mit Heftigkeit eintritt. Da ist es denn ein Glück für ihn, wenn ein besonnener Mann, den er liebt und schätzt, dem er sein Leid anvertrauen mag, sich seiner annimmt; schon die Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände des vergangenen Glückes wird Erquickung, und der verständige Freund spricht dem Kranken zu: »Ermanne dich! Man muß sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinn schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen. Denk' an das, was noch übrigbleibt! Ist denn die Welt nicht übrig? Die weite Welt, die vor uns liegt, die vielen, die den Verlust ersetzen können? Nimm aufrichtig teil an andern, suche ihre Verlegenheiten zu entwirren und, was sich trennen wollte, zu verbinden, fremde Leiden zu lindern, Freuden zu fördern«[1]). Läßt sich der Empfindsame auf solche Weise aus seinem unfruchtbaren Egoismus herausreißen und zu nützlicher altruistischer Tätigkeit bestimmen, dann ist er für sich, für seine Freunde, für die Menschheit gerettet. Diese Entwicklung, schon für Werther angedeutet, nehmen Tasso, Meister, Faust, nehmen alle die entsagenden Helden der Goetheschen Dichtungen. Wollen wir den Ausführungen in »Dichtung und Wahrheit« keine beweisende Kraft zugestehen, so zeigt doch die Übereinstimmung in Werken aus allen Lebensabschnitten des Dichters, daß wir es hier mit einer seinem Geiste tief eingeprägten Grundvorstellung zu tun haben, die wir auch schon für die erste Konzeption des Faust voraussetzen dürfen.

Dasselbe gilt von Goethes Überzeugung, daß die individuelle Fortdauer nach dem Tode aus dem Begriff der Tätigkeit entspringt: wenn der Mensch bis an sein Ende rastlos wirkt, ist die Natur verpflichtet, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige seinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag[2]); freilich, fügt er später[3]) hinzu, »sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie (geistige Wirklichkeit) zu manifestieren, muß man auch eine sein«. Auch können wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. Es ist wieder zu bemerken, wie Goethe zu allen Zeiten seines Schaffens auf ein Höheres hinweist, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist[1]): »Wie will man das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend.« Was Goethe als Schlüssel zu Fausts Rettung bezeichnet hat: »in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe«[2]), möchte ich daher als eine zweite Grundvorstellung von Goethes Denken ebenfalls bereits für einen Bestandteil der ersten Konzeption des »Faust« in Anspruch nehmen.

Aber, wird man einwenden, was wissen wir denn überhaupt von jener ersten Konzeption des »Faust«? Es ist doch mit ihr genau so gegangen, wie mit dem geplanten »Ewigen Juden«. Goethe »gefiel sich in dem Gedanken so wohl und beschäftigte sich im stillen so gern damit, daß er nicht dazu gelangte, etwas aufzuschreiben«[3]). Ja noch mehr, in der zehnjährigen Pause zwischen 1776 und 1786 scheint er den Faden verloren zu haben. Ihn wiederzufinden, ist wenigstens sein erstes Bemühen, da er sich in Italien ernstlich der Vollendung des Dramas zuwendet; und erst da dies gelungen ist, in der Woche vom 24. Februar bis zum 1. März 1788, wird der Plan zu »Faust« gemacht[4]). Dabei erschien es Goethe selbst merkwürdig, wie sehr er sich gleiche und wie wenig sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten habe. Auch diesen Plan scheint er wieder nur in Gedanken ausgesponnen, aber nicht auf dem Papier festgehalten zu haben, wenigstens begegnet später niemals die Erwähnung eines solchen Schriftstückes. Das im Herbst 1789 zustande gebrachte »Fragment« scheint uns desgleichen keinen Aufschluß geben zu können. Der Gegensatz zwischen Goethes italienischen Anschauungen und dem nordischen Stoff, die Weimarischen Mißverhältnisse nach der Rückkehr aus Italien hemmten die freie poetische Stimmung; Goethe erschien die Vollendung des »Faust« als eine Aufgabe, an der sein Genius keinen Anteil hatte, als eine Last: begreiflich, daß er sich ihr entzog. Aber eines ist für uns wichtig: kein Wort, weder in den Briefen, noch in den Gesprächen,

[1]) Die Belegstellen findet man zusammengetragen in den Anmerkungen zum 5. Aufzug des »Torquato Tasso« in der von mir besorgten Gräserschen Schulausgabe.
[2]) Gespräch mit Eckermann, 4. Februar 1829.
[3]) 1. September 1829.

[1]) Iphigenie, Der Gott und die Bajadere, Pandora, Paria; vgl. auch W 32, 173; 41/2, 102.
[2]) Gräf, Nr. 1914.
[3]) W 29, 12.
[4]) Gräf, Nr. 875.

noch im Fragment selbst, deutet auf einen ersten und zweiten Teil der Tragödie hin; nie wird die Möglichkeit, etwa nur den ersten Teil zu vollenden und den zweiten zurückzustellen, erwogen: die Einheit des Dramas — und wie wir daher auch sagen dürfen, des Planes, der Konzeption — ist damals noch etwas ganz Selbstverständliches.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Schillers, Goethe zur Wiederaufnahme der Arbeit veranlaßt zu haben; als es endlich so weit war, erklärte Goethe unumwunden, daß die Schwierigkeit, die ihn so lange Jahre abhielt, wieder ans Werk zu gehen, darin lag, den alten geronnenen Stoff ins Schmelzen zu bringen [1]).

Bald nachdem Schiller mit Goethe angeknüpft und freundliches Entgegenkommen gefunden hatte, erbat er sich die noch nicht gedruckten Bruchstücke des »Faust«[2]); Goethe lehnte ab, allerdings in der verbindlichsten Form[3]). Ende Dezember 1794 hielt sich Charlotte v. Kalb in Jena auf; auch mit ihr sprach Schiller über den »Faust«. Sie, die etwas davon wußte, machte ihn neuerdings äußerst begierig darnach, so daß er am 2. Jänner 1795 Goethe wieder bat: »Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem ‚Faust' noch zu hören geben.« Aber erst im Frühling 1795 während eines Aufenthalts in Jena scheint Goethe dem Freund nähere Andeutungen gemacht zu haben; Schiller schrieb darüber an Humboldt, leider ist dieser Brief [4]) verloren, wir besitzen nur Humboldts Gegenäußerung[5]): »Für die ausführliche Nachricht von Goethes Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird.« Vermutlich hat Goethe damals Schiller auf die Verwandtschaft zwischen Werther, Tasso, Wilhelm Meister und Faust verwiesen. Keinesfalls scheint mir Schiller weiter in Goethes Plan eingeweiht gewesen zu sein, als die schon früher herangezogene Stelle aus der Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« zeigt.

Schillers Betreiben hatte doch den Erfolg, daß Goethe für November und Dezember 1795, »wenn es möglich wäre, etwas von Faust« in den Horen zu geben versprach. »Mit diesem letzten,« setzt er hinzu, »geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden.« [6])

[1]) Gräf Nr. 939.
[2]) 29. November 1794.
[3]) 2. Dezember 1794. Gräf, Nr. 902.
[4]) Vom 6. Juli 1795.
[5]) Vom 17. Juli 1795.
[6]) 17. August 1795. Gräf, Nr. 903.

Erst das »Balladenstudium brachte ihn wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg«, und überraschend genug faßte er in dem Augenblick, da er sich zu seiner Reise nach Italien gürtete, Ende Juni 1797, den Entschluß [1]), an den Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen. Er wollte das Gedruckte, das schon Fertige und das Erfundene in große Massen disponieren »und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereiten. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung,« schreibt er Schiller [2]), »wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten.« Schiller fand diese Aufforderung nicht leicht zu erfüllen[3]): »Soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von ‚Faust' zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der ‚Faust', das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Foderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anfoderungen an den ‚Faust' sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen.

Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Foderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen.«

Daß Schiller von dem »Plan, der eigentlich nur eine Idee ist«, oder, wie er selbst sagt, von dem »Faden« nichts wußte, braucht nach dem Wortlaut dieses Briefes nicht weiter bewiesen zu werden; daß Goethe die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit schon im hohen Grade zu befriedigen angefangen habe, stellt Schiller selbst fest; es gehörte zu den

[1]) Gräf, Nr. 906.
[2]) 22. Juni 1797.
[3]) 23. Juni 1797. Gräf, S. 61.

Grundsätzen von Goethes Ästhetik, daß jedes Kunstwerk ein Symbol sein müsse; diesen Gedanken hat ihm nicht erst Schiller eingegeben; dagegen stammt aus Kants Ästhetik die Vorstellung, daß sich die Einbildungskraft zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müsse: Kant wollte die Durchschnittsform, die der Technik der Natur gleichsam absichtlich zugrunde liege (den »Typus«), nur als unnachlaßliche Bedingung der Schönheit gelten, das Ideal aber erst durch Hinzutreten der Vernunftidee entstehen lassen, wenn Seelengüte, Reinigkeit, Stärke und Ruhe in körperlicher Äußerung gleichsam sichtbar werden; dadurch kam wieder ein didaktisches Element in das Kunstwerk, das doch eigentlich sich Selbstzweck sein soll; Goethe hat denn auch immer Zumutungen dieser Art in mehr oder minder schroffer Form abgewiesen: »Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.«[1]) In der Theorie, wenn auch nicht in der Praxis, war Schiller in seiner klassischen Periode derselben Ansicht, daher konnte ihm Goethe antworten, ohne ausdrücklich hervorzuheben, worin er ihm hätte widersprechen müssen[2]): »Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht variieren.« Schiller hatte inzwischen den »Faust«, d. h. das Fragment, wieder gelesen und ihm schwindelte ordentlich vor der Auflösung[3]). »Dies ist indes sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und solang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der ‚Faust' seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfodern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

Zum Beispiel, es gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfodern.«

Wir entnehmen auch dieser Äußerung, daß Schiller von der Art, wie Goethe den Faust ausgestalten wollte, nicht mehr wußte, als daß es ihm auf das Problem der Empfindsamkeit und ihrer Heilung, dadurch, daß Faust in das tätige Leben geführt wird, ankam: das ist wohl die Idee, von der Schiller diesmal spricht, und deren Ausführung ihm eine Totalität der Materie zu erfordern scheint. Allerdings wußte sich Goethe schon zu helfen, um durch einen poetischen Reif die aufquellende Masse des Stoffs zusammenzuhalten; er antwortet Schiller[1]): »Bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird (d. h. aus dem kein geschlossenes Ganzes zu machen ist, wie etwa Iphigenie oder Tasso), mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen«, d. i. die von Friedrich Schlegel 1796 auf Grund der Wolfschen Untersuchungen über die Homerischen Poesien zuerst entwickelte Lehre, daß die Selbständigkeit seiner Teile einen Hauptcharakter des epischen Gedichts ausmache, was Goethe und Schiller gelegentlich ihrer Arbeit an »Hermann und Dorothea« und »Wallenstein« und bei den gleichzeitigen Untersuchungen »über epische und dramatische Poesie« in Theorie und Praxis als richtig anerkannten. Im Verlauf dieser Erörterungen hat Schiller, freilich erst einige Monate später, ausgesprochen[2]): »Die Dichtkunst, als solche, macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nötigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nötigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter h i n a u f streben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird ebenso zu dem Drama h e r u n t e r streben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; just das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe.« Schiller im »Wallenstein«, Goethe im »Faust« und in der »Natürlichen Tochter« hielten sich nun für berechtigt, das epische Gesetz von der Selbständigkeit der Teile auch auf das Drama zu übertragen: in jenen Junitagen des Jahres 1797 ist Goethe auf den Gedanken gekommen, Faust in zwei Teile zu zerlegen, eine ebenso äußerliche Operation wie die Teilung der zehnaktigen Wallenstein-Tragödie in die »Piccolomini« und »Wallensteins Tod«; die Einheit der Konzeption und des Planes war, wie wir sehen werden, davon gar nicht berührt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was Goethe damals Tag für Tag am »Faust« gearbeitet hat: am 21. oder 22. Juni wird die Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und Goethe mit sich selbst ziemlich einig. Am 23. Juni verzeichnet das Tagebuch[3]) die Abfassung eines »ausführlicheren

[1]) W 28, 228.
[2]) 24. Juni 1797.
[3]) 26. Juni 1797. Gräf S. 65.

[1]) 27. Juni 1797. Gräf Nr. 914.
[2]) 26. Dezember 1797.
[3]) Gräf Nr. 908.

Schemas zum Faust«. Am 1. Juli wird Schiller berichtet[1]: »Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben«; die Arbeit muß Goethe sehr bedeutend und förderlich erschienen sein, da er, als »Faust« in den nächsten Tagen wieder zurückgelegt wird, nochmals hervorhebt[2]: »Ich habe das Ganze als Schema und Übersicht sehr umständlich durchgeführt«; aus einem Brief an Schiller vom 5. Mai 1798 erfahren wir, daß in diesem ausführlichen Schema die Motive mit Nummern versehen waren[3]. Soweit ich sehe, fassen alle neueren Forschungen die gesamte Beschäftigung Goethes am Faust während der Woche vom 22. Juni bis 1. Juli als einen Akt zusammen und betrachten das numerierte Schema als dessen Resultat. Mir scheinen Goethes Äußerungen vielmehr auf zwei Akte hinzuweisen: der erste war die Fixierung des Planes und die Anlage des »ausführlicheren Schemas zum Faust« am 22. und 23. Juni, der zweite die umständlichere Durchführung des Ganzen als Schema und Übersicht mit Nummern vor dem 1. Juli. Bei dieser Annahme ergibt sich auch ein Wachstum der Arbeit, das Goethe wohl eine Woche in Anspruch nehmen konnte.

Überdies haben sich die Dokumente dieser beiden Akte erhalten: das »ausführlichere Schema« vom 23. Juni liegt in dem Paralipomenon 1 vor[4], die Spuren des numerierten Schemas lassen sich in den handschriftlichen Vorarbeiten zum »Faust« nachweisen, so daß wir dieses Schriftstück wenigstens teilweise rekonstruieren können.

Man hat das Paralipomenon 1 ins Jahr 1773 versetzen wollen[5]: dies ist ausgeschlossen, weil in ihm — und zwar zum erstenmal — von einem ersten und zweiten Teil die Rede ist; auch die Bezeichnung »Schüler« wie im »Fragment« (im Gegensatz zu dem »Studenten« des »Urfaust«) spricht für die Abfassung in den neunziger Jahren[6]; Gräf verlegt es in den Sommer 1799, weil die Erwähnung des Chaos auf die Beschäftigung mit Miltons »Verlorenem Paradies« verweise, die in die Monate Juli bis Oktober 1799 falle: Goethe war jedoch mit Milton seit seiner Jugend bekannt, und gerade der Umstand, daß er der herzoglichen Bibliothek die Miltonübersetzung von Zachariä entlieh und nicht das englische Original, scheint mir darauf hinzudeuten, daß er eine dunkle Jugenderinnerung wieder auffrischen wollte, u. zw. aus dem gleichen Text, in dem er das Werk seinerzeit kennen gelernt hatte. Am lautesten spricht der Charakter des Paralipomenons für unsere Annahme. Auf einem abgerissenem Quartblatt hat Goethe mit sehr flüchtigen Zügen — augenscheinlich in großer Eile — in lauter kurzen Absätzen zunächst die erste große Szene zergliedert und ihre Motive auf allgemeine Formeln gebracht:

Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur (= Eingangsmonolog, Fragment Vers 1—128).

Erscheinung des Geists als Welt- und Tatengenius (= Erdgeistszene, Vers 129—160).

Streit zwischen Form und Formlosen (= Vers 161—164).

Vorzug dem formlosen Gehalt
Vor der leeren Form.
Gehalt bringt die Form mit
Form ist nie ohne Gehalt.
} (= Wagnerszene, Vers 165—248.)

Nun hat sich der Dichter in seinem ursprünglichen Gedankengang schon zurechtgefunden, er notiert:

Diese Widersprüche, statt sie zu vereinigen, disparater zu machen

und es fällt ihm ein, daß er das Komplement und den Kontrast zur Wagnerszene in der Schülerszene schon geschaffen habe:

Helles kaltes wissensch. Streben Wagner
Dumpfes warmes — — Schüler.

Die ganze, in Gegensätzen sich bewegende Gedankenreihe führt ihn mit einem Ruck zu den Hauptgegensätzen, die er in seinem Drama darstellen will:

[Faust strebt nach] Lebens Taten Wesen [-Genuß].

Wegen der Unmöglichkeit, »Wesengenuß« zu sagen, wird die ganze Zeile gestrichen, und an ihre Stelle treten die Bestimmungen:

Lebensgenuß der Person 1. Teil
Tatengenuß zweiter —
Schöpfungsgenuß.

Eine zweite Reihe von Gegensätzen tritt hinzu:

Lebensgenuß der Person 1. Teil von außen gesehen
Tatengenuß zweiter — nach außen
Schöpfungsgenuß von innen;

und endlich kommt die Gedankenreihe dadurch zum Abschluß, daß noch nähere Bestimmungen über die Art des Genusses hinzugefügt werden:

Lebensgenuß der Person von außen gesehen in der Dumpfheit Leidenschaft.
Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein. Schönheit.

Mit dem Schlagwort:

Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle

wird der intentionierte Schluß der Tragödie fixiert: damit

[1]) Gräf Nr. 917.
[2]) 5. Juli 1797. Gräf Nr. 918.
[3]) Gräf Nr 942.
[4]) Gräf Nr. 949. Die Paralipomena nach W 14 und 15.
[5]) Goethe-Jahrbuch XVII, 209 ff.
[6]) W 39, 447 f.

ist das Schema zum Faust gewonnen, und vor uns steht eine ganz normal angelegte Dramenkomposition in vier gewaltigen Akten mit einem Nachspiel, und vielleicht auch schon mit einem Vorspiel, von schöner symmetrischer Architektonik.

Den Grund der Handlung legt der erste Akt: er geht aus von Fausts idealem Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Welt; die Unmöglichkeit, dieses Streben zu realisieren, verführt Faust zum Teufelsbündnis; seinem empfindsamen Charakter entsprechend bietet er dem Teufel die Wette, daß er sich nie beruhigt auf ein Faulbett legen werde, daß der Teufel ihn nie werde schmeichelnd belügen können, er (Faust) möge sich selbst gefallen, daß er ihn nie mit Genuß werde betrügen können. Der Teufel nimmt die Wette an und stellt für das Folgende das Programm auf: »Wir sehn die kleine, dann die große Welt.«

Der zweite Akt spielt also in der kleinen Welt; der Teufel bietet Faust Lebensgenuß von außen gesehen in der Dumpfheit, Leidenschaft: zunächst sinnlichen Genuß niederster Art in der Dumpfheit, Schlemmerei und Schwelgerei: Auerbachs Keller, sodann sinnlichen Genuß höherer Art, in der Leidenschaft, Liebesgenuß: Gretchen, die Vergnügungen der Walpurgisnacht. Durch Gretchens Katastrophe verfällt Faust in eine schwere Krise, aber er ermannt sich, zum höchsten Dasein immer fort zu streben. Der erste Versuch des Teufels, die Wette zu gewinnen, ist vereitelt, er muß daher

im dritten Akt Faust in die große Welt geleiten und ihn durch Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit zu befriedigen suchen. Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein konnte Faust am Kaiserhof finden, Tatengenuß nach außen und Genuß mit Schönheit bei Helena. Über die Handlung dieses Aufzuges berichtet Goethe ausführlich in der für »Dichtung und Wahrheit« bestimmten, später wieder zurückgehaltenen Inhaltskizze[1]. Der Teufel vermag Faust weder zu befriedigen noch ihn zur Verzweiflung, zur Selbstvernichtung zu bringen. So bleibt ihm nichts übrig als

im vierten Akt Faust durch Genuß höchster Art zu versuchen, durch Schöpfungsgenuß von innen. Die früher genannte Inhaltskizze deutet sehr kurz an: Faust gewinnt große Güter. Er sollte zweifellos jetzt in das tätige Leben eingeführt werden. Das Motiv, das Goethe in der vollendeten Dichtung verwertet hat, findet sich schon in den neunziger Jahren in der »Achilleis« (Vers. 377 ff.) und ist wahrscheinlich noch älter; was Achill versagt ist, das ist Faust vergönnt:

[1]) Gräf, Nr. 1185.

»Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie, fernem Gestade
Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Ruhms und der Nahrung begierig.«

Fausts praktische Tätigkeit ist die vollständige Palinodie zu seinem idealen Streben nach Einwirkung und Einfühlen in die ganze Welt. Die Zeit und das Alter werden endlich Fausts Herr: dem Teufel gelingt es, nachdem Faust so kräftig widerstanden hat, die Wette zu gewinnen. Aber

im Epilog, im Chaos auf dem Weg zur Hölle — nach Miltons Kosmologie — wird Fausts Seele durch die einwirkende göttliche Gnade dem Teufel entrissen.

Daß der Epilog im Chaos einem »Prolog im Himmel« entsprechen sollte, erscheint mir höchst wahrscheinlich: die Faustfragmente von Lessing und Maler Müller beweisen, daß das alte Vorspiel in der Hölle doch noch hie und da zu dem Volksdrama aufgeführt worden sein muß; da, recht betrachtet, Goethes ganzes Drama sich als Kontrafaktur zu dem Volksschauspiel herausstellt, können wir dem Dichter schon die Absicht zutrauen, daß er dem überlieferten Vorspiel in der Hölle einen Prolog im Himmel entgegensetzen wollte. Das Buch Hiob, dem er die Einkleidung entnahm, kannte er seit seiner Kindheit; eine recht drastische Szene im Himmel sollte auch in einer andern seiner Jugenddichtungen ihre Stelle finden: im »Ewigen Juden«[1]).

Die Spuren des numerierten Schemas bestätigen die vorstehende Entwicklung des Goetheschen Faustplanes. Bei zwei Zeilen (Par. 8), die leicht als Variante zu Vers 1544 5 zu erkennen sind, also zur Paktszene gehören, hat Goethe mit Rötel hinzugefügt: ad 6. Zwölf Zeilen, Mephisto in den Mund gelegt und etwa zur Valentinszene gehörig (Par. 26), sind von Goethe mit Bleistift signiert: ad 16. Par. 50 zur Blocksbergszene trägt die Bezeichnung ad 17, der Chor bei der Hochgerichtserscheinung ad 17a. Eine ganze Reihe von Einfällen für die Szene bei Hof (Par. 65—68) verweist Goethe ad 20. In die Gegend der Helenaepisode dürften zwei Abschnitzel unterzubringen sein: ad 22 und ad 24 (Par. 81, 82, 83). Ein kurzer Dialog zwischen Mephistopheles und Faust nach dessen Erblinden (Par. 91), sowie das Lemurenlied (Par. 92) erscheinen ad 27; eine hämische Bemerkung Mephistos über die Engel, wohl zur Grablegung gehörig (Par. 96), ist mit der Zahl 28 versehen, Nummer 30 für Abkündigung und Abschied (Par. 97, 98) macht den Beschluß.

Behalten wir die sicher identifizierten Nummern als Fixpunkte im Auge, so ergibt sich etwa folgender

[1]) W. 38, 58, Vers 93-108.

Plan: 1 (korrespondierend mit 30) Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, 2 (korrespondierend mit 29) Prolog im Himmel, 3 Nacht, 4 vor dem Tor, 5 Studierzimmer, 6 Paktszene, 7 Auerbachs Keller, 8 Hexenküche, 9—16 die Gretchentragödie (wobei es allerdings unklar bleibt, wie die vierzehn Szenen auf acht Nummern verteilt waren), 17 Walpurgisnacht, 18 die beiden überleitenden Szenen: Trüber Tag, Feld — Nacht. Offen Feld, 19 Kerker, 20 bei Hof, 21 Herbeischaffung der Helena, 22 Helena, 23 Euphorion, 24 Rache für den Sohn, 25 Faust im tätigen Leben, 26 Fausts Alter, 27 Fausts Tod, 28 Grablegung, Kampf um Fausts Seele, 29 Epilog im Chaos, 30 Abkündigung, Abschied.

Damit war der Weg, den es hinfort zu wandeln galt, bezeichnet: Goethe hat auch die Hauptrichtung getreulich eingehalten, mochte er sich später noch so oft auf Nebenstraßen begeben. —

Zugestanden, daß dies die Intentionen der neunziger Jahre waren, ist es aber statthaft, wird man mir einwenden, sie ohne weiteres der ursprünglichen Konzeption gleichzusetzen? Ich kann mich zu meiner Rechtfertigung nur auf Goethes eigene, schon früher angeführte Zeugnisse berufen, die immer bloß von einem Wiederauffinden des Fadens, nie von einem neuen Anspinnen sprechen. Ich kann mich nur auf Goethes Äußerung[1]) beziehen, daß sich ihm »gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn drückten, daß er sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; ihm schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiednern Darstellung entgegenreiften.« Ich glaube, wir sollten nur die herkömmlichen unheilvollen Scheidungen zwischen einem jungen und einem alten Goethe, zwischen dem Goethe des Sturmes und Dranges und dem Goethe der klassischen Periode, zwischen dem Goethe, den wir lieben und dem wir anhangen, und dem Goethe, den wir nicht verstehen und mit dem wir nichts zu tun haben wollen, wir sollten diese Scheidungen fallen lassen: dann würden wir auch keinen Anstand mehr nehmen, zuzugestehen, Goethe könne, »das, was er im zwanzigsten Jahre konzipiert hatte, im zweiundachtzigsten außer sich dargestellt und ein solches inneres, lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut bekleidet, auch wohl dem Fertighingestellten noch einige Mantelfalten umgeschlagen haben, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache«[1]).

[1]) W II, 11, 60.

[1]) Gräf, Nr. 1910.

Bücherschau.

Adelheid v. Schorn, Das nachklassische Weimar unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Pawlownas. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar 1911. I. Band, VIII und 391 S. 8°. Geheftet 7 Mark.

»Über Weimars große Zeit besitzen wir unzählige Bücher. Aber von Menschen und Ereignissen in der kleinen Residenz nach Goethes Tode ist nur wenig Zusammenhängendes erzählt worden. Und doch gab es auch in dieser Epoche noch manche interessante Persönlichkeit und manches bemerkenswerte geistige Streben. Davon soll dieses Buch berichten.« Mit diesen Worten entwickelt die Verfasserin des vorliegenden liebenswürdigen Buches, die nicht von außen her, durch archivalische Studien, zu dem Thema ihrer Darstellung gelangt ist, sondern als geborene Weimaranerin, die die Schwelle des siebzigsten Lebensjahres überschritten hat, zum guten Teil miterlebt hat, was sie schildert, ihr Programm. Ein ganz eigener Reiz ruht in der scheinbar so kunstlosen und doch überaus maßvoll abgewogenen Darstellung, die unwillkürlich die Empfindung eines klaren, stillen Herbstabends in uns wachruft. Sie beginnt mit einer Schilderung der Persönlichkeit des Großherzogs Karl Friedrich, Karl Augusts vielfach verkannten Sohnes und Nachfolgers, und seiner Gattin Maria Paulowna, deren Einzug in Weimar einst Schiller durch die »Huldigung der Künste« verherrlicht hatte und die erst 1859 gestorben ist. Ein menschlich ergreifendes Kapitel folgt: Die Hinterbliebenen Goethes. — Die weiteren Abschnitte: Die literarischen Abende am Hofe, Kunstpflege in Weimar, Weimarische Künstler, Gäste in Weimar, Das Hoftheater und seine Künstler, leiten zu dem Gipfelpunkt, zu dem Erscheinen Franz Liszts und Richard Wagners über. Ein Anhang von Briefen Walters und Ottiliens und Goethe, ferner Auszüge aus den Tagebüchern des Kanzlers v. Müller, die von C. A. H. Burkhardt nur bis 1832 benutzt sind, in der Tat aber bis 1841 reichen, ergänzen die Darstellung. P.

* * *

Ganz kurz möchte ich hier noch auf das erst vor drei Wochen im selben Verlage erschienene prächtige Album »Die Goethezeit in Silhouetten« von dem Assistenten am Goethe-Nationalmuseum Dr. Hans Thimotheus Kröber hinweisen, das auf 60 Blättern Silhouetten in ganzen Figuren und Gruppen enthält und sich besonders als Weihnachtsgabe eignen würde. Preis gebunden 6 Mark.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1912.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.





WIEN 1913.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.



Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. Wien, 15. März 1912. Nr. 1—2.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Der Münchener Faust. — Miszellen: Zu K. Heinemanns Goethe-Ausgabe, Bd. 14, S. 462 von Heinrich Funck; Nachträge zum Zingerle'schen Faustspiel (Chronik XXV., Nr. 5, S. 34 ff.).

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Ausschußsitzung

Donnerstag den 11. Jänner 1912, unter dem Vorsitze des Obmannes Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet. Anwesend: Obmannstellvertreter Dr. Ruß und die Ausschußmitglieder Egger v. Möllwald, König, von Maasburg, Nechansky, v. Payer, Waniek, Freiherr v. Weckbecker, v. Weilen, Werner, v. Zumbusch; Schriftführer: H. Feigl.

Obmannstellvertreter Dr. Ruß begrüßt den Vorsitzenden im Namen des Ausschusses und dankt ihm für die Annahme der Wahl zum Obmanne.

Kassier Dr. Nechansky legt den Rechnungsabschluß über das Jahr 1911 vor, der mit Befriedigung zur Kenntnis genommen wird.

Redakteur Dr. v. Payer berichtet über den Fund interessanter Goetheana im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Verhandlungen über den Ankauf des Goethe-Hauses durch den Deutschen Bund 1842, Prozeß des Frankfurter Schuhmacher-Handwerks gegen den Gesellen Christoph Justus Goethe, einen leiblichen Vetter des Herrn Rats 1752) die in der »Chronik« zum Druck gelangen sollen, ferner über einen Besuch des Goethe-National-Museums und des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Auf seinen Antrag wird beschlossen, der »Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses zu Weimar« mit einem Jahresbeitrage von Mk. 30·— beizutreten.

Neue Mitglieder:

Frau Adolfine Langer.
Frau Grete Links.
Fräulein Beate v. Juraschek.
Herr Dr. Karl Josef Schreiber.
Frau Lucia v. Träger-Rhonhof.

Der Münchener Faust.

In der Nr. 356 der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« vom 22. Dezember 1882 berichtet Ludwig Laistner über »Ein Münchener-Spiel von Dr. Faust aus dem vorigen Jahrhundert«: ». . . Vor kurzem ist die Münchener Bibliothek in den Besitz eines Manuskriptes aus dem vorigen Jahrhundert gelangt, einer Faust-Tragödie, welche vermutlich bestimmt war, vor Mönchen, und wohl auch durch Mönche, rezitiert zu werden. Das Heft gehört nämlich zu einem Stoß von Handschriften, über deren Herkunft weiter nichts bekannt ist, als daß sie ins Reichsarchiv, wo sie bis vor kurzem unbeachtet lagen, aus dem hiesigen Franziskanerkloster gekommen sind. Außer einer Anzahl von Gedichten, worunter eine Beschreibung des Residenzbrandes vom Jahre 1750 in lateinischen Hexametern und deutschen Alexandrinern, enthält derselbe vier ‚Tragödien', sämtlich von einer Hand geschrieben. Wichtig für die Zeitbestimmung ist eine, von welcher die ersten acht Blätter fehlen. Sie behandelt das Attentat auf den portugiesischen König Joseph I. Der Epilog bezeichnet das Ereignis als ‚letzthin' vorgefallen; da jedoch unter den hingerichteten Schuldigen auch Pater Malagrida erwähnt wird, dessen Verurteilung zum Tode in den September 1761 fällt, so kann das Stück nicht älter als 1762 sein. Vermutlich trug dasselbe, falls nicht etwa die Sammlung ursprünglich größer war, die Bezeichnung ‚Tragoedia I.'. Dann folgte unser Faust mit dem Titel: ‚Tragoedia II' etc. Die dritte Tragödie behandelt den Cartouche, die vierte gibt die Geschichte eines Wucherers, welcher den plautinischen Namen Euclio führt. . . .

... Die Hanswurst-Partien sind in Versen, das eigentliche Stück dagegen in Prosa. Der komische Effekt, der hierin liegt, wird dadurch erhöht, daß die Verse im Dialekt geschrieben sind, und zwar im oberpfälzischen: statt ‚müd, süß' wird gesprochen meid, seiß, statt ‚schlecht' schled, statt ‚bleibt' bleid, ‚jetzt' heißt eitz, aus ‚suchst du' wird suechts du, ‚ein solches Pferd' ist ein sötlas Pfa, und in dem Stück ‚Joseph von Portugal' bezeichnet sich Hanswurst geradezu als Pfälzer; der österreichische Hanswurst ist bekanntlich ein Salzburger.«

Nun folgt eine ausführliche Inhaltsangabe des Stückes. »Die Dürftigkeit des zweiten Aktes,« meint Laistner, »mag ebensowohl daher rühren, daß es an den nötigen szenischen Apparaten fehlte, als daher, daß die weltlichen Szenen ungeeignet oder wenigstens überflüssig schienen für ein geistliches Publikum, dem hauptsächlich an der Strafe des Abfalls von Gott gelegen sein mußte.« ...

»Der poetische Wert dieser siebzehn Quartblätter füllenden tragoedia ist äußerst gering; literarhistorisch dagegen ist sie keineswegs unwichtig, denn sie gewährt uns einen Einblick in die Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust, der mit Hilfe des weit schöneren und besser abgerundeten Puppenspiels nicht zu gewinnen war. Manches, was den Fachmann interessieren müßte, ist in der vorstehenden Skizze ausgelassen, weil an dieser Stelle doch nicht darauf eingegangen werden könnte. Nur eine Beziehung sei gestattet hervorzuheben, nämlich das eigentümliche Verhältnis, worin der Verfasser des ‚Simplizissimus' zu der Faustkomödie zu stehen scheint, und zwar vermöge seiner im Jahre 1684 erschienenen Geschichte vom ersten Bärenhäuter. Der Inhalt derselben ist in kurzem folgender: nach der Schlacht bei Nikopolis entflieht ein deutscher Landsknecht in einen Wald. Ein Geist erscheint ihm und erbietet sich, ihn gut zu halten und schließlich zu einem Herrn zu machen, wenn er ihm sieben Jahre diene, sich jedoch nicht kämme, schere, wasche etc. und kein Vaterunser bete. Er ist es zufrieden und wird durch die Luft auf das Schloß des Geistes entrückt, nachdem er ein Bärenfell als Gewand erhalten hat. Als die sieben Jahre beinah um sind, bekommt er die Erlaubnis und die Mittel, sich in der Welt gütlich zu tun. Bei seinem greulichen Aussehen gelingt es ihm jedoch erst nach mancherlei Mißerfolgen, ein Unterkommen zu finden, in dem Hause eines Gastwirts. Das Zimmer, welches er bewohnt, wird von dem Geist mit Malereien bedeckt; es sind da zu sehen allerlei ‚Contrafet nach dem Leben der berühmtesten Personen, so seit Erschaffung der Welt gelebt haben', darunter die schöne Helena, Alexander d. Gr. und viele andere. Bald darauf kehrt, wie der Geist vorausgesehen hat, ein vornehmer Kunstkenner in dem Wirtshaus ein und ist so entzückt über die Bilder, daß er dem Bärenhäuter eine seiner Töchter zur Frau anbietet, falls er das Alter der drei Fräulein richtig rate. Diese Bedingung zu erfüllen ist ihm mit Hilfe des Geistes ein leichtes, und er verlobt sich mit der Jüngsten. Da jedoch die Dienstzeit noch nicht um ist, entfernt er sich, wichtige Geschäfte vorschützend; die Braut ist wenig zufrieden mit dem garstigen Bräutigam, welcher ihr beim Abschied die Hälfte eines Ringes überreicht. Um so fröhlicher ist sie, wie er dann später wohl gewaschen und gekämmt wiederkehrt und sich zu erkennen gibt. Ihre beiden Schwestern, die sie zuvor verhöhnt hatten, werden nun so voll Neid und Ärger, daß sie sich den Tod antun; die eine erhängt sich, die andere stürzt sich in den Brunnen, und der Geist spricht seine Befriedigung darüber aus, daß er nun zwei der Mädchen habe, der Bärenhäuter nur eine.

Grimmelshausen hat diese Geschichte nicht selbst erfunden, sondern aus dem Volksmund aufgenommen; heute noch ist das Märchen lebendig in Holstein, in Oldenburg, im Paderbörnischen, in Hessen, im Voigtland, in Österreichisch-Schlesien, in der Schweiz, in Welschtirol, und aus mehreren dieser verschiedenen Fassungen ergibt sich, daß die eigentliche Meinung des Teufels bei den eben erwähnten Schlußworten die war: Nun hab ich zwei Seelen für deine eine. So anziehend es wäre, mit Hilfe der Volkssage, des mittelalterlichen Epos und der kirchlichen Legende dem Ursprung und der Verwandtschaft des merkwürdigen Märchens nachzugehen, so müssen wir uns doch hier begnügen, nur dieses eine Ergebnis der angestellten Untersuchung mitzuteilen: jener Zug, daß der Teufel das Zimmer des Bärenhäuters mit historischen Bildnissen schmückt, findet sich außer bei Grimmelshausen nirgends. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er denselben erst eingefügt, und zwar nach dem Muster der Faust-Komödie und des Faust-Buches, wo die schöne Helena und andere Größen leibhaftig vorgeführt werden; das lag auch gar nicht so ferne, da beide Geschichten, die vom Faust wie die vom Bärenhäuter, einen Bund mit dem Teufel zum Gegenstande hatten.

Als eine Rückwirkung von Grimmelshausens Darstellung werden wir es möglicherweise zu betrachten haben, wenn in dem leider undatierten Volkslied von Faust der Teufel sich aufs Malen versteht und unter anderem ein Bild der Venus anfertigt. Aber auch auf den Bühnen-Faust läßt sich ein Einfluß derselben nachweisen. Nicht bloß in unserem Stück, sondern auch in den Puppenspielen ist zu den Bedingungen, die Mephistopheles dem Faust nach der älteren Überlieferung stellt, die neue hinzugekommen, daß er sich

nicht waschen und kämmen dürfe, und schon Creizenach in seinem Buch über das Volksschauspiel vom Doktor Faust hat hervorgehoben, es sei dies eine Zutat aus dem achtzehnten Jahrhundert. Daß den Anstoß dazu der ‚Erste Bärenhäuter‘ gegeben habe, ist kaum zu bezweifeln; denn in dem von K. Engel herausgegebenen Puppenspiel sagt Hans Wurst zu Faust in bezug auf sein Bündnis mit dem Bösen: ‚Ihr hättet sollen die Bärenhäuterei mit dem Teufel unterwegs lassen.‘ Die Rede, zu welcher dieser Passus gehört, ist in ihren übrigen Bestandteilen älter und war früher, wie gleichfalls Creizenach gezeigt hat, dem Mephistopheles in den Mund gelegt. Da nun die Einführung des Hans Wurst in den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fällt und der gegen Ende des siebzehnten erschienene ‚Bärenhäuter‘ auch erst um diese Zeit Einfluß üben konnte, so mögen beide Neuerungen am Bühnen-Faust von der nämlichen Hand herrühren und zu Wien, der Heimat der Hanswurst-Komödie, entstanden sein.

Mit Hilfe unseres Münchener Spiels läßt sich nun aber wahrscheinlich machen, daß die Einwirkung Grimmelshausens noch weiter sich erstreckte. Am Schlusse des ‚Bärenhäuters‘ geben sich, wie wir gesehen haben, die zwei neidischen Schwestern (denen der Psyche vergleichbar) den Tod, die eine am Strick, die andere im Brunnen, der Teufel aber frohlockt: ‚Nun hab' ich zwei Seelen für eine‘; und in einer anderen Schrift desselben Verfassers, dem ‚Galgenmännlein‘, ist von einem Korporal die Rede, der sich ganz in der Weise des Bärenhäuters mit dem Teufel einläßt, demselben jedoch schließlich die Seelen zweier Trommelschläger statt seiner eigenen unterschiebt. Eine Anknüpfung für diese Züge am Faust zu finden, scheint schwer, da hier weder der Held durch Selbstmord enden, noch seine Seele dem Teufel entgehen darf; aber einen Selbstmordversuch wenigstens boten die Faust-Bücher dar (mit Ausnahme des ältesten): Faust will sich mit einem Messer töten, um nicht bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren zu müssen, wird aber durch Mephisto daran gehindert. Diesen Versuch mit dem Messer und die vollbrachte Tat im ‚Bärenhäuter‘ hat unser Münchener Stück zusammengebracht: Faust will der Reihe nach mit dem Messer, am Strick, im Brunnen sich den Tod antun, wird aber durch den Teufel davon abgehalten; darauf werden diesem durch Hanswurst zwei Seelen für die eine des Faust angeboten, er nimmt jedoch nicht an. Aus dieser letzteren Szene hat sich dann später der Auftritt im Puppenspiel entwickelt, wo Faust den Hanswurst zu bereden sucht, daß er statt seiner sich vom Teufel holen lasse; mithin wird auch die erste einer allgemein verbreiteten Überlieferung angehört haben. Da jedoch das Puppenspiel nichts von versuchtem Selbstmord weiß [1]), sondern die entscheidende Abkehr von der göttlichen Gnade durch eine Szene mit der schönen Helena herbeiführt, so erhebt sich die Frage, ob nicht das Volksschauspiel beides, sowohl die Helena-Szene als den Selbstmordversuch, enthalten habe; eine sichere Antwort ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis nicht zu geben.

Wir beschränken uns auf diese kurzen Mitteilungen über das neuentdeckte Stück, da ein näheres Eingehen für ein größeres Publikum wohl kaum von Interesse wäre. In einer Fachzeitschrift wird sich wohl Gelegenheit bieten, ausführlicher darauf zurückzukommen.«

Soweit L a i s t n e r. Die Original-Handschrift war in der Faust-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt am Main 1893 (Katalog Nr. 162) ausgestellt, und ist von E r i c h S c h m i d t in der dritten Sitzung der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 20. März 1895 in einem Vortrage über »Halbbekannte Faustdichtungen«[2]) besprochen worden.

Am 22. März 1896 ist Ludwig L a i s t n e r gestorben, ohne daß die von ihm in Aussicht gestellten ausführlicheren Mitteilungen, unter denen wohl in erster Linie ein Abdruck des Textes zu verstehen ist, erschienen wären. Da dieser Münchner Faust trotz der Dürftigkeit der Handlung dem Tiroler Faust, den wir in der Nr. 5 des XXV. Bandes der »Chronik« zum Abdruck gebracht haben, räumlich, zeitlich und auch inhaltlich ziemlich nahe steht, glauben wir der Faust-Forschung, die in unseren Tagen einen so bedeutsamen Aufschwung genommen hat, einen Dienst zu erweisen, wenn wir im folgenden einen genauen Abdruck des Textes der Handschrift vorlegen. Unserem Abdruck liegt eine diplomatisch getreue Abschrift aus der Sammlung K i p p e n b e r g zugrunde, die uns Herr Dr. Anton Kippenberg in seltener Liberalität zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Der Druck wurde nochmals mit der Original-Handschrift (cod. germ. 5478) verglichen, welche die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München in dankenswertem Entgegenkommen in Wien zu benützen gestattet hat.

Der folgende Abdruck gibt also die Handschrift wieder, lediglich die im Original fast vollständig fehlende Interpunktion wurde vom Herausgeber eingefügt.

[1]) Über Fausts Selbstmord vgl. »Chronik« XXV S. 35, S. 58 V. 781, 783.

[2]) Kurzes Referat in »Deutsche Dramaturgie« I. Jahrgang, 8. Heft, S. 310 f.

* * *

Tragoedia II.
oder
Seltsames Thraurspihl
allwo
vorgestehlt wird iener Wittembergische Doctor, und Weltberuffene Zauberer
Faustus.

Protasis
sive actus primus

Faustus verpfändtet Leib und Seel ewig der Höllen.

Scena 1.

Faustus allein wegen gehabten Traumgesicht ganz verwühret.

Ach mich in der schooß Fortuna unglückseelig einschlumerenten Faustum! gleich einen [Schiff] auf dem hochen wellenschäumenten meer wird meine Seele unter denen prausenten Sturmwinden der Verwühhrungen umbgetriben. Bin dan ich iener unglückseelige Actaeon, dessen ingeweid von verzweiffleten gedancken, gleich denen rasenten [1 v.] Hunden zerrissen wird? Lebet dan keine Ariadne mehr, so mich wie Theseum durch einen Leitfaden auß disen verwückleten ihrgarten heraußführe? was schwärmithiges Traumgesicht hat mir Morpheus mit seiner schlaffruthen vorgezeuget! ich sache meinen sonst so schönen nahmen Faustus noch schöner gleich einer in kunstreichen flammencreyß spihlenten Lustkugl[1]) biß zu denen sternen auffsteigen, aber leyder mitten in ihrem glanzschimmer zerfallen, erlöschen und wie eine schwarze Kollen biß in den abgrund himmter fallen.[2]) wo ist anitzo ein aegybtischer Joseph, oder persische Daniel der mir dises widrige nachtgesicht auslege? o ihr Himmlen, die ihr die Herrlichkeiten Gottes verkündiget, und du Saphierenes sternenfeld, die ihr dessen werck anrühmet, et nox nocti indicat scientias[3]): warumb schwaiget ihr: hasset ihr mich, zwinget ihr mich, euch zu verlassen und an der Höllenporten anzuklopffen!

Scena 2.

Faustus und Wagner unterreden Sich von einer verpfändung mit den Höllengeist.

[2] **Wagner.** Eur Excellenz vergeben mir. Dero sonst so aufgehaitertes stirn geduncket mich mit ganz schwarmithigen gedancken verrunzlet zusein.

D. Faustus. Lieber gethreuer practicant Wagner, er hat recht. Dan ein centner schwärer stain trucket mein geschwächtes Herz. ich fühle, die Himmlen sein ob meinen bisher geführten lauen Leben erbitteret. solt ich dan hinführo wie ein angeketterter sclav die rueder ziechen.[3a]) und meinen geist malefizisch an der folter peinigen lassen? nein! nein! flectere si nequeo Superos acheronta movebo.[4])

[1]) »Lufft-Kugel, Lat. Globus aereus, ist eine Kugel, die man bey Lust-Feuer-Wercken aus Mörsern wirffet, und zerspringet, wenn sie hoch in die Lufft kommet.« *Zedler, Universal Lexikon* (Hof, 1738), 18. Band, Sp. 1967. — [2]) *Horn* (Kloster V, 660) will in dem Feuerwerk, das sich die Herzogin bei Schütz-Dreher ausbittet, »abermals das siebzehnte Jahrhundert erkannt haben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchste aller menschlichen Lustbarkeiten zu gelten schienen«. — [3]) *Psalm* XVIII 3: Dies diei eructat verbum, et nox nocti indicat scientiam. — [3a]) *Straßburger Puppenspiel, Scheibles Kloster* V 862: »Wagner: Was treibt denn Euer Vater für ein Gewerbe? Hans Wurst: Er treibt nicht, er zieht; — er sitzt auf der Galeere.« — [4]) *Virgil.* Aen. 7 v. 312.

Wagner. auch ich lebe gleiches Sihn und willens, bereith Eur Excellenz biß in Todt, biß in die höll zufolgen. fruamur bonis dum sunt, coronemus nos rosis antequam marcescant, ubique reliquamus signa laetitiae, quoniam haec est pars nostra, et haec sors nostra! [5]) was zukünfftig, ist ungewiß; auch bey ergrauten Haaren und lezten athenzug können wür noch Barmherzigkeit hoffen, quoniam non est abbreviata manus Dei. [6])

[2 v.] D. Faustus. ich lobe deine Threu! seye es dan! fixum est! iuratum est. dum non mihi militat atheo nec coniurati veniunt ad classica Divi. desperans phlegetontaeae Stygis atria pulso. liebster Wagner, dir solle dan obligen solche muntere pürsch, iunge mägdichen in das hauß zubringen, so auch den teuffl nit förchten, unß aber eine lustvolle unterhaltung machen. das ybrige werde ich besorgen.

Wagner dero Befelch werde sorgfältig zuerfüllen geflissniste Sorg tragen.

abeunt.

Scena 3.

Lustige unterredung des Hans Wurst Knofelwofferl gredl und dudl, dan entlich auch des Wagners.

Hans Wurst poz million hundert 99 tausend elementsstern!
räffa möchti heunt mitn toiffl gern.
herauß auß dä höll, mein hinterer muscaton
in der hosn ganz steiff ist gladn schon.

gredl Du dürmischa [7]) hanserl, hast nöt mehr ä gscher!
still! still! däs di der gänckerl [8]) nit hör!

[3] Hans W. Halts maul, du stünckes Luedä!
Du zklobnä schredbeutl, und zrissnes kämplfueda!
Herauß Toifl, wanst ä guraschi hast, du moastmä sterben,
i di schled [9]) zsamhau wie än kahlscherbn!

Knoflwofferl schau, schau, schau! no, no, no; i, i, i maihn der toifl kommt scho.
i gschwind lä lä läff dävo.

Hans Wurst Du duderer [10]) läff hi wost wilst, du zorzentes thiergschwöll, [11])
allain alle Toifl förcht nöt auß der Höll.

Wagner schweig mit deinen Trohen, du versoffner bierschlauch!
sonst mein kaltes eisn dir iag herumb in bauch.

Hans W. was, du couion, was thuests sagn?
du wilstmä kalts eisn in Bauch rumbiagn?
poz million! das grimbt mi böslä, khomm herauß,
tritt dir schled d'ärm zum gsäss hinauß.

Wagner. still, oder ich will dir 100 arschkräpffer
anmessen in deinen hinteren dapffer.

Hans W. sötlä kräpffeln möcht i scho,
Ho ohne dem nichts gfressn no.
[3 v.] sänts aber bräf pfeffert und gschmalzn?

Wagner. ia, ich selbst wills pfeffern und dir einsalzn.

Hans W. wär alles recht. wans nur bald habn ko,
warlä i maihn schled, i friß scho dro.

Wagner. Dein lustiger humor mir gfahlet sehr;
sag mir, wie haist du, wo khommst her?

---

[5]) *Liber Sapientiae* Cap. II V. 6: Venite ergo, et fruamur bonis quae sunt .... V. 8: Coronemus nos rosis, antequam marcescant: nullum pratum sit quod non pertranseat luxuria nostra. V. 9: Nemo nostrum exsors sit luxuriae nostrae: ubique relinquamus signa laetitiae; quoniam haec est pars nostra, et haec est sors. — [6]) *Isaias* LIX 1: Ecce non est abbreviata manus Domini ut salvare nequeat, neque aggravata est auris ejus ut non exaudiat: sed iniquitates vestrae diviserunt inter vos et Deum vestrum. — [7]) türmisch = wild, ungestüm, zornig, impetuosus. *Schmeller* 922. — [8]) gänckerl = (im Scherz) der Teufel. *Schmeller* 923. — [9]) schled = schlecht = gerade, geradezu, schlechthin, bloß, nur. *Schmeller* II 502. — [10]) dudern = stottern. *Schmeller* 491. — [11]) Thür-Geschwell = Türschwelle. *Schmeller* II 630. Offenbar also = knarrende (Zärrezer *Schmeller* II 1146) Türschwelle.

Hans W. Das iſt wohl ä nariſch fragn:
von meiner Muedä, di hat mi ſcho ledig tragn.

Wagner. ſo biſt du lediger weiß gebohrn?

Hans W. Der kärl iſt ä nar, hat in hirn ein ſpohrn
odä in kopff eintredn gar än dorn.

Wagner. Dein Vatter dan, wo war er her?
iſt er auch ledig gweſt wie dein Mutter?

Hans W. 5 Voadä allain, die ho i ghabt,
Dan d' Muedä beym richtä 5 hot ongſagt:
ainä iſt umbkomma durch das ſchwerdt,
der zwaite iſt untern rad blibn auf der erd,
der drit iſt hooch in der galgnlaiter gſtign auf,
der Viert in der hizign fieba an ſchindhauſſa gangä drauf;
[5] Dem 5ten hat meiſter auwehe den bukhl abkirt,
und mit den ſtaupböſn in frembde lander gführt.

Wagner. wohl ein ſchöne genealogi erzellt haſt mir.[12])

Hans W. gelt du biſt mä gwiß neydi drum allhier?

[Wagner.] wan du wilſt in meines Herrn Dienſt [12a]) ſein aufgenohmen,
gſotten und bratns freſſen und ſauffen wirſt gnueg bekommen.

Hans W. wer iſt dein Herr,
ſo mich begehr?

Wagner. Er iſt ein Doctor der ſchrifft, Faustus genahnt,
aller orthen in gantzen Sachſen bekant.

Hans W. iſt mä ſcho recht! Doctä und d' narn
ghörn ohnedem in einen kharn.
abä ſchau, i ho no ä gar ſchöne bitt:
nihm knoflwofferl, gredl und kindä glei mit.

Wagner. wie vill kinder haſt du dan?

Hans W. ſchled 10, ſovill ein narr machen kan.[13])

Wagner. ſolge mir nur mit deiner ganzen gmein,
wo ein narr iſt, ſolln auch die andere ſein.

abeunt omnes.

[4 v.] Scena 4.

Faustus beſchwöret die Höllen.

Fauſtus ſeye es dan, quod statui faciam. Die ganze Höllen ſolle mir zu Dienſten eilen. ihr unterirdiſche Krufftgeiſter, ich beſchwöre euch durch den klirenten Scepter Luciferi! fern euch meine Seel lieb, kommet herbey.

fit strepitus. subintrat unus.

Daemon 1. ich, Beelzebub, einer auß denen fürſten der Höllengeiſter, erbiethe dir deiner Seelen willen meine gethreuiſte Dienſt.

Fauſtus wohl wunderlich, das die fürſten der finſternüſſen umb eine einzige Seel [14]) alſo dienſtbahr ſich zeigen. ſag an wie eilfertig biſ du?

1 Daemon wie ein von Bogen loßgetruckter pfeil.

Fauſtus. wie ? nur wie ein pfeil ? ſolcher ſchneckenpoſt will ich meine unſterbliche Seel nit aufbürden: trette ab und laſſe einen ſchnelleren kommen.

---

[12]) Eine ähnliche »schöne Genealogie« erzählt Hanswurst im Geißelbrechtschen Puppenspiel (Kloster V 754 f.) und im Straßburger (Kloster V 862). — [12a]) *Handschrift*: wilſt. — [13]) Auf seine zahlreichen Kinder spielt auch der Wiener Hanswurst Stranitzky gern an; vgl. Payer, Wiener Haupt- und Staatsaktionen, in den Schriften des Literarischen Vereins in Wien. X. Bd., S. XXX. — [14]) Schon bei *Marlowe* fragt Faust: »Was frommt wohl meine Seele deinem Herrn?«

fi: novus flammeus strepitus.

2 daemon. mein höchster flammen kaysser erbiethet dir seinen gnädigisten gruß und mich astaroth zu deinen diensten. meine eilfertigkeit ist wie ein von carthaunen loßgebrenete kugl.[15])

[5] Faustus. große, alles in einen Hui zerschmetterente eilfertigkeit! Doch auch dise ist mir ein allzu-langsame schildkrott. weiche dan!

iteratur strepitus et advenit
novus daemon.

Faustus wessen nahmen und geschwindigkeit bist du?

3. daemon. ich, Beelphegor, bin so geschwind alß ein von aufgang biß nidergang die wolcken durchschneidenter pliz, und ist auch das feurige Sonnenrad, so in einer minuten sich vill dausent meill wegs fortwelzet, meiner eilfertigkeit nit zuvergleichen.

Faustus. pliz und Sonnenlauff hat den Zweck meiner Herzensbegierdt noch nit ereylet. fern dan Lucifer in seinen flammenreich keinen geschwinderen zehlet, ist mein Handlung unter-brochen.

innovatur strepitus.

Faustus. o ihr unruehige Höllengeister, wie köstlich muß dan sein in euhren feurigen pful ein einzige Seel! wer bist du dan?

4 daemon. ich, Mephistophiles, bin der allereilfertigiste auß meinen [5 v.] mitgespahnen und so geschwind alß der menschliche gedancken.

Faustus. wie? alß der menschliche gedancken! vast ein göttliche würckung, von welcher geschriben stehet: si ascendero in caelum tu illic es, si descendero in infernum ades, si sumpsero pennas meas diluculo, et habitavero in extremis maris, illuc deducet me manus tua, et tenebit me dextera tua.[16]) Mephistophiles! Mephistophiles! fern du kein Lügengeist, dir und keinen anderen verpfandte ich auff ewig meine Seele, eyle hin zu Lucifer und sag es ihme (NB citissime revehitur.) bist du schon widerumb da? was sagt Er?

Mephist. ich solle dir gehorsammist in allen beständtig dienen. wie lang wilst es haben? 10 iahr?

Faustus. wie? 10 iahr vor eine ewige Verpfandung? schäme dich!

Mephist. 15 iahr!

Faustus. noch zu wenig!

Mephist. 20 iahr!

Faustus weder dißе erklecken mir.

[6] Mephist. Fauste, wysse den willen meines allerhöchsten flammenkaysers Luciferi: 24 iahr, länger nit.

Faustus. 24 iahr umb eine unaufhörliche ewigkeit. schwärer contract! diße werden wie ein reyssenter stromm voriberrauschen, und eine unendliche ewigkeit folgen. momentaneum quod delectat, aeternum quod cruciat! Fauste, Fauste, befihne dich!

Mephist. Fauste Fauste quid haesitas? quid titubas?[17]) hic stans delibera.

Faustus. seye es, dir verpfände ich mein leib und Seel auf ewig, aber zugleich beschwöre ich dich bey dem feurigen Scepter Lucifers, das du diße 24. iahr tag und nacht nach allen wunsch und begihren auf das allergethreuiste in allen aufwarthtest.

Mephist. ia! in allen! auf das allergethreuist! aber auch [du] muest mir folgente puncten bschwören: 1. dich nihmermehr zuwaschen 2. keinen gottesdienst noch predig mehr beywohnen.

Faustus. warumben nit mehr waschen? ich wurde ia mit der zeit mehr einer unflätigen Sau dan menschen gleich sehen.

---

[15]) *Kralik* 168: »Ich bin so geschwind, als wie die Kugel aus dem Rohr.« *Schwiegerling* 16: »Ich bin so geschwind wie die Kugel aus der Büchse.« *Kraus* 114: »ich habe eine solche Schnelligkeit in mir, daß ich einen Schuss in meinen Rachen fange und ihn dir in deine Hände zurück übergebe.« — [16]) *Psalm* CXXXVIII 8—10. — [17]) *Seneca, Tragoediae ed. Ant. Thysius Leyden 1651 Medea* V. 935: »Quid, anime titubas?«

[6 v.] Mephist. seye dessen unbekümeret. wür teufflen sehen das waschen nit gern, indem wür an ienen, so sich morgens nit waschen, mehreren gwalt haben.[18])

Faustus. alle kürchen vermeiden ist auch hart, ich wurde entlich bemercket und mehr alß ein abentheur dan mensch verabscheuhet werden.

Mephist. nichts minders, lass es nur mir yber. 3tens wirst kein creutz mehr machen, kein gebett mehr verrichten, die nahmen des Erlösers und seiner Mutter nihmermehr auf deine Zungen nehmen. gott verlaugnen, fluchen, vermaledeuen.

Faustus. ein kalter schauder durchfahret meine glider, das Bluet stocket in den aderen! gott, von deme ich das leben, unzahlbahre Gnaden empfangen, auf ewig verlaugnen hassen maledeuen! des Himmels auf ewig verzeuhen;[18a]) Jesum Mariam . . .

Mephist. halt in mit disen worten!

Faustus. . . . nihmermehr weder anrueffen noch aussprechen! Harte nuß. seye es aber, wie es wolle! den lasterfaden, so einmahl angeknüpffet, will ich fortspihnen. [7] aber du, Mephistophiles, wüsse, du wirst meine so theur gethanne Seelenverschwörung gwiß auch theur gnueg bezahlen müssen.

Mephist. seye es, weillen mein grosßherr und ich gegen dir nuß verpflichtet. Befelche anizo mit deinen Dienner. und werde dir hinführo in ansehnlicher cavaliersgestalt allein ein schwärtzes flecklein an den wangen tragent an der seithen stehen.

Faustus. weillen es allgemach schon spatt abents, so verlange ich, das nach aufgehobenen nachtessen mir eine vortreffliche chammer Music vor dem schlaff machest.[19])

Mephist. Das solle nit ermanglen. abeunt.

Epithasis
sive actus secundus.

Verschidene Ergözlichkeiten[19a]) und Begebenheiten Fausti des verruchten Ertzzauberers.

Scena 1.

Wagner erzahlt was ihme mit Fausto vergangene nacht begegnet.
Wagner solus.

Zeit des Lebens hätte ich mir nihmermehr beyfahlen lassen, das die Höllengespenster sich in Englen des liechts, ihr schmerzlichistes weesen in solche lust und freud [7 v.] und ersihnlichiste ergötzlichkeiten haten verwandlen können. Behalte nur gott vor sich und die Seinige die Himmlen, ich [will] lieber bey den teufl sein, wan es auch in der Höll so lustig hergehet: meine ohren wurden mit einer ybernatürlichen Music ergötzet, meine augen von denen goldschimmerenten pallästen kostbahristen aufzügen ganz entzücket. wür machten eine fahrt durch eine halbe welt zeit einer stundt. hundert postilionen blaseten voranß, die flambonce erleuchteten alle strassen, wür sachen verschidene nationen, und musten die teuflen vor sich pflasteren und hinter sich das pflaster wider aufheben.[20]) wür giengen auch zu schiff, und segleten gantz sanfft bey denen schönsten insulen und Seehäfen auf dem meer vorbey.[21]) und in einen Hui wurden wür wider in unser nachtlager ybersetzet.[22]) also belohnet die Höll seine Dienner, nihmermehr aber also auf erden der Himmel die seinige: ich verhaare bey Fausto, das ist: glückseeligen.

abit.

---

[18]) Diese Begründung findet sich sonst nirgends in den Puppenspielen. — [18a]) Einer Sache verzeihen = auf dieselbe verzichten, Schmeller, II., 1104. — [19]) Vgl. das Spießsche Faustbuch, 2. Aufl. von R. Petsch, Halle a. d. S., 1911, S. 23. — [19a]) *Hs.*: Ergöglichkeiten. — [20]) Vergleiche »*Chronik*« XXV, S. 44, V. 295, u. Anm. dazu. — [21]) Vgl.: »D. Fausti dritte Fahrt in etliche Königreich und Fürstenthumb, auch fürnembste Länder und Stätte.« Volksbuch a. a. O. S. 58 ff. — [22]) Nach Fausts Fahrt durch die Hölle »wirfft jhn der Geist also schlaffendt in sein Bett hineyn«. *Spieß*, S. 53.

Scena 2.

Hans Wurst und gredl bewunderen auch ihr lustleben.

Hans W. Hui dummä geht nöt da so lusti her,
als weni schled bey än nachtgiaid [23]) wer.
[8] ia wohl unsä baurnkiertä wä allzu schlecht,
Ho mit ongschoppt, Däs mit dä Hand schir glangä möcht.
pfeiffä singä, tanzn springä, alles gieng umb und umb,
nur die schönstn menschä träheten sich in crayß herumb.
raiffröck habns ghabt, väbrämt mit silbä und gold,
mächt wüssn, wo der Melchästofl Sie hat hergholt.
Ho gschoffä siessn mett und allerbestn wein,
wans so hergeht, will liebä in da Höll als fegfoia sein.
Hedri hadri in wolckn wie sternpuzn samä rumbgfahrn, [24])
hat mi ganz dämisch gmacht, und schier gar zum narn.

gredl. o liebsta Hanserl, du hast recht,
warlä döß lebn ist nöt schlecht,
wans nur längä ertragn ko
so gläb i, sey in himmel scho.

Hans W. ia wohl in Himml mag i nöt hinein,
will liebä lustig beym toiil sein.
die Si umb den Himml schärn, und keuä,
müssn wachn, fastn, bettn, Si biß äfs Blut castenä;
da wär i ä nar, sötles lebn bi nöt gwohnt,
den armen capuzinern sey solches vergohnt.

gredl. bi zwar noch zimmlä meid, doch schadet nit,
ä kleins dänzl mach mit mir, di herzla bitt.

Hans W. machts halt ein auf sein geschwind,
ein schwarzmahler enck wirff vorn grind.

saltus.

[9] Scena 3.

Klag 2 chamerdienerinen gegen den H Practicanten Wagner, als seye das Hau voll der Gespenster.

Mamselle Luise. Mamselle Lisete haben Sie nichts gehört? warhafftig dise wohnung des Herrn Doctors ist sehr unruhig es muß darin sehr regieren?

Mademoiselle Lisete Nein Luise. ich kan schon vill nächt nichts mehr schlaffen, es rehnen ia die gespenster ein Zimmer das andre auf. das polderen, stossen, wohl auch gutschen fahren währet tag und nacht. ich höre reden, murmlen, aber verstehe und siehe nichts. es ist iüngsthin ein solcher Boldergeist zu mir in die schlaffchammr kommen. ich möchte hieriber vor schröcken verschmachten. Behütt mich gott von einen solchen Dienst! wan man mir iahrlich 1000 Ducaten lohn aufzehlete, möchte ich nit hier verbleiben.

Mamselle Luise. bin gleiches Sihn und willen; wan eine schon ihren Standt verlangt recht zu halten, so lassen ihm allhier die Teuffelsleuth kein ehr, kein ruehe. ich begehre meine entlassung.

[9 v.] NB. Her Practicant Wagner kommet herbey.

Mademoiselle Luise. eben recht, Herr Practicant Wagner. es beliebe ihnen zu Sr Excellenz zugehen, und ihm nebst unser unterthänigen enpfelchung zubedeuten, das wür beede umb unsere entlassung hofflichist bitten. [25])

---

[23]) Bair. das nachtgejaid = die wilde Jagd, das wilde Heer, Grimm VII, 194. — [24]) Vgl. Kap. 25 des Volksbuches: »Wie Doct. Faustus in das Gestirn hinauff gefahren.« — [25]) Im Geißelbrechtschen und im tschechischen Puppenspiel ist es Wagner, der um seine Demission bittet. Kloster V 772, Kraus S. 154.

Wagner. habt ihr nit füeſſ und Zungen? gehet ſelbſten hin, und begehret es.

Mamſelle Liſete. iſt Er doch Tag und nacht nit zu hauſ, und wan Er ſchon eine kurtze Zeit gegenwährtig, waiß ich nit, wo ihn der Teuffl wider hinholl.

Wagner. gemach mit diſen ſcherzreden, es kommet ſonſt zum ernſt.

Mamſelle Liſete. reut mich gar nit, diſe wort ausgeſtoſſen zuhaben. es iſt ia das polderen eine ganze nacht kein Ende. haben auch nit ein= ſonder offtermahlen kholſchwartze männer in unſeren chammren geſehen, von Truden und andren Zaubergeſchmeiß will nichts melden.

Wagner. ihr einmarginierte ſprizpizen, was wäre es dan, wan mein Herr mit dergleichen ſeinen luſt büſſete? [10] wollet ihr mithalten, könt ihr auch alle nacht außfahren, an ſtatt der pferdt deſ Böſenſtills oder miſtkreul bedienen.

Liſete. Behütte unß gott! wür bedancken uns diſes offerts. wür ſeint ehrliche Jungfrauen, und keine gablfahrerinen.

Wagner. vor euhre Jungfrauſchafft will kein borg nit ſein,
weilln ohne dem bey euch die ſchreiber kehren ein.

Luiſe. das iſt nichts, Sie ſeint iunge ſchöne galants' homes, und keine gſpenſter nit.

Wagner. wie! Sie ſeint keine gſpenſter?
was thuen Sie dan bey euhren chammerfenſter?

Luiſe. Des Tages haben Sie nit Zeit, Sie müſſen ſchreibn,
Darumb Sie mit unß zu nacht artig die Zeit vertreibn.

Wagner. wohl artig, das glaub ich wohl,
habt aber acht, ob nit einmahl euch der ſchwarz gugu höll.

Liſete. wür förchten unß nit, wan znachts der gugu ſchreut,
ſeint nit ſo aberglaubiſch, wie andere leuth.

Wagner. Das glaub ich wohl, drum ihr menſchä nit weit her ſeyt.

abeunt omnes.

[10 v.] Scena 4.

Faustus und Mephistophiles untereden Sich.

Personae

Faustus und Mephistophiles allein.

Fauſtus. Mephistophiles, ich rüehme deine zum mir dienſtbahre Threu, Durch welche du mir eine kleine gottheit eingefleſſet. ich würckte in allen elementen wunder ohne wunder: ich ſchwängerte nach gefahlen die wolcken mit regen, ſchnee, pliz, und donner,[26]) bey eißkalten winter brachte ich hervor die ſchönſten gartenbluemen und weintrauben.[27]) verſtaltete die menſchen in löwen, tiger, hund und kazen. izt erhobe ich mich biß zu den ſternen, bald vergrabete mich widerumb in denen minen der erden. ich durchwanderte alle königreich und Landſchafften, trange mich ein in die cabinets der förſten und Monarchen.[28]) reuet mich dan nit, meine Seel auf ewig dir verpfändtet zuhaben. aber ſage mir aufrichtig, warumb bemiehеſt du dich ſo ſehr umb meiner einzigen Seelen willen? du bleibſt ia ein höllengeiſt, haſ[ſ]t du ſolche in deinen klauen oder nit. weiß zwar [durchstrichen: auch gott], das der Sohn gottes vor deſſen Hayl [11] noch mehr gethan, er iſt menſch worden und hat den größten ungemach ſchmach, pein, ſchmerzen, bitteriſten todt darvor ausgeſtandten, 33 iahr alß ein gethreuer hirt ſolche in ſeinen ihrgang aufgeſuecht, mit ſeinen fleiſch und bluet ernähret, und auf blutigen ſchultern ſolche liebkoſet.[29])

Mephiſtophiles. was vor ſchnacken und grillen zerritten hier deinen Kopff? Die hochſchätzung deiner Seel vor himl und höllen wirſt ſchon mehrers einſtens erkennen. hindan mit dißen eitlen nachſihnen! wüſſe, die carosse ſtehe ſchon in den hof, 6 rappen ſeint einge=ſpahnet, gedanckenſchnell dich hinzuführen, wo dich beliebet.

---

[26]) *Pfitzer-Widmann*, II. Teil, 12. Kapitel: »Von einem schönen Gewülck und bald darauf erfolgtem Donnerwetter, welches abermal D. Faustus auf einem Saal angerichtet.« — [27]) Vgl. Volksbuch, S. 105: »Von mannicherley Gewächß, so Faustus im Winter, vmb den Christag in seinem Garten hatte.« Ferner *Pfitzer*, I., Kap. 27, II. Kap. 16. — [28]) Vgl. oben Anm. 24. »Darnach forderte der Keyser den Faustum in sein Gemach.« *Spieß*, S. 76. — [29]) Über das Bild vom guten Hirten vgl. das Zingerlesche Faustspiel, »Chronik« XXV, S. 38, V. 84 ff. S. 41, V. 180 ff.

Faustus. recht. ich verlange nach den chinesischen hof, umb von dem Majestatischen pracht, von welchen die Jesuiter so vill weesen machen,[30]) augenschein einzuhollen. solst auch meine hauß-bedienete mitnehmen, das dißе einfältige tropffen, was von der herrlichkeit diser welt sehen.

Mephistophiles. wohl. in einen augenblick wollen wür dort, und nachdeme du alles zu gnüegen gesehen, frist einer stundt wider da sein.

abeunt.

[11v.] Scena 5ta.

gredl und dudl befragen Sich wo ihre liebste hin, finden entlich solche.

Personae

Erstlich gredl und dudl hernach auch Hans Wurst und knopflwoferl.

gredl. Hä, dudl, wo ist dan der wurstl und knoflwoferl hin,
Däs män kommä außn gsicht nit auf den Sihn?
hats ia des Faust toifl nit gholt,
gschachmä beslä, das not sein solt.

dudl. närisch thier, sie sänt spaziern aufgfahrn,
mit 6 pfä auf kholschwarzen postkarn.
das ding gieng durch, das thätn d' woldtä blizn
und s' foia yberall rumb hervor sprizn.

gredl. stünckents luedä, warumb hast mirs nit vonn gsait,
i hät den wurstl nöt anlassn ehendä zrissen pfaid.

dudl gredl, baum di nöt so stark auf,
sünst schled mit dir herumb rauf.

[12] **gredl** was? du gaifferter faumlöffl, du alts rafflscheidt,
herauß wans guraschi hast, i bi scho breith.

altercantur.

Hans Wurst. was ist das, gehts ä so zue, wan bin nöt zhaus?
nur gschwindts hörts auf und gebts ä ruehe
odä ich schlag auf beede mit fäustn zue.

gredl. mein wursthanserl, weills no bist da, i ho scho gmaint,
der toifl hat di gholt, ho zächä wie welschnus gewaint.[31])

Hans W. ös narn, beym toifl ists lusti sein,
hot uns gführt biß in china hinein.

gredl. o wurstl häts mi fein ä mitgnohmä,
wäri zum chinesischn koisä kommä,
hät könna sein leibwascherin wärn.

Hans W. was thät dä koisä mit ä so stüncketen bärn:
Er hot wohl schönerne maidln alß du bist,
du wäst schled dägegn ä hennafist.
gelt, knofflwoferl, wür hobn gsehn sachä,
das ins vor verwunderung thät d' hosn krachä:
gold, silber, perln, edlgstain, und purzalain,
schönste palläst, und hausä grosß und klain.

[12v.] **knofflwoferl.** i i i i mi nö nö nöt gnug vä vä vä wundern ko
dä dä dä koisä moa moa moas sein ä ä ä reichä mo.
wo wo wo wolt gern sei sei sein nachtkini sein,
i i i ihm gern dä dä däs heisl rauhmä allein.[32])

---

[30]) Über die frühen und engen Beziehungen der Jesuiten zu China vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., 3. Bd., S. 151 ff. Im Volksbuch gelangt Faust auf seiner Weltfahrt in alle erdenklichen Länder, nur nicht nach China. — [31]) »hab Zächer (= Zähren, Schmeller II 1100([so groß] wie Welschnüsse geweint.« Im Straßburger Puppenspiel (Kloster V 860) sagt Hanswurst: »es hat sich gar niemand über mich erbarmen wollen, als der alte Schimmel, dem seyn die Thränen das Hinterviertel herabgerollt, accurat wie Pomeranzen so groß.« — [32]) Eine beliebte Unfläterei des Hanswurst vgl. Wiener Haupt- und Staatsaktionen I (Schriften des Literar. Vereins in Wien, Bd. 10), S. 458, Anm. 6.

Catastrophe.
vel actus tertius infelicis
Exitus.

Scena 1.

Thraurige unterredung Fausti mit dem Wagner.

Fauste liebster Practicant Wagner, mein praxis kommt entlich zum endt, ich werde mich von dir scheiden miessen.

Wagner. gleich einen Donnerstrall schlagen mich dise wort nider; hab ich Se Excellenz so sehr wider mich aufgebracht, das Sie meine persohn nit mehr gedulden wollen?

Faustus. ach nein! meine liebe nahmme zu mit ihr thren, wie der tag mit der Sonnen: aber nunmehr will es mit mir spatt abent [32a]) werden. [13] ach mich unseeligen Faustum! lassatus sum in via iniquitatis, ambulavi via difficiles,[33]) et lumen veritatis non illuxit mihi.[34]) mein verruechtes gewüssen zwinget mich gleich dem verzweifleten könig antiocho aufzurueffen: in quantam tribulationem deveni, et in quos fluctus tristitiae, in qua nunc sum, qui iucundus eram, nunc reminiscor malorum quae feci, et ecce pereo prae tristitia magna.[35]) Die stundten meiner wollüsten, zauberstücken und Bosheiten sein wie ein reissenter bach verrauschet. eheu actum est de me conclammatum est! maior est iniquitas mea! quam ut veniam merear. [36])

Wagner. pfui, hin weck mit cainischen verzweifflungsworden! Die unendliche barmherzigkeit gottes yberschwäret alle laster; weit anderst redet gott durch seinen propheten: auferte malum cogitationum vestrarum ab aulis meis, quiescite agere perversae. et si fuerint peccata vestra ut coccinum, quasi nix dealbabuntur, et si fuerint rubra quasi vermiculus, alba erunt.[37]) Dismas hat am creutz vor lezten abtruck gnad und das paradeyß erhalten,[38]) David hat mit einen einzigen reumithigen wort peccavi, Magdalena durch [Lücke!] [13 v.] der verlohrne Sohn durch demittige beicht vätterliche Huld erworben. auch Seine Excellenz können dise erlangen. hab ich bishero Eur Excellenz in der Sünd gefolget, folgen Sie mir in der bueß, zu welcher mich wende.

Faustus mein Wagner, deine maihnung, deine ermahnung ist gutt! folge du solchen, aber bey mir ist es zuspatt: poenitentia sera raro vera. bitte gott vor mich, und lasse mich mir selbsten yber.

abit Wagner.

[32a]) *Weidmann*, S. 54: Faust, es wird Abend — O schreckbarer Abend! — Welch eine himmlische Warnung! — [33]) *Sapientia* V 7: Lassati sumus in via iniquitatis et perditionis, et ambulavimus vias difficiles; viam autem Domini ignoravimus. — [34]) *Sapientiae* V 6: Ergo erravimus a via veritatis, et justitiae lumen non luxit nobis. — [35]) I. *Machab.* cap. VI, 13: et dixi in corde meo: In quantam tribulationem deveni, et in quos fluctus tristitiae in qua nunc sum, qui iucundus eram et dilectus in potestate mea! 12. Nunc verò reminiscor malorum quae feci in Jerusalem, unde abstuli omnia spolia aurea et argentea quae erant in ea, et misi auferre habitantes Judaeam sine causa 13 Cognovi ergo quia propterea invenerunt me mala ista; et ecce pereo tristitiâ magnâ in terra aliena. — [36]) *Genesis* IV 13: Dixitque Caïn ad Dominum: Major est iniquitas mea, quam ut veniam merear. [37]) *Isaias* I 16: Lavamini, mundi estote, auferte malum cogitationum vestrarum ab oculis meis, quiescite agere perversè. *Isaias* I 18: . . . . si fuerint peccata vestra ut coccinum, quasi nix dealbabuntur; et si fuerint rubra quasi vermiculus, velut lana alba erunt. — [38]) *Zingerle* V. 733 f: »lass mich wie magdalen in voller Reye sterben, las mich wie Dissmas auch das Baradeise erben.« zu »abtruck« vgl. *Zingerle* V. 359. 743.

Scena 2 da.

Faustus allein.

ach mich unglückseeligen, ewig verruchten Sünder! quomodo habitare potero cum ardoribus sempiternis perdurare in igne devorante in aeternum.[39]) Der laster greul ybersteigt die haar meines haubts. ich mueß verzweifflen an gottes gnad und barmherzigkeit.

eccho submissa voce: barmherzigkeit.

wie, Barmhertzigkeit! redet der himml oder spottet die höllen? nein, nein, rede wer wolle, alles ist ohnmöglich.

eccho möglich

[14] was, möglich! solte mir die gnaden porten noch stehen offen?

eccho offen

offenstehen! mir der himml verschlossen sein annoch nit?

eccho noch nit

was solle dises sein! kan ich dan noch verzeihung erlangen?

echo erlangen

wie, erlangen! so rueffet wohl selbsten gott, das ich nit verweille?

echo eyle

das gschreu meiner Sünden hat sich wie der Sodomiter biß zum himml erhoben, verstockt wie Pharao, flüchtig wie cain, verzweifflet wie Judas, ware ich, und ich solte annoch können gnad hoffen?

eccho hoffen

so ist dann die Barmherzigkeit gottes unendlich?

unendlich

und alß alle meine missethäten noch grösser?

grösser

seye es, vermaledeute Höllengespenster, ich künde euch den dienst auf, ich verfluech, und widerruffe meine dem Lucifer gemachte verzweifflete Seelenverpfändung. cor contritum et humiliatum Deus non despicies![40]) verschone, ach verschonne barmherzigigster gott [durchstrichen: nihme] und alß ein mildreichister vatter deinen verlohrnen ruckkerenten Sohn mich nihme auf!

ich nihme auf

Mephistophiles Fauste, undanckbahrer Fauste! was höre ich? ändere [14 v.] alsobald dein thorrechtes seuffzen, oder ich zerreisse dich an der stell in tausent stücken. maior est iniquitas tua quam ut veniam merearis. eitl ist all dein seuffzen und hoffen.

Faustus. wo seint dan die strück, das ich mich ertrossle, und mein verpostes ingeweyd zur höllen ausschütte? wo messer und dolchen,[41]) das mir mein vermaledeutes Herz abstosse? ich eyle in nächsten bronnen mich zu ersauffen.

abit cito.

Mephist. eyle nur hin Fauste! mir ist gnueg, dich auf ein neues in denen verzweiflungsmaschen verwücklet zu haben. suech dich umbzubringen, ich aber wird es verhinderen. ich, Mephistophiles, mueß auch dein hencker und mörder sein. Höllencameraden, khommt herbey und lasset unß ob den gwihn diser Seelen erfreuen.

saltus daemonum.

---

[39]) *Isaias* XXXIII 14: Conterriti sunt in Sion peccatores, possedit tremor hypocritas. Quis poterit habitare de vobis cum igne devorante? quis habitabit ex vobis cum ardoribus sempiternis? — [40]) *Psalm* L 19: . . . cor contritum et humiliatum, Deus, non despicies. — [41]) *Zingerle* V. 781: »bring dolchen, stricke, gift zu Ewig heüsser Qual.«

Scena 3.

Hans Wurſt, Melchäſtoffl

Hans W. wo wär i eitz des Fausts ſein toifl den Melchäſtoffl antreffä?

Mephiſtophiles wen ſuechts, du ertzgrober baurenknecht?

Hans W. biſt du dä Melchäſtoffl? wär mir ſcho recht.

[15] Mephiſtophiles. was wilſt dan, du einmarginierter flegl?

Hans W. nöt vill flegl, oda i zaig dir ä andern ſchlögl!

Mephiſtophiles. ſchwaig, oder ich dich in tauſent ſtück zerreiſſ.

Hans W. was, du mi zreiſſn? du **generalfeldmarchall** yber
alle kolnbrenner, du ſchmuziger ſchierhäckl,
du grunzentes ſpoſäckl, du mi zreiſſen?
gehe probiers, i will dir auf d' naſn [durchgestrichen: beiſſen] ſchmeiſſn!
ſchau, da hintn in dä hoſn ho i ä luckä,
konſt es kuſſen, konſt eini guckä!

Mephiſtophiles hät ich den gwalt yber dich,
wolt fertig gleich ſein ich.

Hans W. den gwalt konſt glei [haben] yber mein ſeel,
verſchon den armen narn, den Faust, führn nöt in d' höll;
züttert der arm tropff, alſ wannä den ſchwindl hät!
ſchau: 3 Seel vor di ſein gib i dir ſchled;
hui wochaſtoffl, gredl, dudl laſt enk ſehn,
villeicht thuet ſi der herr toifl aufn tauſch ehenter verſtehn.
ſchau [durchstrichen: wohl] wochaſtoffl, diſer groſmächti herr,
gelt du ſchenckts ihm dein ſeel, wan ers begehr?

wochäſtoffl ia, ia, ia, ös ös öſ öſ bleit darbey,
i i i ihm mei mei mei ſeel gib glei.

[15v.] Hans W. gredl, dudl, es gebt auch ös gebt euhre ſeeln ä därzue,
ſo iſt der tauſch gmacht, 3 vir aine iſt wärlä gnue.

gredl. was, i ſoll gebn dem toifl mein ſeel?
nä, nä, mag nöt, möcht ers führn in d' höll.

dudl i gei die mein ä nöt her,
mächt er mirs zruckgebn nihmrmehr.

Hans W. ös narn ös, in dä höll könſt ia recht luſti ſein,
könſt freſſn ſchwarzä ſchunckä, roſtbrädln,
ſieſſz ſchlangägifft, drakngaal ſchänkt man ein.

gredl ſetläs gſchlämp mag i nöt ſauffä,
geh, dudl, wür davo gſchwind lauffä.

Hans W. ſey halt zfridn mit dä mein, und wochaſtoffls Seel,
vor meines Herrn Fausl haſt gleiwohl zwey,
kanſt führn in d' höll.

Mephiſtophiles. mein groſſher, der Lucifer, verlangt des Fausti ſeel,
nit die euhre, diſe mueſ ich ihm bringen gar bald in d' Höll.

[Hans W.] dein herr mueſ gwiſ in kopff habn ſtroh,
däs er 2 ſeeln vor aine nöt will nehmä o.

Mephiſtophiles abiens. deine ſeel ſeinr zeit will holn auch ſchon.

Hans W. zeig dir d' feign, weit von ſchuſſ iſt gutt davon

abit.

[16] Scena 4 et ultima

Faustus, daemon, mors.

Mors. Fauste, Fauste, cantatum satis est frangitur barbitos. die zeit ist verflossen, dispone domui tuae, quod morieris et non vives.[42])

Faustus. o mors quam amara est memoria tua![43]) ist dan der bueß, der gnad kein Zeit mehr?

Mors. nein tempus non erit amplius.[44]) gott hat dich gerueffen, du hast nit gwolt, so wird er izt zu deinen untergang lachen.

an der vhr schlagst ein virtl.

daemon intra scena

Fauste Fauste accusatus es!

Faustus. wie! angeklagt und wegen unzahlbahren zauberlasteren angeklagt! von denen teufflen selbsten angeklagt! o ihr büchl und berg bedecket mich,[45]) ihr ergrimmte elementen verzähret mich, ihr pliz und donner, in staub und aschen verbrennet mich![46])

die uhr schlagt halbe

daemon intra scena

Fauste! Fauste! Iudicatus es.

Faustus. auch verurtheilet. hat gott den gerichtlichen stab wider mich gebrochen, gott dessen ein-sprechungen ich veracht̃et, dessen anerbothene gnad ich misshandlet, dessen [16 v.] gebott ich yber-tretten, dessen nahmen ich gelästeret, dessen drey Einigkeit ich verlaugnet, dessen Heiligkeit ich vermaledeuet, meine von ihme zu seinen ebenbild erschaffene, mit seinen blut und Todt so theur erkauffte seel von ihme abgetrennet, und der höllen verpfändet!

die vhr schlaget 3 virtl.

daemon intra scenam

Fauste Fauste condemnatus es!

Faustus. auch verdammet bin ich! o elend! o iamer! o unhayl! o greul! was donner wort seint dise! o wehe, o ewiges wehe! o feurige, in haissbrennenten flammen ihmer aufwallente, in ewigen finsternusen behaarente, in ihmerwährenten toben, wietten, peinen, qualen, schmerzen, folteren, heulen, wainen, seufffzen, zähnklapern, verzweifflen sich umbwelzente ewigkeit! o grau-same höllenpful ohne Trost, ohne hilf, ohne Linderung, ohne end! in keiner anderer gesel-schafft alß der verzweifflenten unter dem zischen und gebrüll der höllischen dracken und schlangen, unter grausamisten gespenstern, teufflen, tyranen auf feurigen rost und bratpfahnen in ihmerwahrenten durst und hunger, brenent und bratent wie wittige Hund an kliennten [Ketten] angefesslet ewig ewig ewig leiden! o elend ohne end! o was grausames, vermaledeutes, ver-zweiffletes, allerschrakbahristes orth ist die höll!

[17] die vhr schlagt vir viertl, und entlich 12.

daemon apparens.

Fauste pack zusam, die zeit ist aus.

Faustus. o zeit! o ewigkeit! weillen dan kein hilff, kein mitl mehr ist, so seys! verflucht die stundt und augenblick, da ich empfangen, gebohren worden, verflucht die mutterschooß, so mich ge-tragen, das tagliecht, so ich angesehen. verfluecht vermaledeut, was himml und [gestrichen: h]

---

[42]) *Isaias* XXXVIII 1: .... Dispone domui tuae, quia morieris tu, et non vives (zu dem kranken König Ezechias). — [43]) *Ecclesiasticus* XLI 1: O mors, quam amara est memoria tua homini. — [44]) *Apocalyps.* X, 6: ... quia tempus non erit amplius. — [45]) *Zingerle* V. 772: »ihr berge falt auf mich, ihr fölßen deckt mich zu.« — [46]) Ebenda, V. 775: »blüz, donner, hagl, feur solt aus den wolcken dringen.« V. 778: »das feur verzehre mich.«

erd in ihren bezürck einschlisset. verfluecht gott, der mich erschaffen und erlöset, verfluecht, vermaledeut meine unsterbliche Seel! kommet, kommet, ihr teuffl! eylet ihr höllfurien, reisset solche herauß auf meinen verruechten und vermal[ed]euten ingewayd!

abripitur a daemonibus

o elendt! o iamer! o marter! o pein! o feurige Ewigkeit! o unaufhörliche, unglückseligkeit!

Prologus

So vorauß solte gestellet sein.

Spectatores Religiosissimi.

Faustus, iener den nahmen nach zwar glückseelige, in der that aber unglückseeligiste Wittenbergische Doctor und Ertzzauberer, wird an der anheunt eröffneter Schaubihne auftretten, [17 v.] alle zulehren mit seinen Beyspihl: wie ybl und bitter es seye, gott den Herrn verlassen und dessen keine forcht mehr haben. Es wollen zwar einige minder erfahrne unglückseelige geistliche Comici, wie es einer betitlet, allzustreng an die reglen Aristotelis anhalten, und eine Scen sche action vorzustehlen, so der gschicht nach in 2 oder 3 stundten abgeloffen, da Sie doch den werck nach weit auf der lais[47]) tretten, hierinfahls mit denen artzten und marckschreueren einstimment, so mit ihrer schönen margarith und spihlewerck auf allen Stattmärckhen herumbziechen, also auch wie allzubekant, ihr Scholastische Endts omedi dises iahr in diser, in anderen iahr in einer anderen Statt als einen alten wohl 50 iährigen Schlendrian aufführen, und doch vor grosse Lehrhansen paßieren wollen, sich selbsten sehr betriegent, als wären der gschicht nach, wie Sie es doch vorstellen, lange rahtbschlagung, grosse gesandtschafften, kriegsrüstungen, fridensstüfftungen, belagerungen, schlachten, triumphierliche einzug geschehen. wer sicht nit hier das diser schwartzen scharfschützen absehen himmelweit von dem scheiben centro abgewichen, weillen ihr gwähr nur mit gringen und groben pulver geladen war. will es also mein Herr Comicus mit denen mehr einsichtigen, bevor welschen operisten halten, welche gwis mehr dan iene erfahren, in ihren vill 1000 gulden kostenten und mit allgemeinen beyfahl auch höchster fürsten und Potentaten ihre schauspihl vorstellen, und wo nit eine ganze gschicht, doch zihmliche haubttheil dessen unter die augen legen. das zur nothwendigen vorbericht.

Spectate, favete, valete.

Miszellen.

Zu K. Heinemanns Goethe-Ausgabe Bd. 10, S. 462. Unter den Anmerkungen zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ in K. Heinemanns Goethe-Ausgabe Bd. 10, S. 459 ff. bedürfen S. 462 folgende zwei einer Berichtigung:

1. »S. 428, Z. 5. Hier ist ein Goethescher Zusatz offenbar; denn der Agathon (1766—1767) ist erst nach dem Tode des Fräuleins v. Klettenberg erschienen.« Fräulein v. Klettenberg hat das Erscheinen von Wielands Agathon erlebt; sie starb am 13. Dezember 1774. Im Sommer 1774 sah und sprach sie noch Lavater auf seiner berühmten Emser Reise, wovon ja in „Dichtung und Wahrheit“ und ausführlich in Lavaters Tagebuch erzählt wird.

2. »S. 433, Z. 4. Ein Gedicht der Klettenberg auf Fresenius' Tod findet sich bei Lappenberg, S. 123 ff.« Das hier angeführte Gedicht hat nicht die schöne Seele, sondern deren jüngste Schwester Maria Magdalena zur Verfasserin, was übrigens Lappenberg a. a. O. (Reliquien der Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg S. 122, 129, 231) richtig angibt. Susanna Katharina hatte sich schon frühzeitig von ihrem geistlichen Lehrer Fresenius entfremdet. Sie schreibt den 20. Dezember 1764 an Trescho: »Ich habe mich im Aufang meiner Erweckuug der Räte des sel. Fresenius bedient, allein in die Länge wollte es nicht gut tun.«

Gernsbach. Heinrich Funck.

Nachträge zum Zingerleschen Faustspiel (»Chronik«, XXV, Nr. 5, S. 34 ff.) V. 345 f (vgl. die Anmerkung dazu) dürfte auf Marlowe (Pandora-Ausgabe S. 66) zurückgehen: Wagner: Ja Kerl, ich will dich lehren, dich zu verwandeln in einen Hund, oder in eine Katze, oder was du sonst willst. Rüpel. Ein Hund, eine Katze, eine Maus, eine Ratze! O braver Wagner!

V. 134: Hofrat Prof. Dr. R. M. Werner macht mich darauf aufmerksam, daß Ronnen hier offenbar Rote Rübe (beta vulgaris rubra L.) bedeutet. Schmeller II 103 (nicht 211, wie es irrtümlich im Alphabetischen Register S. 1293 heißt).

[47]) Vgl. Studien zur vergl. Literaturgeschichte III. Bd. S. 58.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK

des

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. Wien, 20. November 1912. Nr. 3—4.

INHALT: Unsere Toten: Dr. August Nechansky — Dr. Alfred Freiherr v. Berger — Dr. Jakob Minor. — Aus dem Wiener Goethe-Verein: Die XXXII. ordentliche Jahres-Vollversammlung — Neue Mitglieder — Rechnungsabschluß für 1911. — Vor hundert Jahren. Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern von Dr. R. Payer v. Thurn.

Unsere Toten.

Seit die letzte Nummer der »Chronik« ausgegeben worden ist, hat der Tod eine reiche Ernte gehalten unter jenen, die dem Wiener Goethe-Verein besonders nahe gestanden sind.

Am 24. Juli 1912 starb

Dr. August Nechansky,

der vom 14. Mai 1901 bis zu seinem Tode das Amt des Kassiers mit besonderer Sorgfalt und Treue verwaltet hat. Dr. Nechansky hat nicht nur die mitunter gar nicht leichten administrativen Aufgaben seines besonderen Amtes mit Umsicht und Geschick erfüllt, sondern auch zur Erreichung des allgemeinen Zieles des Wiener Goethe-Vereins sein redlich Teil beigetragen. Er hat wiederholt Vorträge gehalten, die jedesmal wegen ihres rednerischen Schwunges und der sympathischen Persönlichkeit den lebhaften Beifall einer zahlreichen Zuhörerschaft fanden. Am 27. Februar 1904 sprach er über »Mephisto« (»Chronik«, XVIII. Band, S. 25 ff.), am 24. Februar 1906 über »Goethe in der Darstellung von Möbius«, am 5. November 1909 brachte er Mitteilungen »Aus dem Leben der Frau Rat« (»Chronik«, XXIV. Band, S. 19 f). Auch an Bodes »Stunden mit Goethe« hat er gelegentlich mitgearbeitet.

Dr. August Nechansky war als der Sohn des fürstlich Liechtensteinschen Hofrates Rudolf Nechansky am 17. Juli 1851 in Wien geboren. Von seinem Vater hat er den gewissenhaften bureaukratischen Zug, die Charakterstärke und Treue der Gesinnung, die er später im politischen Leben betätigt hat, von der Mutter, einer Landwirtstochter, den Sinn für Poesie und Naturschönheit geerbt. Im Jahre 1882 wurde er Advokat, 1890 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderat, in dem er bis zum Zusammenbruch des liberalen Regimes im Jahre 1900 seine ganze Kraft und seine rednerische Begabung in den Dienst der freiheitlichen Ideale gestellt hat. Selbst dichterisch veranlagt, hat er im Jahre 1906 ausdrücklich nur »Seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden« ein Bändchen seiner Dichtungen gesammelt, das manches fein Empfundene und formell Vollendete enthält.

Am 24. August starb

Dr. Alfred Freiherr v. Berger,

der hochverdiente Direktor des Hofburgtheaters. Er hat am 20. März 1891 einen Vortrag über »Eine juridische Frage aus Goethes Faust« gehalten (»Chronik«, V, 17 f.) und vom 21. Oktober 1894 bis zu seinem Abgange nach Hamburg im Jahre 1897 als erster Schriftführer fungiert.

Der schwerste Verlust, der den Wiener Goethe-Verein treffen konnte, war der Tod unseres Ehrenmitgliedes

Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor,

der am 7. Oktober d. J. von uns gegangen ist, nach mehr als halbjähriger Krankheit, die er, den unvermeidlichen Ausgang klar vor Augen, mit stoischer Ruhe ertragen hat.

Was Minor für den Wiener Goethe-Verein bedeutet hat, haben wir in dem Schreiben vom 23. November v. J., in welchem ihm seine Ernennung zum Ehrenmitgliede mitgeteilt wurde, auszusprechen versucht:

Hochverehrter Herr Hofrat!

Im Laufe dieses Jahres ist ein Vierteljahrhundert vorübergegangen, seit dem Tage, an welchem Sie zum ersten Male in unserer Mitte erschienen sind, um mit uns die Angelegenheiten des Wiener Goethe-Vereins zu beraten und zu fördern. Ihre Tätigkeit im Ausschusse des Wiener Goethe-Vereines läuft also parallel mit Ihrer Wirksamkeit an der Wiener Hochschule, an der Sie damals das Erbe eines Wilhelm Scherer und Erich Schmidt nicht nur als treuer Hüter, sondern als sorgsamer und erfolgreicher Mehrer des alten Ruhmes angetreten haben.

Während dieses langen Zeitraumes haben Sie jederzeit gern Ihre reichen Kenntnisse und Erfahrungen uneigennützig in den Dienst unserer schönen Aufgabe gestellt.

Ganz besonders müssen wir es Ihnen aber danken, daß Sie im Jahre 1894, vor nunmehr 17 Jahren, als der Goethe-Verein durch den Rücktritt Schröers in seinem Lebensnerv getroffen schien, mit dem ganzen Ansehen Ihres Namens und Ihrer richtunggebenden Tätigkeit in die Bresche getreten sind, vor allem die »Chronik«, auf deren 25 Bände der Verein heute mit Stolz zurückblicken kann, wieder in die Wege geleitet haben und dem von Ihnen vorgeschlagenen Redakteur mit Rat und Tat an die Hand gegangen sind. Öfter noch, als Ihr Name in der »Chronik« erscheint, sind ihr in der Folge wichtige und umfangreiche Beiträge anderer auf Ihre wirksame Empfehlung hin zugeflossen.

In diesen 17 Jahren haben Sie ferner durch die Leitung des Vortragswesens einen wesentlichen Teil der statutenmäßigen Aufgaben des Vereins unter schwierigen Verhältnissen in glänzender Weise gelöst.

Seiner dankbaren Anerkennung dieser fünfundzwanzigjährigen, von den besten Intentionen getragenen und von den schönsten Erfolgen gekrönten Tätigkeit äußeren Ausdruck zu geben, hat der Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins in seiner Sitzung vom 14. November d. J. Sie zum

Ehrenmitgliede

im Sinne des § 4 der Statuten ernannt.

Von diesem Beschlusse erlaubt sich der Unterzeichnete Euer Hochw. mit der Bitte in Kenntnis zu setzen, dem Wiener Goethe-Verein auch in Zukunft Ihre wohlwollende Fürsorge nicht vorenthalten zu wollen.

Für den Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins:

Dr. Ruß m. p.

Minors Persönlichkeit und wissenschaftliche Bedeutung ist bis jetzt von berufener Seite gewürdigt worden: von Alexander v. Weilen (»Wiener Abendpost Nr. 233 vom 9. Oktober), Stephan Hock (»Neue Freie Presse« Nr. 17292 vom 13. Oktober), Oskar Walzel (»Frankfurter Zeitung« Nr. 286 vom 15. Oktober, Erstes Morgenblatt), Jonas Fränkel (»Neue Zürcher Zeitung« Nr. 285 u. 286 vom 13. u. 14. Oktober).

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Die XXXII. ordentliche Jahres-Vollversammlung

wurde Freitag, den 22. März 1912, im Anschlusse an den Vortrag des Herrn Dr. Oskar Ewald über Goethe und Kant unter dem Vorsitze des Ersten Obmann-Stellvertreters Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Viktor W. Ruß abgehalten. Der vom Ersten Schrifttührer Dr. Hermann Brüch erstattete Jahresbericht sowie der Rechnungsabschluß des Kassiers Dr. August Nechansky, der von den beiden Revisoren Dr. Immanuel Brüch und Prof. Ignaz Pölzl geprüft und richtig befunden worden war, wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen. Da sowohl Dr. Hermann Brüch, wie Dr. Nechansky durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhindert waren, referierte im Auftrage des Vorsitzenden Dr. R. Payer v. Thurn über Jahresbericht und Rechnungsabschluß.

Dem Jahresberichte entnehmen wir, daß im Winter 1911/12 drei Vortragsabende veranstaltet wurden:

Am 14. November 1911 sprach Privatdozent Prof. Dr. Eduard Castle über »Plan und Einheit der ersten Konzeption des Goetheschen Faust«. Der Vortrag ist vollinhaltlich abgedruckt in der Nr. 6 des XXV. Bandes der »Chronik«.

Am 10. Februar 1912 sprach Dr. Hans Effenberger über »Goethes Lyrik in der Entwicklung der Liedkomposition«. Illustriert wurde dieser Vortrag durch eine Reihe von Liedern: 1. Herzogin Anna Amalia: Veilchen (1776), Mozart: Veilchen (1785). Beethoven: Wonne der Wehmut (1810). 2. Schubert: An den Mond (1815). Brahms: Dämmrung senkte sich von oben. Zelter: Wer sich der Einsamkeit ergibt (1795). Hugo Wolf (Derselbe Text). 3. Schubert: Mignon. »So laßt mich scheinen« (1821). Liszt: Mignon. »Kennst du das Land . . .« Hugo Wolf (Derselbe Text). 4. Schumann: Freisinn. Schubert: Geheimes (1821). Schubert: Schwager Kronos (1823). Löwe: Totentanz. 5. Ansorge: Der du von dem Himmel bist. Vriesländer: Irischer Klagegesang. 6. Rich. Wetz: Kophtisches Lied. Max Brod: Brasilianisch, von denen Fräulein Grete Mayer die Gruppen 1, 3 und 5, die übrigen Konzertsänger Robert Korst in vollendeter Weise zum Vortrag brachte.

Der letzte Vortragsabend wurde wie alljährlich zur Erinnerung an Goethes Todestag Freitag, den 22. März 1912, abgehalten. Privatdozent Dr. Oskar Ewald sprach über »Goethe und Kant«.

Neue Mitglieder:

Gotha, Bibliothek des herzoglichen Hauses.
Hünich Fritz Adolf Dr., Gautzsch bei Leipzig, Ritterstraße 1.
Kettner Gustav Dr. Professor, Weimar, Bismarckstraße 19.
Koppay Josef, Prof., akad. Maler, IV., Goldegggasse 3.
Kuffner Wilhelm, XIX/1, Gymnasiumstraße 85.
Neureiter Ferdinand, stud. med., XVIII/1, Hochschulstraße 4.
Nunnenmacher v. Röllfeld Marie Edle, XVIII., Staudgasse 13.
Schaumann Franz v., k. u. k. Rittmeister a. D., Korneuburg.
Susanka Leopold, IV., Frankgasse 9.
Zeitler Julius Dr., Leipzig-Gohlis, Kaiser Friedrichstraße 3.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1911

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1910			2276	89
Effekten-Zinsen:				
a) von der Giselabahn-Aktie	20	—		
b) vom Theißlos	8	—	28	—
Zinsen der Postsparkasse:				
pro 1911			47	44
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	826	10		
b) beim Kassier	122	26		
c) beim Wissenschaftlichen Klub	24	—	972	36
»Chronik«:				
Subvention durch das Unterrichtsministerium	298	74		
für Verkauf von »Chroniken« durch Alfred Hölder	54	24		
dto. von Buchhandlung Ed. Beyers Nfg.	3	—		
dto. von Buchhandlung Saeng, Darmstadt	4	—		
dto. von der Mähr. Landesbibliothek	132	—	491	98
Guthaben:				
des Kassiers Dr. Nechansky .			7	84
			3824	51

Ausgaben:	K	h	K	h
Guthaben:				
des Kassiers ex 1910			20	14
des Wissenschaftlichen Klubs			103	25
»Chronik«			1053	08
Museum			221	02
Gebühren-Äquivalent			19	21
Diverse Auslagen:				
Beitrag an die Goethe-Gesellschaft in Weimar	12	—		
Porti für Mitgliedskarten, Versendung durch den Kassier	25	—		
Porti, Drucksachen, Remunerationen u. Manipulationsgebühren	309	95	346	95
Guthaben:				
bei der Postsparkasse samt Zinsen pro 1911: K 2013·42 + 47·44			2060	86
			3824	51

Bestand an Wertpapieren in Verwahrung des Kassiers:
1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale . . . . K 400·—
1 Teißlos Nr. 3449/81 Nominale . . . . » 200·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . . K 600·—

Dr. Immanuel Brüch
Rechnungsrevisor.

Prof. Ignaz Pölzl
Rechnungsrevisor.

Dr. August Nechansky
Kassier.

Vor hundert Jahren.

Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern.

Von **Dr. Rudolf Payer v. Thurn.**

Die folgenden bisher ungedruckten Berichte, welche einen intimen Einblick in das Badeleben von Karlsbad, Teplitz und Marienbad zur Zeit von Goethes Anwesenheit in den Jahren 1810, 1812 und 1822 gewähren, und in denen sein Name mehr als einmal vorkommt, stammen zum größten Teile aus dem Archiv der k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle, dessen Benützung zum vorliegenden Zwecke mir von Herrn Staatsarchivdirektor Univ.-Prof. Dr. Heinrich Kretschmayr auf das entgegenkommenste gestattet worden ist.

Die Berichte des Jahres 1810 konzentrieren sich auf die Person der Kaiserin Maria Ludvika Beatrix, deren Beziehungen zu Goethe Eugen Guglia in seinem Vortrage vom 15. Dezember 1893 (»Chronik«, VII. Bd., S. 42—45) so meisterhaft dargestellt hat. In den Kreis, der die Kaiserin umgab, führt uns mit einer Fülle von Anschauung R. M. Werners treffliches Buch »Goethe und Gräfin O'Donell« (Berlin, W. Hertz, 1884) ein.

Gleich der erste der unten mitgeteilten Berichte gibt ein recht lebendiges Bild von dem leutseligen Wesen der Kaiserin, das Goethe offenbar schon seit zwei Jahren aus einer mündlichen Schilderung der Marianne v. Eybenberg kannte (vgl. Tagebuch vom 29. Juli 1808), und das er in seinen Briefen aus dem Jahre 1810, an Karl August (Briefe, W. A., 21. Bd., S. 323, an Christiane, ebenda, S. 326, an Knebel, ebenda S. 328) nicht genug rühmen kann.

Wenn wir uns — namentlich bei dem letzten Marienbader Berichte von 1822 — erstaunt fragen: Wie kommt die österreichische Polizei in die Lage, so intime Details aus Goethes Privatleben berichten zu können? so gibt uns kein Geringerer als Karl August eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er schreibt an die Gräfin O'Donell (Werner, S. 57): »Göthe . . . dicktiert . . an zwey Schreibern, die er sich hier von der Polizey geliehen hat seine Lebens u. Liebes Geschichte, u. ist eben jezt an der Epoke Wo Er Ew. Excellenz — sah! er frägt mich dabey öfters um rath ob er auch nicht zu viel dem papiere anvertraue?«

Mag diese Bemerkung auch scherzhaft gemeint sein, so bleibt doch die Tatsache unbestritten, daß Goethe sich die Organe der österreichischen Polizei durchaus nicht immer geflissentlich vom Leibe gehalten hat. Im Gegenteil: aus dem dienstlichen Verkehre mit dem Polizeirate Ignaz Grüner in Eger entspann sich im Laufe der Jahre eine Art vertrauter Freundschaft, und mit dem Karlsbader Badeinspektionskommissär Josef v. Hoch, den er schon am 5. August 1808 an der Tafel des Herzogs von Gotha kennen gelernt und bei dem er am 28. August 1808 vor seiner Abreise von Karlsbad »wegen der Pässe« vorgesprochen hatte, unterhält er sich am 24. Mai 1810 »über verschiedene Wiener und Carlsbader Angelegenheiten«. Ein paar Tage darauf, am 31. Mai, erscheint »Herr von Hoch mit dem Ansuchen eines Gedichts bezüglich der Ankunft der Kaiserin«, am 30. Juni verzeichnet das Tagebuch wieder einen Besuch Hochs, und am 25. Juli 1810 geht Goethe »Auf der Wiese spatzieren. Mit Herrn von Hoch und einem jungen Manne aus Wien, der einen Gruß von Friedrich Schlegel brachte«.*)

Das Gedicht auf die Ankunft der Kaiserin, um dessen Abfassung Hoch am 31. Mai ersucht hatte, war nach Angabe des Tagebuches schon am 2. Juni vollendet und am 3. gedruckt unter dem Titel: »Ihro Majestät der Allerdurchlauchtigsten Frau Frau Maria Ludovica Kaiserinn von Oesterreich am Tage Ihrer höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad — allerunterthänigst überreicht von der Karlsbader Jugend den 6. Juny 1810.« (Ein Exemplar auf Atlas gedruckt in der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek Nr, 14928)

Nicht so gut wie Hoch in Karlsbad, dem ein berühmter Dichter zur Hand war, ging es seinem Kollegen in Teplitz, dem k. k. Rate und Polizei-Oberkommissär Eichler. Dieser berichtet über den Empfang der Kaiserin in Teplitz am 23. Juni 1810:

»Von der untersten Stiegenstaffel bis gegen das Appartement Ihrer Majestät bildeten 60 Mädchen aus der Stadt, weiß gekleidet mit Guirlanden von Eichenlaub, eine Reihe zu beiden Seiten, welche Blumen streuten, und wovon ein Mädchen ein gedrucktes Bewillkommungsgedicht, und das andere einen Blumenstrauß, auf dessen Band gleichfalls ein Gedicht ab-

*) Josef v. Hoch, von dem die meisten der folgenden Berichte herrühren, war ein Bruder des Theater-Direktors Leopold von Hoch, der in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren die Bühnen von Prag, Brünn, Baden bei Wien und Preßburg geleitet hat. Er wurde 1813 Polizeidirektor und Stadthauptmann in Linz, und 1823 als Nachfolger des zum wirklichen Hofrate bei der geh. Hof- und Staatskanzlei ernannten Joachim Freiherrn von Münch-Bellinghausen, eines Oheims des Dichters Friedrich Halm, Gubernialrat und Stadthauptmann in Prag, 1836 erhielt er den Hofratstitel, 1837 wurde er zur Obersten Polizei- und Zensurshofstelle in Wien einberufen und starb 1840.

gedruckt war, Ihrer Majestät in tiefster Ehrfurcht zu überreichen die höchste Gnade genossen hat . . .

»Die Gedichte werden sub Nr. 1, 2, 3 und 4 gehorsamst beigeschlossen und in Hinsicht jener sub Nro 1, 2, 3, die ich selbst in aller Eile und bei dem Mangel an Zeit fast im Schlafe verfertigen mußte, um gnädige Nachsicht gebeten.«

1810

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät die Kaiserinn sind gestern nirgend gewesen, und kamen abends um 7 Uhr nur in den Schloßgarten, wo die Frau v. Brösigke aus Leipzig*) mit einigen Freundinnen eben beim Theetisch saß. Ihre Majestät geruhten dort Platz zu nehmen, und zu fragen, wer die Hausfrau von dieser Gesellschaft mache, worauf sich Frau v. Brösike durch die Frau Obersthofmeisterinn Gräfin v. Althann präsentieren ließ. Aus dieser kleinen ward bald eine große Gesellschaft, bei welcher Ihre Majestät bis 8 Uhr blieben, dann sich in den Saal begaben und bis halb 10 Uhr Sich mit Räthseln oder Charaden unterhielten.

Allgemein aber heißt es, daß ihre Majestät sich hier in Teplitz sehr ennuyren, und den Aufenthalt in Karlsbaad vorziehen. — Ein gleiches sagten mir des Herrn Obersthofmeister Grafen v. Althan Exzellenz selbst. Der Fehler scheint darinn zu liegen, daß Ihre Majestät nicht genug Menschen sehen, da doch die Liste um die Helfte mehr zeigt, als in Karlsbad. Folgende zwey allerhöchste Außerungen scheinen dies zu bekräftigen. Als Ihre Majestät Sonntags nach Topperlburg kamen, sagten Sie: Es ist hier schön, allein ich finde keine Leute. — Prinz Deligne antwortete: Heute ist der Zutritt für Alle verboten, denn dieser Belustigungsort ist nur Mondtags und Freytags fürs Publikum offen. — Da thut es mir leid, versetzten Ihre Majestät, daß man mich an einem verbotenen Tage anher geführt hat.

In der vorgestern im Schloßsaal gegebenen französischen Komödie (: welche, wie man sagt, auf die Gegenwart der jungen Erzherzogin Leopoldine nicht gepaßt hat —:) bemerkten Ihre Majestät ebenfalls gleich, daß so wenig Kurgäste geladen, und Ihre Majestät fast einzig von dem gewöhnlichen Zirkel, in welchem die fürstl. Klarische Familie lebt, umgeben waren. Bei einer anderen Gelegenheit äußerten Ihre Majestät, daß man in einem Badeorte nicht immer den Stammbaum suchen müsse.

— — — — — — — — — — — — —

Teplitz den 27. May 1810. Eichler

*) Großmutter der Ulrike von Levetzow.

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät unsere allergnädigste Frau geruheten noch gestern Abends die im sächsischen Saale versammelte Gesellschaft der hier anwesenden Fremden in Begleitung Ihrer Kais. und Königl. Hoheit der Frau Erzherzogin Therese, des Prinzen Anton und der Prinzessinnen Maria Anna und Amalie von Sachsen mit Höchst Ihrer Gegenwart zu beglücken, wowei Höchstdieselbe sich besonders mit der Gräfinn Potocka gebornen Lubomierska auf die herablassendste Art unterhielten. Ihre Majestät geruheten auch den anwesenden Dichter Göthe Ihrer gnädigen Aufmerksamkeit zu würdigen, und durch Ihre geistvolle Huld zur höchsten Bewunderung zu verleiten.

. . . .

Heute geruheten Ihre Majestät das Schauspielhaus mit Höchst Dero Gegenwart zu beglücken, wo Dieselben von den sehr zahlreich versammelten Inn- und Ausländern mit dem lebhaftesten Freudenzuruf empfangen wurden. Es wurde das von Ihro Majestät selbst gewählte Lustspiel: Die Organe des Gehirns*) gegeben — nach dessen Beendigung Ihre Majestät sich unter Trompetenschall und lautester Freudensbezeugung aus dem Schauspielhause wieder in den Sächsischen Saal begaben, und die dort versammelte Gesellschaft mit Höchst Ihrer Gegenwart zu beehren geruheten.

Karlsbad am 7. Juny 1810.

Hoch.

Dieser Bericht wird vom Vizepräsidenten der Polizeihofstelle Hager am 13. Juni dem Kaiser vorgelegt, der ihn unter dem 12. Juli zu Laxenburg mit den Worten resolviert: Ich nehme diese Darstellung der Meiner Gemahlin erwiesenen Aufmerksamkeit zur erfreulichen Wissenschaft.

Erzherzogin Maria Theresia (1767—1827), die älteste Schwester des Kaisers Franz, war seit 1787 mit dem späteren König Anton von Sachsen (1755—1836) vermählt.

Maria Anna (1799—1832) und Amalia (1794—1870) waren die Töchter des Herzogs Maxmilian von Sachsen, des jüngeren Bruders des Königs Anton. Erstere wurde 1817 die Gemahlin des Großherzogs Leopold II. von Toskana, letztere ist als dramatische Dichterin unter dem Pseudonym Amalie Heiter aufgetreten (A. D. B. I, 383 f.).

Goethes Tagebuch verzeichnet am 6. Juni 1810: »Abends im Saal und der Kaiserin vorgestellt.« Am 7. Juni: »Abends im Saal, mit der Kaiserin gesprochen«.

*) Von Kotzebue. Leipzig, Kummer, 1806.

»Der Kaiserin Ankunft.«

(Weim. Ausg. I. Abt. 16. Bd. S. 311 ff.)

Euer Exzellenz!

Heut zwischen zwei und drei Uhr trafen Ihre Majestät unsere allergnädigste Kaiserin begleitet von den Segenswünschen des auf dem ganzen Straßenzuge zugeströmten Volkes hier in Karlsbad glücklich ein.

. . . .

Noch größer war der Zusammenfluß von Menschen bei Karlsbad, wohin das Volk aus allen Gegenden und zum Theil schon Tags vorher eilte, um ja den Augenblick der Ankunft nicht zu versäumen. An der Gränze der Stadt erwartete in aller Unterthänigkeit der karlsbader Magistrat Ihre Majestät, Höchstwelche die allda in der Absicht in Bereitschaft gehaltene Portechaise um unsere angebetete Landesmutter sanft über die abwärts in die Stadt führende gepflasterte Straßenstrecke zu geleiten, zur gränzenlosen Freude der karlsbader Bürgerschaft auf die allerunterthänigste Bitte des Magistrats huldreichst anzunehmen geruhten.

Unter ununterbrochenem Freudengeschrey wurden Ihre Majestät von der Bürgerschaft herabgetragen und bestiegen sodann wieder den Wagen, um nach den während Höchst Ihres Aufenthalts in Karlsbad bestimmten Hause abzufahren, vor welchem eine Kompagnie von dem ausgezeichneten Graf Erbachischen Infanterieregimente als Ehrenwache aufgestellt war, an die sich das den Wagen begleitete Karlsbader Schützenkorps anschloß.

Am Eintritt des Hauses war das k. k. Militär, das Kreisamt, die Geistlichkeit und die übrigen Behörden versammelt um Ihre Majestät allerunterthänigst zu bewillkommen.

Im Hauße bis zum Eintrittszimmer des ersten Stockes bestreuten weis gekleidete mit Eichenlaube gezierte junge Mädchen unter dem ununterbrochenen Vivatruffen des Volkes die Stuffen der Treppe und vor dem Eintrittszimmer übergab auf weis atlassenen Küßen das eine Mädchen Ihrer Majestät einen Blumenstrauß, das andere das hier Euer Exzellenz ehrfurchtsvoll überreichende (sic!) von dem bekannten Dichter Göthe verfaßte Gelegenheitsgedicht

. . . .

Karlsbad am 6.ten Juny 1810.

Weyhrother.

Damit vergleiche man den Bericht Goethes an den Herzog vom 10. Juni 1810, Briefe W. A., 21. Bd. S. 321, 18 ff., und die Schilderung im »Österr. Beobachter« Nr. 46 vom 15. Juni 1810 (Werner S. 23 f.)

»Der Kaiserin Becher.«

(Ebenda S. 314.)

Gehorsamste Meldung.

. . . .

Nach geendigtem Gottesdienste besuchten gestern Ihre Majestät sowohl die Sprudelquelle als auch die übrigen Brunnen, und nahmen nicht nur selbe in genauen Aug enschein, sondern versuchten auch jede dieser Quellen. Der Becher, woraus Ihre Majestät zu trinken geruhet haben, wird zum steten Andenken dieses seit beinahe einem Jahrhunderte nicht stattgehabten glücklichen Augenblicks auf dem hiesigen Rathhause aufbewahrt.

. . . .

Heute Mittags wurde nebst den k. sächsischen Hoheiten, welche täglich bei Ihrer Majestät zu Tische speisen, auch der in verflossener Nacht hier angekommene Prinz Bernhard von Sachsen Weimar sammt dessen Kammerherrn dem Major v. Rühle zur Tafel gezogen, nachdem Selbe früher durch Se. K. Hoheit den Prinzen Anton Ihrer Majestät vorgestellt worden sind.

. . . .

Der Prinz von Weimar, welcher dem Allerhöchsten Erzhause Österreich von ganzer Seele ergeben zu seyn scheint, geht übermorgen bereits von hier nach Weimar zur Vermählungsfeyer seiner Schwester mit dem Erbprinzen von Meklenburg-Schwerin.

Karlsbad den 11. Juny 1810.

Hoch.

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach ist der jüngere Sohn Karl Augusts, vgl. »Chronik«, XXIII. Band, S. 24, Anm. 19. Goethes Tagebuch verzeichnet am 11. Juni: »Früh am Brunnen, mit der Gräfin Chotek auf und ab gegangen. Vorher beym Prinzen Bernhard. Kam derselbe hernach zu mir mit Herrn von Rühle«

Der Aufzug der Bergleute.

Gehorsamste Meldung.

Obschon die Witterung seit drey Tagen wieder nicht die angenehmste war, so hat sich doch das Wohlbefinden Ihrer Majestät der Kaiserinn seit dem 15. d. nicht geändert, und Allerhöchst Dieselbe äußern fortdauernd Ihre besondere Zufriedenheit mit dem hiesigen Aufenthalt.

Ungeachtet des ungünstigen Wetters geruheten Ihre Majestät dennoch am verflossenen Freitag Abends abermals die im sächsischen Saale versammelte Gesellschaft mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Samstags

— an dem letzten Tage der Anwesenheit Sr. K. Hoheit des Prinzen Anton von Sachsen, Ihrer K. Hoheit der Erzherzoginn Therese und der Prinzessinn Amalie von Sachsen unterhielten sich Ihre Majestät blos in dem Familienzirkel dieser höchsten Herrschaften, und am Abend ward bei Hof das Kotzebuesche Lustspiel der Wirrwarr gegeben, wobei Ihre Majestät selbst die Rolle der Frau v. Langsalm übernommen hatten.

Nach dem Soupée hielten die Bergleute der benachbarten k. Städte zur Bezeugung Ihrer Ehrfurcht und Freude einen feyerlichen Aufzug. Mehr als 700 an der Zahl hatten sich in dem nahegelegenen Dorfe Fischern versammelt, und zogen unter Anführung ihrer Beamten mit Anbruch der Nacht in ihrem Costume und mit den zustehenden Emblemen und Symbolen versehen — in drey aneinander sich anschließenden Chören mit dreyfacher Musik und fliegenden Fahnen über den Schloßberg nach Karlsbad ein, wo sie sich auf dem Platze vor der Wohnung Ihrer Majestät in einem Dreyecke aufstellten. Der Schall der Mörser und die außerordentliche Helle — welche die helleuchtenden Grubenlichter verbreitete — verkündigte schon in der Entfernung ihre Ankunft.

Nachdem sie die Ehrenbezeugungen gemacht hatten, wurde an einem in der Mitte des Dreyecks aufgestellten Felsen von zwey Häuern ihre Grubenarbeit vorgestellt, und als einer derselben den Felsen angebohrt, geladen und losgebrannt hatte, erschien plötzlich auf den erfolgten Schuß ein Transparent, worauf oben der österreichische Adler mit Ihrer Majestät Namenszuge und unter demselben die flammenden Worte standen: Dir danken wir unsere Erhaltung.

Etwas tiefer waren die Worte zu lesen: Es lebe unsere beste Landes- und erhabenste Bergmutter.

Ganz unten stand: Aus tiefster Ehrfurcht.

Trompeten und Paukenschall, und ein allgemeines tausendfältiges Vivat Sie lebe hoch – wobei das Schwingen der helleuchtenden Grubenlichter einen ganz besonders schönen Anblick gewährte — erscholl durch die Lüfte, und der Wiederhall der donnernden Mörser auf den Karlsbad umgebenden Bergen verkündigte den Jubel des versammelten Volks auch der ganzen umliegenden Gegend.

Zum Beschluß wurde der beigeschloßene Chor abgesungen, worauf die sämmtliche Mannschaft mit klingendem Spiele vor Ihrer Majestät vorbei defilierten und unter allgemeinem Jubel sich wieder aus der Stadt entfernten.

Ihre Majestät geruheten in Gesellschaft der bei Aller Höchst Derselben versammelten höchsten Herrschaften diesem Schauspiele mit Vergnügen bis an das Ende am Fenster zuzusehen, und dabei mehrmals Ihren allergnädigsten Beifall zu erkennen zu geben.

Gestern am Sonntage den 17. d. M. wohnten Ihre Majestät der Messe in der Dechanteykirche bei, wo sich das aus der ganzen umliegenden Gegend versammelte Volk an der erhabenen Andacht im höchsten Grade erbaute.

Abends beehrten Ihre Majestät die zahlreiche Gesellschaft auf dem Balle im böhmischen Saale mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart, und verweilten daselbst mit sichtbarer Theilnahme an dem allgemeinen Vergnügen bis um 10 Uhr.

Heute Vormittags besuchten Ihre Majestät das Gewölbe des Wiener Handelsmanns Franz Mayer, und besahen die darinn vorfindigen geschmakvollen innländischen Galanterie und Bronze Arbeiten.

Abends wohnten Ihre Majestät abermals der im sächsischen Saale versammelten Gesellschaft bei, und unterhielten sich mit den anwesenden Badegästen auf die herablassendste Weise.

Karlsbad den 18 Juny 1810

Hoch

* * *

Beschreibung

Des zur Verherrlichung der allerhöchsten Anwesenheit Ihrer k. k. Majestät der Kaiserin von Oesterreich am 16 Juni l. J. in Karlsbad statt gehabten bergmännischen Aufzuges.

Am 16. Juny l. J. Vormittags rückte die Bergmannschaft von Joachimsthal und Platter dann jene von Schlaggenwald unter der Anführung des Joachimsthaler k. Herrn Berggerichtsbeisitzers und Bergverwalters Grim bei und in Fischern zusammen und marschirte sodann Abends in größter Stille über einen Seitenweg vor Karlsbad, wo sich die ganze gegen 700 Mann starke Mannschaft in zwei Kolonnen vor dem Schlaggenwalder Thor aufstellte. Die Joachimsthaler und die Schlaggenwalder k. H. Bergbeamten waren als Ober- und die Steiger als Unteroffiziere unter die Bergmannschaft eingetheilt, welche letztere nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung die Insignien des Bergbaues so wie auch jeder der Bergleute ein Grubenlicht trug. Um 9¼ Uhr Abends kündigte der Donner der nahe an Karlsbad auf zwei gegen einander stehenden Bergen angebrachten Pöller den Einmarsch der k. Bergmanschaft an. Die erste Kolonne marschirte mit ihrer Fahne und Musik drei Mann hoch mit brennenden Grubenlichtern längst dem Rathhause herunter; zog sich rechts bei dem Posthause bis zu Ende des Hauses zum weißen Löwen,

wo Ihre Majestät die Kaiserin wohnen, hinab. Die zweite Kolonne, welche mit doppelten Chören von Musik und zwei Bergfahnen sechs Mann hoch und gleichfalls mit brennenden Grubenlichtern anrükte, theilte sich bei dem von Schönauischen Hauße in zwei Abtheilungen, wovon die eine bei 7 Kurfürsten hinabmarschirte und mit der untern bereits aufgestellten Kolonne in einem Winkel zusammenstieß, die zweite aber längst dem Rathhause hinabzog und so mit der ersten Kolonne bei Anfang des Posthauses das Dreiek schloß.

Es erfolgte eine dreimalige Salutation der H. Bergoffiziers während dem die Fahnen geschwungen wurden und die drei Musikchöre abwechselnd ertönten und die aufgestellten Pöller mit ihrem Donner die Feyer verherrlichten.

In der Mitte des Dreieks war ein Berg vorgestellt, in welchem ein Stollen angebracht war, wo zwei Bergleute sich beschäftigten um ein Stück Felsenerz zu sprengen. Nachdem sie das Loch gebohrt und mit Pulver gefüllt hatten, wurde es angezündet, das Stück Felsen fiel unter heftigem Krachen herab und es ließ sich der Kaiserliche Adler und unter demselben auf einer länglichten Tafel die Innschrift erleuchtet mit dem schönsten Feuerglanze lesen: Dir danken wir unsere Erhaltung: Weiter unten stunden mit Verzierungen umgeben die Worte: Es lebe unsere beste Landes- und edelste Bergmutter. Endlich am Fuße der Tafel laß man den Spruch: In tiefester Ehrfurcht geweiht. Während dem der Felsen gesprengt wurde, ertönte ein dreimaliges Vivat Ruffen für das allerhöchste Kaiserpaar von der sämtlichen Bergmannschaft unter den zahlreichen Salven der Pöller und Schwingung der Grubenlichter; dann Pauken und Trompetenschalle; während die dreifachen Musikchöre abwechselnd sich hören ließen.

Den Beschluß machte ein Berglied, welches hier in Abschrift beilieget und von Bergknappen unter Begleitung einer vollständigen Harmonie Musik abgesungen wurde. Nach diesem wurde das Dreiek gebrochen, vor der Wohnung Ihrer Majestät reihenweis vorbei defillirt, wobei ein immerwährendes Vivatruffen der Bergleute hoch in die Luft erscholl und im fröhlichsten Jubel die Feyer endigte.

1.

Glück auf! komm, liebe Cyther komm!
Ertönen mußt du heute
Du bist allhöflich, bist so fromm,
Wie meines Herzens Freude
Glück auf! verfahren ist die Schicht
Und an des Tages goldnen Licht
[: Kann ich mich heute sonnen :]

2.

Sie, die dort hängt in Strahlenpracht!
Wir sehn sie selten schimmern
Denn unser Tag im stillen Schacht
Ist nur Kikatenflimmern
Doch bei dem blaßen Grubenlicht
Sehn wir auch manche Thorheit nicht
[: Die frech zu Tage blendet :]

3.

Wer reicht der Welt die Schätze dar
Verdienst und Fleiß zu lohnen?
Wer giebt dem Pflüger seine Schaar
Wer Herrschern ihre Kronen?
Wo ist ein Volk, wo ist ein Land
Das nicht der Fäustl unsrer Hand
[: Mit Segen überschüttet? :]

4.

Jauchzt, die ihr führt, was edel heißt
Ihr Klüfte, hallts ihr Wände
Der König und der Bettler preißt
Die Arbeit unsrer Hände
O! würde nur dem Stolze nie
Und nie dem Geiz was unsre Müh
[: So schwer gewinnt, geschmolzen :]

* * *

Der Aufzug der Bergleute, den Goethe, nach Angabe des Tagebuches (4. Band, S. 133, 1 ff.) »aus den Fenstern des Herrn von Tümpling angesehen« hat, dürfte sein lebhaftes Interesse erregt haben. Hat er sich doch selbst — wie kürzlich erst Julius Voigt mit liebevoller Versenkung in die Urkunden so anschaulich dargestellt hat *) — jahrzehntelang mit der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergbaues vergeblich abgemüht, und schon in »Wilhelm Meisters Lehrjahren« (Jub.-Ausg. 17, 105 f., 338) vor Wilhelm und Philine ein ähnliches, allerdings volkstümlich urwüchsigeres Bergmannsspiel vor der Mühle aufführen lassen. Und als er 1831 seinen letzten Geburtstag in Begleitung seiner beiden Enkel in Ilmenau verbrachte, hat man ihm zu Ehren wieder ein Bergmannsspiel zur Aufführung gebracht. Hören wir darüber den Bericht des Berginspektors Mahr (bei Voigt, S. 304 ff.): »Da Goethe im Lauf des Gespäches bei meinen frühren Besuchen Goethes in Weimar Gelegenheit genommen hatte, desjenigen Bergmannsspieles zu gedenken, welches er in frührer Zeit in Ilmenau gesehen hatte, hielt ich es nicht für ungeeignet, an diesem Geburtstag Goethes ein solches Bergmannsspiel wiederholen zu lassen. Zufällig war es möglich, daß diesmal neben dem alten bekannten Gedichte

*) Goethe und Ilmenau. Unter Beuntzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1912. S. 59.

noch ein Zweites über das Leben des Bergmannsstandes sich aussprechendes sehr altes Liederspiel angeknüpft werden konnte ...... Er war überhaupt heute ausnehmend frisch und munter, sprach wiederholt seinen Dank darüber aus, daß ich den Festzug der Bergleute gestern veranlaßt hatte, namentlich auch im Interesse seiner Enkel, welche über das von den Bergleuten vorgebrachte mancherlei Auskunft erbaten. Dabei erwähnte Goethe: daß ihm das zweite Liederspiel wohl früher nicht vorgeführt worden sei, wohl aber erkenne man, daß auch dieses Lied den Beweis eines hohen Alters an der Stirn trage, daß auch die Melodie einer Beachtung werth sei, um durch solche Produkte früherer Jahrhunderte allmähliches Fortschreiten der Kunst nachweisbar zu machen.«

Zwei Jahre später, als Kaiser Franz mit seiner Tochter Marie Louise, der Kaiserin der Franzosen, in Karlsbad weilte, wurde am Abend des 3. Juli 1812, wie der Historiograph Karlsbads, P. Leopold Stöhr berichtet, ein ähnlicher Aufzug von 900 Bergleuten veranstaltet. (Vgl. unten S. 31). Dabei ereignete es sich, daß zur Begrüßung der Gemahlin Napoleons im Transparent als das französische Wappen — die bourbonischen Lilien erschienen.*) Dieser Bergmannsaufzug ist in Goethes Tagebuch mit keinem Worte erwähnt.

»Der Kaiserin Platz.«

(Weim. Ausg. I. Abt. 16. Bd. S. 315 f.)

Gehorsamste Meldung.

Ihre Majestät haben letztverflossene zwey Nächte nicht so wohl geruhet, als sonst. Dieß hinderte jedoch Allerhöchstdieselben nicht, sowohl gestern als vorgestern der Abendgesellschaft im sächsischen Saale beizuwohnen, und eben so geruhen Allerhöchstdieselbe den Ball im puppischen Saale heute Abends mit Ihrer Gegenwart zu beehren.

Am verflossenen Dienstag den 19. d. Nachmittags fuhren Ihre Majestät auch auf die Promenade, welche nach dem Posthofe führt, und wurden daselbst von einer Gesellschaft der vorzüglichsten anwesenden Badegäste empfangen, welche Ihre Majestät baten, einen in diesem romantischen Thale sehr schön gelegenen — und eben so geschmakvoll ausgewählten als niedlich vorgerichteten Ruheplatz mit Aller Höchst Ihrer Gegenwart zu beglücken.

Ihre Majestät nahmen diese Einladung huldvoll an, und begaben sich unter der abwechselnden Harmonie zweyer blasenden Musick Chöre nach dem ländlich geschmückten und mit dem Allerhöchsten Namenszuge gezierten Orte, welcher itzt mit Ihrer Majestät allergnädigsten Erlaubniß: Der Kaiserinn Platz genannt wird.

Göthes Meister Hand hat hiezu die beiliegende Ode verfaßt, welche auf diesem Platze mit messingenen Lettern in natürlichen Felsen eingegraben den spätesten Nachkommen das Glück verkünden soll, dessen sich Karlsbads Bewohner während der Alles beseeligenden Anwesenheit der angebeteten Landes Mutter zu erfreuen hatten.

Morgen Früh ist die Abreise Ihrer Majestät nach Schönhof bestimmt, wo zu Aller Höchst Ihrem glänzenden Empfange alle Anstalten getroffen werden.

Karlsbad den 21 Juny 1810 Hoch

Dieser Bericht ist benützt im »Österreichischen Beobachter« Nr. 53 vom 2. Juli 1810, S. 209 (vgl. Werner, S. 24 f.).

Goethes Tagebuch meldet: 14. Juni: »Graf Corneillan wegen des Platzes, der der Kaiserin gewidmet werden sollte. Überlegung der Inschrift und eines Gedichtes. Beredung an Ort und Stelle. An den Zeichnungen beschäftigt.« 15. Juni: »Gedicht zu der Einweihung des Platzes der Kaiserin.« 16. Juni: »Das Gedicht auf den Platz der Kaiserin revidirt und bey Corneillans Abrede über diese Feyerlichkeiten.« 17. Juni: »Die Abschrift des Gedichtes wurde besorgt.« 18. Juni: »Zu dem neuen Platze. Einige Anstalten. Abschriften des Gedichts.« 19. Juni: »Früh am Brunnen. Nachher auf den Platz der Kaiserin, zu arrangiren ..... Nach Tische ...... auf dem Spatziergang, zur Dedication des Platzes.« Das Gedicht ist in einem Einblatt-Drucke erschienen unter dem Titel:

Der
Kaiserinn
Platz.
Den 19. Juny 1810.

(Original-Abdruck in der Sammlung des Herrn Dr. Anton Kippenberg in Leipzig.) Vgl. Weimarer Ausg. I. Abt. Bd. 16. S: 489.

In dem auf S. 27 faksimilierten Briefe vom 20. Juni 1810 (vgl. Weimarer Ausg., I. Abt., 16. Bd., S. 489), den wir der Güte unseres Ersten Obmannstellvertreters, Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Ruß, verdanken, berichtet die Kaiserin über ihre Erlebnisse in Karlsbad an ihren Gemahl. »Die Gegend von Karlsbad, von ihm selbst gezeichnet«, die Graf Corneillan der Kaiserin schenkte, befindet sich in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek (K. 928). Sie besteht aus vier kolorierten Kupferstichen (Plattengröße 57×48 cm) »Dessine d'après nature par Mr. le Cte. de Corneillan« »Se vend à Dresde chez Chr. God. Schultze, au Fauxburg près de la porte dite Seethor Nr. 412«, und zwar: *1. Vue de Carlsbad prise du bord de la rivière dite Toepel près la Salle de Bohème, 2. Vue prise dans le Temple du Comte de Findlater, 3. Vue du Rocher dit le Parnasse sur le chemin du Temple du Comte de Findlater,*

*) Vgl. Prof. Dr. Karl Ludwig in »Deutsche Arbeit«, XI. Jahrgang, 11. Heft (August 1912), S. 649.

4. Vue du Pont de l'Archiduc Charles, und aus neun Original-Gouache-Bildern (63×48 cm Bildgröße), von denen zwei sich mit den Stichen Nr. 2 und 3 decken, die übrigen *L'Intérieur du temple de Dorothée*, *La pole de pierre*, *Vue prise du grand chemin de l'autre coté de la rivière*, *Vue prise de la terasse de Theresienbrunn*, *Vue du temple de Findlater*« darstellen. Zwei dieser Gouache-Bilder, »*Vue generale de la Wiese prise de la petite chapelle de St. Laurent*« und »*Place de l'Impératrice*« sind auf S. 28 und S. 29 in starker Verkleinerung wiedergegeben. Die Tagebucheintragung vom 14. Juni, wo sich an die »Beredung an Ort und Stelle«, d. i. an »Der Kaiserin Platz« unvermittelt: »An den Zeichnungen beschäftigt« anschließt, läßt die Vermutung aufkommen, daß Goethe wenigstens an der Herstellung des Blattes »Place de l'Impératrice« nicht ganz unbeteiligt war, zumal er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Karlsbad im Jahre 1808 im Verkehre mit dem Maler Katz für die Technik der Gouache-Malerei lebhaft interessiert hatte. (Tagebuch vom 10. August 1808, 3. Bd., S. 370, 23 f.)



»Der Kaiserin Abschied.«

(Ebenda S. 317.)

Hochlöbliches k. k. Landes-Praesidium!

. . . .

Am 22. dieses als am Tage der Abreise Ihrer Majestät versammelten sich früh um 8 Uhr vor dem von Ihrer Majestät bewohnten Hause gleich wie bei Höchst Ihrer Ankunft das k. k. Militär, wovon der Herr Brigadier und Generalmajor von Reinwald Ihre Majestät zu Pferd bis auf den Berg begleitete, das Kreisamt, die Geistlichkeit, der Karlsbader Magistrat und alle übrigen hier befindlichen Beamten verschiedener Ämter. Eine Kompagnie des k. k. Infanterieregiments Erbach, dann die Karlsbader bürgerliche Schützenkompagnie waren vor dem Hause en parade aufgestellt und als der Magistrat Ihrer Majestät vor dem Einsteigen in den Wagen für die dem hießigen Badeorte zu Theil gewordene allerhöchste Gnade, solchen mit Höchst Ihrer Gegenwart zur gränzenlosen Freude aller hießigen Stadtbewohner zu beglücken in tiefster Unterthänigkeit den Dank abstattete, geruhten Höchstdieselben in den huldreichsten Ausdrücken sich gegen den Magistrat zu äußern »daß Sie für alle empfangenen Ehrenbezeugungen der Karlsbader Bürgergemeinde sehr verbunden seyen; daß Sie die hier verlebten Tage sehr vergnügt zugebracht haben, daß Sie künftiges Jahr Karlsbad ganz sicher wieder besuchen und auch Se. Majestät den Kaiser bitten werden, in Ihrer Gesellschaft anher zu kommen.

. . . .

Als Ihre Majestät auf der Route nach Buchau die Straße bei Espenthor paßirten, wurden Höchstselbe von den versammelten Bewohnern der an der Straße liegenden Dörfer der Gießhübler und Petschauer Herrschaft mit einem herzlichen Vivat empfangen, wohlgekleidete Mädchen streuten Blumen und der Donner der an dem nahen Wald postirten Pöller verkündigte unter Trompeten und Paukenschall die Ankunft der Erhabenen. Alles rief der allgeliebten Landes Mutter das herzlichste Lebewohl zu und bat den Allmächtigen um Ihre Erhaltung.

. . . .

Ihro Majestät geruhten wärend der Umspannung gegen den unterzeichneten Kreishauptmann der Abends vor der Abreise von Karlsbad veranlaßten Beleuchtung

Brief der Kaiserin Maria Ludovika an Kaiser Franz vom 20. Juni 1810.

Original im Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

allergnädigst zu erwähnen und sich huldvoll zu äußern: daß Höchstdieselben auf die flammenden Worte: Lebe wohl und kehre wieder«, das Wort »Ja« gleich sichtbar zu machen gewunschen hätten.

. . . .

Übrigens übergiebt Unterzeichneter einige Abdrücke des verewigten Platzes der Kaiserinn, sowie auch vorläufig die von Göthe verfaßten Oden: »Der Kaiserin Becher« und »Der Kaiserin Abschied« zu welch letzterer die huldvolle Äußerung Ihrer Majestät der Kaiserin: Höchstselbe wünschte Dichterin zu seyn, um Ihr Wohlwollen und die Zufriedenheit der in Karlsbad zugebrachten Tage zu erkennen zu geben, Anlaß gab, in Abschrift ehrfurchtsvoll zur hohen Kenntniß gebracht werden.

Karlsbad, den 26 Juny 1810.

Weyhrother.

Aus dem vorliegenden Berichte ergibt sich, daß die Verse in dem Gedichte »Der Kaiserin Abschied« (Jub.-Ausg., 3. Band, S. 122):

> Doch auf euren Lippen schwebet
> Jener Wunsch, der mich belebet,
> Wenn ihr lispelt: Kehre wieder!
> Habt ihr gleich mein offnes Ja.

nicht eine poetische Fiktion darstellen, sondern auf eine tatsächliche Äußerung der Kaiserin zurückgehen.

Auf ihr Versprechen, im nächsten Jahre in Begleitung des Kaisers wiederzukommen, spielen die Verse in Goethes Begrüßungsgedicht aus dem Jahre 1812 an (Jub.-Ausg., 3. Bd., S. 123):

> »Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
> Da uns die Frau, die herrliche, verließ
> Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
> Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
> Wir sollten ja in diesem stillen Thale
> Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.»

Zu der Bürgerdeputation, die am 4. Juli 1812 um Gnade bat für die bei der Ankunft der Majestäten vorgekommenen Tumulte sagte der Kaiser nach dem Berichte Stöhrs: (bei Ludwig S. 650): »Ich habe mich auf Karlsbad



Vue generale de la Wiese prise de la petite chapelle de St. Laurent.

Original-Gouache-Gemälde von Grafen Corneillan.

gefreuet, denn ihr Karlsbader seyd mir als brave Leute selbst von meiner Frau bestens anempfohlen worden.«

Über die Entstehung des Gedichtes berichtet Goethes Tagebuch: 21. Juni: »Früh am Brunnen. Auftrag wegen des Abschiedsgedichtes der Kaiserin.« 22. Juni: »Gedicht zum Abschied. Abreise der Kaiserin früh um 7 Uhr. Abdruck der Stanzen auf den Platz der Kaiserin.« 23. Juni: »Am Brunnen und Gedicht auf den Abschied der Kaiserin.« 24. Juni: »Gedicht auf die Abreise der Kaiserin.« 25. Juni: »Vollendung und Einband der Abschrift der Gedichte auf die Kaiserin.«



Place de l'Impératrice.
Original-Gouache-Gemälde von Grafen Corneillan.

Diese, offenbar für die Kaiserin selbst angefertigte Reinschrift der vier Gedichte ist bisher nicht zum Vorschein gekommen. (Vgl. W. A., 1. Abt., 16. Bd. S. 488.) Sie wurden jedoch gedruckt. Goethes Tagebuch berichtet darüber: 1. Juli: »War der Abdruck der Gedichte im Werk.« 3. Juli: »Gesammtabdruck der Gedichte an die Kaiserin.« Am 4. Juli sendet er bereits einige Exemplare an Christiane nach Lauchstädt. Dieser Druck, von dem Dr. Anton Kippenberg in Leipzig ein Exemplar besitzt, besteht aus zwei Quartbogen und trägt den Titel: Ihro Majestät der Allerdurchlauchtigsten Frau Frau Maria Ludovika Kaiserinn von Österreich bey Ihrer höchst beglückenden Anwesenheit in Karlsbad allerunterthänisst zugeeignete Gedichte 1810.

Die Rückseite des Titelblattes ist leer, Seite 3—6 enthält »Der Kaiserin Ankunft«, Seite 7 »Der Kaiserin Becher«, Seite 8—9 »Der Kaiserin Platz«, Seite 10—16 »Der Kaiserin Abschied«. Seite 7—9 ist in etwas kleineren Typen gedruckt, dagegen ist die 4., 5. und 6. Strophe von »Der Kaiserin Abschied« (S. 13—15 des »Gesammtdruckes«) durch noch größere Typen hervorgehoben.

1812.

Über Goethes Aufenthalt in Karlsbad im Sommer 1812 finden sich im Archiv der Polizeihofstelle keine Akten, es möge daher der betreffende Abschnitt aus dem Reise-Tagebuch des Kaisers Franz hier Platz finden, und zwar nicht nach der verballhornten Reinschrift, die Ludwig beim teilweisen Abdruck in der »Deutschen Arbeit« S. 651 vorgelegen hat, sondern nach dem allerdings nicht leicht zu entziffernden Original-Konzept des Kaisers im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Reisen, Cartou 38):

[1. Juli.]

Nach 2 Stunden kamen wir von Buchau hier an. Ich wohnte in einem Privathaus, welches von einer Seite die Gasse hat, wo wir kamen, von der andern eine Gasse, die bis an die Töpl geht, worinnen eine lange Feuerlöschrequisiten Hütten ist, hinten läuft am Hause die Töpl.

Hinter den Häusern gegenüber dem Haus, wo Ich wohnte, ist ebenfalls ein sehr hoher steiler Berg von Felsen mit Tannen auf selben, der Hirschsprung genannt, weil ein Hirsch von da hinabgesprungen seyn soll: mitten auf dem Platz ist eine Säule auf einer Erhöhung mit mehreren Staffeln.

Um Karlsbad herum auf den rechten Ufer der Töpel sind auch überall Berge, aber weniger schroffe, als auf dem rechten Ufer, mit Wald bewachsen, worauf mehrere Häuser sowohl oben als auf dem Abhang der Berge sind.

Die Straße von Prag bis Carlsbad ist ganz sehr gute chaussée gar prächtig die vom Berg ober Carlsbad bis Carlsbad ein wahres ehremachendes Werk

Karlsbad vide Beschreibung des August Leopold Stöhr

Der Gang beym Müllen Brunn zum Herumgehen der gedeckt ist ist schlecht. er wird nun umgebaut mit einer Menge Kamerl für die Retiraden und ein Stock darüber worauf ein gedeckter Spaziergang mit 3 reyhen Säulen seyn wird zu welchem man mit einer Stiegen auf einem Ende hinauf und an dem andern hinab zu die Retiraden gehen wird. Die Brunnen bleiben im untern Theil bey den Retiraden hiezu hat die Stadt 30.000 fl. vom aerario Vorschuß bekommen

Die Badbäder sind zu wenig und schmutzig. Das Dach über dem Säuerling ausser der Stadt ist zum zusamfallen Der Nagl sagt sie wollen ihn in kein Renomée bringen um die Egerer in ihrem Verdienst nicht zu schmälern.

Die Stadt Karlsbad ist in schlechten Vermögensumständen und was sie schon gemacht ist meistens durch schulden gemacht.

Hier werden sehr schöne Arbeiten in Stahl, Nadeln, Zinn- und eingelegter Metallarbeit vorzüglich gemacht dann auch in Tischlerarbeiten und Feuergewöhr.

Die Karlsbader Salzerzeugung ist ganz einfach: Das Wasser vom Sprudel wird in irdenen Geschirren wie Töpf in einem 4eckigen Bassino der nach den Töpfen untergeteilt ist in kleine 4ecke die keinen Boden haben und in welchem Bassin Wasser vom Sprudel und ebenso heiß wie selber ist, entspringt, eingesotten, dann dieses Wasser in Gefäße gegossen und in Keller gestellt wo nöthig ehennoch einmal ausgelauget in den Kellern schießt dann das Salzen welches weiß ist und wie ein Allaun aussieht und kühl auf der Zunge ist. Das Karlsbader Laugensalz wird auch so erzeuget.

Der Sprudel geht nun wieder gut. Es ist der Antrag selben so wie die neue Quelle die nun in eine Boding ohne Boden verschlagen ist und sehr heftig heraussprinġt unter ein zierliches Dach mit 4 Reihen Säulen wie eine Gallerie zu bringen. Die Weiber schöpfen das Wasser in eigene erdene krügel für die Trinker heraus die in einer maschine an einer Stange ist die wie die sparbüchse der Stoßvögel aussieht Derselbe sowie das Wasser der anderen Brunnen hat den Geschmack einer schlechten Suppe nur ist es in der einen gegen der anderen Quelle mehr oder minder warm.

Der Säuerling ist ein Selterwasser dem Geschmack nach nur etwas schwächer das Wasser ist in sich selbst ein schlechtes aber was aus den Felsen herausgehet ist echter Sauer Gay welchen die Leute hier nicht achten aber gut benutzen könnten.

Der Saal beym Sprudel ist eben nicht am säubersten.

Spital

am linken Ufer der Töpel unter Karlsbad bestehet aus einem 2 Stock hohen Hauß am Berge. Ebener Erde sind 3 Bäder von Holz worin 3—4 Personen baden können. Die sind sehr warm und dumpfig weil jedes nur ein nicht sehr großes Fenster nicht weit vom Platfond hat. Im 1ten und 2ten Stock ist mitten ein Gang auf beyden Seiten sind Zimmer. im 1ten Stock wohnt der Aufseher des Hauses und ist die Kuchel in einem Zimmer dann sind Zimmer kleinere für die kranke herrschaftliche Dienstbothen, sonst im 1ten und 2ten Stock größere für arme kranke Badegäste, die gut und luftig sind. Die Betten sind gut. Vom Hause diese arme Kranke bekommen der Kopf täglich 12 Xr womit sie sich alles übrige besorgen müssen. Die Stiege ist gut und ist am Ende des Hauses, Ebener Erde ist das Haus noch nicht ganz fertig

Die Quelle springt aus dem Felsen hinter dem Hause stark heraus und wird in das Haus geleitet sie ist so warm, daß man nicht gleich in selber baden kann, ohne sie auskühlen zu lassen, übrigens ist sie sehr stark.

Der Fond des Hauses besteht aus Almosen und den von mir hiezu gewidmeten Gründen des Posthofes, die 5000 fl. jährlich tragen

Die Spaziergänge sind prächtig, die Wege sehr gut besonders jene des Lord Findlaters so auch die chaussee zum Hammer die nur über einen kleinen Berg geht Beym Hammer ist ein Dörfel von guten Häusern anfangs eine Sägmühle zuletzt der Eisenhammer. Wenn man von Töplitz hinaus fahrt geht beym anfang des Dorfs ein enges Thal links hinein hinter dem Hammer teilt sich das Thal in 2 Theile zwischen

Bergen mit Wald wovon jenes rechts zwischen mehr felsigten Bergen geht. auf Aich kann man nur fahren wenn die Töpl nicht angeschwollen ist

Das ganze Thal bis zum Hammer ist der schönste englische Garten.

Die Stadt Karlsbad ist rein und schön, Häuser aber viel riegelwänd und Holz. Die Inwohner sind gut sehr sittlich und ehrlich, sie sind auch fleißig aber ist viel Luxus unter ihnen so daß sie den Fleiß ihrer Arbeit wieder durchbringen.

Kirche

ist schön mit einem presbiterio in welchem der Hochaltar ist, dann sind mehrere Seitenkapellen, auf welchen Oratorien in Gestalt von Balkons sind. Um zur Kirche von der Seite der Töpl zu kommen muß man eine Stiege von vielen Staffeln steigen, weil die Kirche auf dem Abhang des Berges ist.

den 3ten July

Von Carlsbad fuhren wir im Thal der Töpel am rechten Ufer derselben . . . nach Schlackenwerth

Das in seiner schlichten Sachlichkeit so ansprechende Tagebuch des Kaisers, der nur die administrativen, sanitären und wirtschaftlichen Verhältnisse der bereisten Gegenden ins Auge faßt und von den festlichen Veranstaltungen gar keine Notiz nimmt, wird in dieser Richtung ergänzt durch das

Hof-Ceremoniell-Protokoll (1812 fol. 151).

»Den folgenden Tag (Donnerstag 2 Juli 1812) geruhten Ihre Majestäten . . . die Reise über Libkowitz nach Carlsbad fortzusetzen, wo Allerhöchstdieselben Abends um 8 Uhr eintrafen. Die Ankunft wurde durch Böllerschüsse und Glockengeläute angekündigt. Gleich bei der Einfahrt in die neue Straße, zu welcher ein mit Geschmack errichteter Triumphbogen führte, wurden Ihre Majestäten von der erwachsenen weiblichen Jugend, mit Blumen und Kränzen festlich geschmückt und reihenweise aufgestellt und von den versammelten Magistrate ehrfurchtsvoll empfangen und unter dem lautetesten Freudenrufe von dem sehr zahlreich zugeströmten Volke durch die Stadt begleitet, wo sodann Allerhöchstdieselben in dem zur Aufnahme vorbereiteten Gasthofe zum blauen Löwen abtratten, und von den gesamten Hofstaate, dem Oberstburggrafen, mehreren Militär und Civilbehörden in Allerhöchst ihr Appartement eingeführet wurden.

Am Freitag den 3ten July besuchten Ihre Majestäten in der Frühstunde mit Ihrem ganzen Gefolge die Carlsbader Mineralquellen, und geruhten zugleich eine vollständige Beschreibung der Sprudelquelle sich vorlegen zu lassen. Nachmittags wurde eine Spazierfahrt zum sogenannten Milord's Tempel unternommen, und die anmutigen Schattengänge des Kreuzberges zu Fuß durchwandelt. Bei dem Austritte in die puppische Allee wurden die Wege von der weiblichen Schuljugend mit Blumen bestreut und Allerhöchstihnen die von dem herzoglich Weimarischen geheimen Rathe von Goethe für die Gelegenheit eigends verfaßten Huldigungsgedichte ehrfurchtsvoll überreicht. Abends um 9 Uhr hatte der feierliche Aufzug der Bergmannschaft statt. Ganz in der Eigenheit der ursprünglichen Verfassung wurde solcher in der vollkommensten Ordnung auf das Glänzendste vorgestellt. Mehr als tausend Bergleute hatten sich in der Nähe bei Carlsbad versammelt. Um die besagte Stunde zogen sie unter Anführung ihrer Beamten mit brennenden Grubenlichtern und Lösung der Pöller und Erschallung mehrerer Musikchöre nach Karlsbad ein und stellten sich auf den Platz, vor den Wohnungen Ihrer Majestäten In einen Dreieck auf: Die gesamte Mannschaft blieb nach erfolgter Salutirung und Senkung der Fahnen unter abwechselnden Musikchören eine Zeitlang aufgestellt, worauf dieselbe unter allgemeinen Vivatrufen und Schwingung der hellleuchtenden Grubenlichter mit klingendem Spiele reihenweise abmarschierte. An diesem Abend war die Stadt Carlsbad und die Gipfel der sie umgebenden hohen Berge erleuchtet.«

Über die Entstehung der Begrüßungsgedichte berichtet Goethes Tagebuch:

Juni 5. Antrag des Herrn Kreishauptmanns wegen der Gedichte zur Ankunft der Majestäten. Überlegung derselben auf einem Spaziergange in der Puppischen Allee und nach der Carlsbrücke. 6. Früh das Gedicht an den Kaiser. 7. Gedicht an die Kaiserin. Dasselbe ins Reine geschrieben. 8. Gedicht an die Kaiserin von Frankreich . . . . Rath Sauer und der Buchdrucker wegen der Gedichte. 9. Gedicht an die Kaiserin von Frankreich vollendet und ins Reine geschrieben. 21. Früh der Herr Kreishauptmann wegen der Gedichte. 30. Brief an August nebst den Gedichten an den Kaiser von Österreich und die Kaiserin von Frankreich. Juli 1. Das Packet an Frommann mit . . . den Gedichten an den Kaiser von Österreich und die Kaiserin von Frankreich. Abschrift der Gedichte für die Kaiserin von Österreich fortgesetzt und das Einbinden besorgt . . . . . . Die Gedichte aus der Druckerey. 4. Fortgesetzte Abschrift der Gedichte für Ihro Majestät die Kaiserin. 5. Fortsetzung der Abschrift der Gedichte. Kaiserlicher Kammerherr, der die Zufriedenheit Ihrer Majestät wegen der Gedichte ausdrückte. Expedition nach Teplitz. Packet an Durchl. den Herzog von Weimar, nebst den Gedichten für Ihro Majestät die Kaiserin.«

Von den drei Begrüßungsgedichten wurde diesmal nur das für den Kaiser (vgl. das Faksimile des Titelblattes nach dem Exemplare Dr. Kippenbergs auf S. 34) und jenes für seine Tochter Maria Luise, die Kaiserin

5

Chronologische Nr.	Namen, Karakter und Wohnung der angekommenen Kurgäste.	Tag der Ankunft.
	Im Monate April	April
1. 2.	Frau von Kaminska, mit Frau von Konarzewska; wohnen zum goldenen Apfel auf dem Markte	17.
	Im Monate May	May
3. 4.	Se. Exz. Herr J. W. von Goethe, Herzoglich Sachsen-Weimarischer Geheimerath, und Herr Christian John, Doktor der Philosophie; w. zu den 3 Mohren auf dem Markte	4.
5.	Herr Fried. Renner, Doct. Med. aus Moskwa; w. zur gold. Krone auf der Wiese	8.
6. 7.	Herr Nellemann, k. dänischer Kammerrath, und Herr Er. Ramus, Litterat aus Copenhagen, woh. zum braunen Rehe in der Sprudelgasse	11.
8.	Herr J. A. F. Steinwachs, Kaufmann aus Riga, mit Familie; w. zum rothen Herz auf der Wiese	13.
9.	Herr Heinrich von Roenner, ruß. kais. Kammerherr aus St. Petersbnrg; w. zu den 3 rothen Rosen auf der Wiese	17.
10.	Herr Fried. Baron von Groß, aus Bamberg; w. zum Wallfisch auf der Wiese	18.
11.	Herr F. T. Sonneschmidt, Bergdirektor aus Jena, mit Sohn; w. zur Melone auf der Wiese	19.

Karlsbader Kurliste 1812.

der Franzosen, das letztere unter dem Titel; »Blumen auf den Weg Ihro Majestät der Kaiserin von Frankreich am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad alleruntertbänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft den 2. Juli 1812.« *) gedruckt. Von der Strophe 6—8 des Gedichtes an den Kaiser ist noch ein ganz merkwürdiger Einblatt-Druck gemacht worden, der auf S. 35 nach dem anscheinend einzigen erhaltenen Exemplar der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek (Nr. 46250) faksimiliert ist. Der Druck des Gedichtes auf die Kaiserin Maria Ludovika Beatrix unterblieb, weil die Kaiserin gar nicht nach Karlsbad kam.

Die Reinschrift aller d r e i Gedichte, die Goethe eigens für die Kaiserin durch seinen Sekretär John anfertigen und ihr durch des Herzogs Vermittlung überreichen ließ, ist erst kürzlich in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek aufgefunden worden.

Die Handschrift ist in lichtvioletten Atlas mit goldgepreßten Rändern und Ecken gebunden und umfaßt eine Lage von sechs ineinandergehefteten Foliobogen mit scharf beschnittenem Rande. Die einzelnen Blätter tragen als Wasserzeichen eine reich verschnörkelte Umrahmung, das erste Blatt trägt in der Mitte eine (Kaiser-?) Krone



Das Haus zu den drei Mohren, im Herbst 1908 demoliert.
Aus den »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege, Dritte Folge, VIII (1909) Sp. 74.

*) Wortlaut nach dem Antiquariats-Katalog Nr. 99 von Adolf Weigel in Leipzig, Seite 23, Nr. 167.

in einer barocken Umrahmung, das zweite Blatt die Buchstaben I G H. Das erste und die zwei letzten Blätter der Lage sind leer, das zweite Blatt trägt den Titel:

Ihro Majestaeten

alleruntertbaenigst

zu ueberreichende

Gedichte

Karlsbad

den 2ten Juli

1812.

Die Rückseite des Titelblattes ist leer, auf der Vorderseite des dritten Blattes steht die erste Stanze des Gedichtes mit der Aufschrift: »Ihro der Kaiserinn von Oestreich Majestaet« die folgenden Seiten enthalten mit Ausnahme der Überschriftseiten und der Schlußseite des ersten Gedichtes immer zwei Stanzen, Seite 9 die letzte Stanze allein, Seite 11 ist leer, auf Seite 12 beginnt mit der ersten Stanze: »Ihro des Kaisers von Oestreich Majestaet,« auf Seite 17 »Ihro der Kaiserinn von Frankreich Majestaet«.

Da im Goethe-Schiller-Archiv nur eine A b s c h r i f t Kräuters vorhanden ist (W. A., 16. Bd., S. 491), stellt die vorliegende Handschrift die älteste erhaltene Fassung der Gedichte dar, die in vielen Punkten den Karlsbader Erstdrucken näher steht, als den späteren Ausgaben.

Geschrieben ist sie, wie Prof. Dr. Wahle festgestellt hat, von der Hand Ernst Karl Christian J o h n s (über ihn vgl. »Chronik«, Beilage zu Band XII, Nr. 8, S. 3), der

Blumen

auf den Weg

Jhro

des

Kaisers

Majestät

am Tage

der höchst beglückenden Ankunft

zu Karlsbad

---

allerunterthänigst gestreut

von der

Karlsbader Bürgerschaft

den 2. Juli 1812.

Es hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunst viel Tausenden genützt,
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürst begünstigt und beschützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben,
In dem der Sohn dem Vater nachbesitzt.
Geschlechter widerstehn der größten Plage,
Und blühn und wachsen bis zum spät'sten Tage.

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das Höchste fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.
Erst heute mögen wir getrost bekennen
Wie solch ein Mangel uns bisher gequält,
Heut fühlen wir empörter Regung Wonne,
Der Blick des **Herrn**, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart die heute gründet
Was lange schon der Wunsch im Stillen war,
Beamte, Bürger, wechselseits entzündet
Beeifern sich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft die er sich findet,
Nach allen Seiten offenbar,
Und nun erscheint, damit der **Herr** sich freue,
Das Alte fest, und liebevoll das Neue.

Goethe damals nach Karlsbad begleitet hatte (vgl. die Kurliste auf S. 32), und zwar durchaus mit lateinischen Lettern.

Die Kollationierung mit dem Druck in der Weimarer Sophien-Ausgabe, 16. Bd., S. 320 ff., ergibt nur ganz wenige abweichende Lesarten von einiger Bedeutung. Vor allem ist das Fürwort Sie, Er, Ihr etc., wenn von den Majestäten die Rede ist, in der Handschrift gerade so wie in den Karlsbader Einzeldrucken immer mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben und überdies durch kräftigeren Duktus hervorgehoben. Ferner steht in den Überschriften Oestreich für Österreich, wozu bemerkt werden muß, daß auch Grillparzer in Prosa durchaus konsequent Östreich, östreichisch schreibt. In Vers 57: »Nun endlich meldet würdevoll Geläute« hat die Handschrift »Geleite«, was ja dem Sinne nach immerhin möglich wäre. Daß aber tatsächlich ein Glockengeläute gemeint war, ergibt sich aus dem Bericht des Hof-Zeremoniell-Protokolles S. 31. Darum hat auch Goethe die von Riemer für die spätere Ausgabe vorgeschlagene Änderung in »Geläute« gebilligt (W. A., 16. Bd., S. 492).

In dem Gedicht an den Kaiser V. 46 hat die Hs. »In dem« statt Indem, V. 64 mit dem Karlsbader Druck gemeinsam »lebevoll« statt lebenvoll, V. 80 »Wandlen« statt Wandeln. Zu dieser Stanze vergleiche man übrigens das Tagebuch des Kaisers S. 30, Z. 23 ff von oben.

In dem Gedichte an die Kaiserin von Frankreich steht V. 15 »uns'rem Auge« für unsern Augen, V. 52 »daurenden« für dauernden, V. 53 »Düstren« für Düstern.

Die durchwegs reichlichere und kräftigere Interpunktion der Handschrift beeinflußt den Sinn nicht, sie scheint eher für den mündlichen Vortrag berechnet gewesen zu sein.

Karl Augusts Namenstag.

Unterthänigste Meldung.

Ihre Majestät erfreuen sich wieder eines bessern Wohlseyns als die vorhergehenden Tage, und vergnügen sich itzt täglich durch längerdauernde Spazierfahrten, woran der Herzog von Weimar jederzeit Theil nimmt. Dieser ist von der Gnade Ihrer Majestät, womit ihn Aller Höchstdieselbe auszeichnet, so lebhaft durchdrungen, daß er mehrmals erklärt hat: Er würde mit Vergnügen für diese göttliche Frau sein Leben wagen. Erst vorgestern wurde er von Ihrer Majestät wieder auf das angenehmste überrascht, indem Allerhöchstdieselbe in dem Garten Häuschen zunächst an der Wohnung des Herzogs, wo er gewöhnlich zu frühstücken pflegt, insgeheim ein Dejeuné arrangiren ließen. Göthe empfieng den Herzog mit einem kleinen Gedichte zu seinem an diesem Tage eingefallenen Namensfeste und führte ihn so wie unversehens zu dem Garten-Häuschen, wo sich die Thüre öfnete, und Ihre Majestät die Kaiserinn, die Prinzessinn Maria Anna und deren Hofstaat den Herzog mit Ihren Glückwünschen empfingen.

Der Herzog war bis zu Thränen gerührt. Am künftigen Freitag erwartet er den Erbprinzen von Weimar der Ihrer Majestät seine Verehrung bezeugen, und dieserwegen eigens hieher kommen will.

An demselben Tage Abends wird Se Kgl. Hoheit der Prinz Anton von Sachsen erwartet.

Teplitz den 5. August 1812 Hoch.

Goethes Tagebuch notiert am 3. Juli 1912: »Nahmenstag des Herzogs gefeyert. Die Kaiserinn und Prinzess Mariane waren im Gärtchen.« Welches das »kleine Gedicht« gewesen sein mag, läßt sich nicht feststellen. Das Tagebuch notiert nur am 1. August: »Wirckung in die Ferne.«

Die Wette.

Unterthänigste Meldung.

. . . .

Vorher wurde im fürstlichen Theater von einigen hohen Herrschaften, worunter sich auch die Fürstin Esterházy befand, eine französische Komödie gegeben, wobei nur eine beschränkte Anzahl Zuseher eingelassen waren. Das deutsche Stück, welches nebst dem gegeben werden sollte, mußte wegbleiben, weil Göthe krank geworden ist, und seine Rolle nicht mehr ersetzt werden konnte.

Teplitz den 9 August 1812 Hoch

»Das deutsche Stück«, welches wegbleiben mußte, da Goethe krank geworden ist, kann kein anderes sein als »Die Wette«, welche Goethe nach einer Idee der Kaiserin verfaßt hat. R. M. Werner hat in seinem Buche über die Gräfin O'Donnel S. 52—56 alle erreichbaren Nachrichten über das Stück sorgfältig zusammengestellt, aber am Schlusse seiner Ausführungen die Frage, ob das Stück tatsächlich aufgeführt worden ist, offen lassen müssen. Damals (1884) lagen allerdings Goethes Tagebücher noch nicht vor. Die auf das Stück bezüglichen Eintragungen lauten: 28. Juli: Ihro Majestät, Gräfin O'Donel. Der Herzog, Fürst Lichnowsky Aufgabe, das Betragen zweyer durch eine Wette getrennter Liebender. 29. Juli »Kleines Stück zur Auflösung der gestrigen Aufgabe 30. Das kleine Stück dictirt. 31. Vogel fing an die Rollen auszuschreiben. . . . Dorns Rolle von Vogel 2. August: Mit Gräfinn O'Donel zu Clary's Leseprobe« 4. August: »Die Rolle . . . Probe im Schloß. 5. August Die Rolle mit dem Souffleur durchgegangen 6. August: Rolle . . . . Repetition. . . . Befand mich nicht ganz wohl 7. August Meist im Bette . . . Kam der Erbprinz von Weimar 8. August Brief im Bette dicktirt . . . . . Vorstellung der franz. Comoedie.« — An Christiane schreibt er am 5. August: »In dem Stücke der Kayserinn habe ich zuletzt noch die Hauptrolle übernehmen müssen, wenn es zu Stande kommen sollte. Nun kannst du wohl dencken daß es Zeit ist zu enden« [nämlich den Teplitzer Aufenthalt]. (Briefe W A 23. Band S. 52, 7 ff). Auch aus den Tagebüchern ergibt sich also nicht mit voller Sicherheit, daß die Aufführung unterblieben ist. Erst der vorliegende Polizeibericht löst endgiltig jeden Zweifel.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVI. Band. Wien, 25. Jänner 1913. Nr. 5—6.

INHALT: Goethe-Abende. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Zehn Jahre später: Marienbad 1822. Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern von Dr. R. Payer v. Thurn. — Zur Spiraltendenz der Vegetation Mit einem ungedruckten Briefe von Martius an Goethe. Von Dr. Julius Zellner. — Bücherschau.

GOETHE-ABENDE.

I. Mittwoch, den 29. Jänner 1913: Frau IDA ORLOFF, Mitglied des Hofburgtheaters: **Goethes »Geschwister« (Rezitation).** Eingeleitet von **Prof. Dr. Alexander v. Weilen.**

II. Samstag, den 22. Februar 1913: Professor Dr. EDUARD CASTLE: **Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung.**

III. Dienstag, den 18. März 1913: Dr. RUDOLF PAYER v. THURN: **Das Goethe-National-Museum in Weimar und seine Vorgeschichte.** (Mit Lichtbildern.)

Im Anschluß an diesen letzten Vortragsabend wird die XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung abgehalten

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Ausschußsitzung.

Freitag, den 22. November 1912, unter dem Vorsitze des Obmannes Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet. Anwesend: Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. v. Weilen, und die Ausschußmitglieder: Prof. Dr. Arnold, Dr. Friedrich v. Egger-Möllwald, Hans Feigl, Dr. Hock, Dr. R. Payer v. Thurn, Prof. Kaspar v. Zumbusch, Schriftführer: Dr. Hermann Brüch.

Der Vorsitzende widmet den im Laufe des Jahres 1912 verstorbenen Mitgliedern des Ausschusses: Dr. Alfred Freiherr v. Berger, Dr. August Nechansky und Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor, einen warmen Nachruf, der von den versammelten Ausschußmitgliedern stehend angehört wird.

Dr. v. Payer berichtet, daß Hofrat Minor dem Goethe-Museum ein Exemplar der vierbändigen »*Works of Ossian Francfort and Leipzig Printed for J. G. Fleischer 1783*« mit dem von Goethe radierten Titelblatt letztwillig zugewendet hat. Das Exemplar stammt aus dem Besitze Lotte v. Schillers und trägt auf den Titelblättern der beiden ersten Bände ihren eigenhändigen Namenszug.

An Stelle des verstorbenen Dr. August Nechansky wird Herr Dr. Immanuel Brüch, der bisher als Revisor fungiert hat, im Sinne des §7 der Statuten kooptiert und gleichzeitig zum Kassier gewählt.

Dr. v. Egger-Möllwald stellt den Antrag: »Der Vereinszweck, ‚das Verständnis von Goethes Leben und Schaffen zu fördern und zu verbreiten', wäre dadurch kräftiger zu fördern, daß in ähnlicher Weise, wie dies von dem Schiller-Verein ‚Die Glocke' seit 50 Jahren geschieht, auch durch den Wiener Goethe-Verein Goethes Werke — etwa die sechsbändige Ausgabe der Goethe-Gesellschaft — an Mittelschüler zur Verteilung gelangen.« Gegen diesen Antrag, dessen Grundgedanke von allen Seiten auf das wärmste begrüßt wird, können lediglich finanzielle Bedenken geltend gemacht werden. Die endgiltige Beschlußfassung wird daher bis zur Vorlage des Rechnungsabschlusses vertagt.

Neue Mitglieder:

Karlsbad, Stadtbibliothek.
Köster, Albert, Dr., Geh. Hofrat, Professor an der Universität Leipzig, Gohlis, Bismarckstraße 6.
Rumpler, Siegfried N., Dr., Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien, I., Singerstraße 32.
Schlesinger, Ernst, Dr., Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien, I., Rotenturmstraße 19.
Schlösser, Rudolf, Dr., Prof. an der Universität Jena, Schäfferstraße 2.
Wald, Viktor Heinrich, Dr., Wien, III., Arenberggasse 1.
Wald, Elsa, Frau, Wien, III., Arenberggasse 1.

Zehn Jahre später: Marienbad 1822.[1])

Eine Nachlese von Dokumenten zu Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern.

Von Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

Bericht der Marienbader Bade-Polizeiinspektion an den Oberstburggrafen Franz Grafen Kolowrat:

Die Wünsche der hiesigen Bewohner nach einem vermehrten Zuströmen von Kurgästen scheinen sich dermalen von Tag zu Tag zu realisiren. Beinahe alle Fremde, welche diesen Kurort bereits seit einigen Jahren besuchen, loben sehr die Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Regierung, welche in das Gedeihen dieses Kurplatzes durch die zweckmäßigsten Verfügungen so wohlthätig einwirkt, und dabey die Herstellung der Gesundheit in Verbindung mit den Annehmlichkeiten des Aufenthaltes für die Brunnengäste bezielt.

Nicht minder zufrieden äußern sich die Fremden darüber, daß die hohe Landesregierung die Aufsicht über Ordnung, Ruhe und Sicherheit einem Beamten aus der Hauptstadt übertragen hat, wodurch den früherhin geherrschten Spaltungen einer zwischen der Grundobrigkeit und der Militärinspekzion getheilte, häufige Reibungen veranlassende Aufsicht Schranken gesetzt, und die allenfalls zu beachtenden Wünsche der Fremden unmittelbar zur Kenntniß der hohen Regierung gebracht, so wie auch die Collisionen der Kurgäste entweder unter sich, oder mit den Bewohnern ohne Partheilichkeit für die Letzteren beigelegt werden.

Unter den hier anwesenden Fremden verdienen außer dem rußischen General Yermaloff, ...

Göthe, der Nestor unter den gegenwärtig lebenden deutschen Schriftstellern, behauptet in seinem Alter noch immer jenen Ernst und geistige Solidität, welche in seinen Schriften herrscht. Still und zurückgezogen in seinem Betragen ist derselbe nur für Wenige aus der Badegesellschaft zugänglich: darunter gehören der Professor Höger aus Prag und der Stift Tepler Prämonstratenserpriester Priester Stanislaus Zaupper, Professor der zweiten Humanitätsklasse am pilsner Gymnasium. Auf seinen Spatziergängen mineralogisirt Göthe fleißig und unermüdet, zu welchem Ende er jederzeit mit einem Hammer versehen ist. — Die Abende bringt derselbe größtentheils in Gesellschaft der Familie L e v e t z o w zu, und er scheint vorzüglich an der Seite des ältesten Fräuleins Ulrike v. L e v e t z o w, die ihn entwerder mit Gesang oder einigen scherzhaften Gesprächen unterhält wenigstens für einige Augenblicke die Unbilden zu vergessen, welche er durch die verunglückte Heirath seiner ehemaligen, unter dem Namen. M a d a m e V u l p i u s bekannten Wirthschafterinn zu dulden hat. — In Gesprächen über die Litteratur der verschiedenen Völker läßt er seine besondere Neigung für die Griechen nicht verkennen, und aus mehreren Aeußerungen konnte man seine Theilnahme an dem noch ungewissen Schicksale der Hellenen wahrnehmen. Indessen dürfte jedoch vorzüglich der Umstand zu bemerken seyn, daß Göthe dermalen für die katholische Religion nicht blos sehr gemäßigte Gesinnungen, sondern recht viele Zuneigung blicken läßt: insbesondere lobt er die Erbaulichkeit des katholischen Ritus gegenüber dem protestantischen. Gleiche Lobsprüche ertheilt auch der weimarische Kriminalrath Schumann der katholischen Liturgie. Doktor Tzschirners neueste Schrift: U i b e r P r o t e s t a n t i s m u s u n d K a t h o l i z i s m u s beurtheilen Göthe und Schumann strenge und erklären solche für ganz überflüssig, indem sich in gegenwärtigen Zeiten der Verstand auf keine Weise durch das Ansehen eines Schriftstellers, sondern nur allein durch die Wahrheit einnehmen läßt . . . .

K. k. B a d e p o l i z e y i n s p e c t i o n
Marienbad den 30 Juny 1822

Kopfenberger

Dieser Bericht wird vom Oberstburggrafen unter dem 4. Juli 1822 dem Grafen Sedlnitzky vorgelegt, der ihn am 8. Juli »Ad acta« legt. [Archiv der k. k. Polizei- und Censurshofstelle (k. k. Ministerium des Innern) Nr. 6199/4334 vom J. 1822.]

* * *

Am 19. Juni 1822 war Goethe »Bey'm herrlichsten Sonnenuntergang und frischem Nordwind« in Marienbad angekommen. Am 22. meldet sich bei ihm »Civil-Polizey-kommissär . . . . «. Für den Namen, den Goethe offenbar bei der ersten Vorstellung nicht behalten hat, ist im Tagebuch (8. Band, S. 209, Z. 19) ein leerer Raum gelassen, den wir nun ausfüllen können: Es war Herr Ignaz K o p f e n b e r g e r, Ober-Commissär der prager k. k. Stadthauptmannschaft, damals »Von Seite des Civils« der Badepolizey-Inspektion in Marienbad zugeteilt, wie auf der ersten Seite der offiziellen »Liste der angekommenen Brunnengäste im Marienbad im Jahre 1822« (Eger, gedruckt bei Josef Kobrtsch) zu lesen ist.

Am 21. Juni notiert Goethe in sein Tagebuch: »Graf Yermaloff kehrte ein.« und am 23.: »Müller, Arzt, begleitend Grafen Yermaloff.

Daß er für die Kurgäste nicht ohne weiteres zugänglich war, ergibt sich aus folgender Briefstelle an seinen

[1]) Vgl. »Chronik« XXVI., S. 20 ff.

Sohn: »Indessen füllt sich der Badeort immer stärker; doch ist der Raum zu groß und man wird sich weniger gewahr. Ich suche freylich die Gelegenheit nicht auf . . . .« (Briefe, W. A. 36. Bd., S. 94.)

Johann Höger, Doctor der Arzneykunde, Professor der speziellen Therapie der innerlichen Krankheiten und der medizinischen Klinik, Primararzt im allgemeinen Krankenhause in Prag (Hof- und Staats-Schematismus, 1822, II. Theil, S. 184) hat Goethe offenbar nur als Arzt konsultiert. Im Tagebuch kommt sein Name nicht vor. Die Kurliste verzeichnet ihn unter Nr. 92 am 2. Juni.

Davon, daß Christiane damals schon sechs Jahre lang tot war, hatte Herr Kopfenberger offenbar keine Ahnung.

Dabei muß man sich jedoch gegenwärtig halten, daß das Verhältnis zu Ulrike v. Levetzow, das heute unseren Obergymnasiasten aus dem Schulunterricht geläufig ist, damals naturgemäß nur wenigen Näherstehenden bekannt war, ein neuer Beweis also, wie tief die vormärzliche Polizei in das Privatleben einzudringen verstand.

Spuren von Goethes Beschäftigung mit den Neugriechen finden sich in den Tagebüchern am 22. und 23. Juni.

Die Äußerung über den Katholizismus mag vielleicht auf den ersten Blick ein wenig befremdend wirken und sogar den Verdacht aufkommen lassen, daß der österreichische Polizeikommissär Goethe da Ansichten unterschoben habe, die seinem Denken und Empfinden meilenweit entfernt lagen. Wenn wir jedoch Goethes Tagebücher durchblättern, gewinnen wir unwillkürlich den Eindruck, daß er gerade während seines Aufenthaltes in einem katholischen Lande, im regen Verkehr mit intellektuell und sozial hochstehenden Katholiken sich recht eingehend mit diesen Fragen beschäftigt hat.

Was Goethes Stellung zum katholischen Kultus im allgemeinen anbelangt, so sind seine sarkastischen Äußerungen in den Römischen Elegien, in den Venetianischen Epigrammen und in den Zahmen Xenien genugsam bekannt. Diesen steht der wundervolle Hymnus auf die katholischen Sakramente im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit entgegen, der mit der Betrachtung schließt: »Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden! und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?«

Besonders kräftig setzen diese Äußerungen und Betrachtungen während seines Karlsbader Aufenthaltes im Jahre 1807 ein. Allerdings lagen diese Fragen damals gerade in der Luft: Es war die Zeit, in der der Übertritt Friedrich Schlegels und Zacharias Werners sich vorbereitete. Am 1. Juni spricht er »mit Advocat Mener aus Dresden über . . . den androhenden Katholicismus«, am 22. Juni »mit Oberhofprediger Reinhard, besonders über die Aussichten des Protestantismus und der Litteratur«, am selben Tag mit Hrn. von Ompteda . . . über . . . Katholiken in Irland«, am 29. Juni wieder »mit Oberhofprediger Reinhard: über Protestantismus, Katholizismus«, am 24. Juli erwägt er mit dem Geheimen Rat von Faßbinder über die gegenwärtige Lage der Dinge. Argument derjenigen, die eine bessere und höhere Bildung aversiren, »daß ja den Protestanten ihre Cultur ebenso wenig bey Jena als den Katholiken ihre Uncultur bey Austerlitz geholfen oder geschadet habe«. Am 7. September sucht er sich über die Differenz der katholischen und protestantischen Religion klar zu werden und schaltet die ganze umfangreiche Betrachtung gegen seine sonstige Gewohnheit vollinhaltlich in das Tagebuch ein: »Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drey idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden. Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer, und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede. Der Katholicismus hat zum Hauptaugenmerk, dem Menschen seine Unsterblichkeit zuzusichern, und zwar dem Guten eine glückliche. Dem Rechtgläubigen ist sie ganz gewiß, und wegen gewisser kleinerer oder größerer Differenzien setzt er noch einen Mittelzustand, das Fegefeuer, in den wir von der Erde aus durch fromme und gute Handlungen einwirken können. Ihr Gott steht auch im Hintergrunde, aber als Glorie von gleichen, ähnlichen und subordinirten Göttern, so daß ihr Himmel ganz reich und voll ist. Da an eine sittliche Selbstbildung nicht gedacht, oder vielmehr in früheren roheren Zeiten nicht daran geglaubt worden, so ist statt derselben die Specialbeichte eingeführt, da denn niemand sich mit sich selbst herumzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweyung nicht selbst zu vereinen und in's Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rathe zieht.« Zwei Tage später am, am 9. September, kommt er auf der Heimreise in Schleiz wieder auf den Gegenstand zurück und hat einen »Disputat mit August und Riemer über die katholische Religion, insonderheit den Bilderdienst und Ohrenbeichte betreffend«, am 13. und 14. November liest er »Henry's Schrift über das Cölibat der katholischen Geistlichen«, und am 9. Dezember hat er bei Knebel in Jena mit Zacharias Werner »Viel disputirt über Heidenthum, Protestantismus, Katholicismus u. s. w.«,

Am 9. Juli 1812 unterhält er sich in Karlsbad »Mit Fürst Lichtenstein auf der Wiese über die neueste Lust der Protestanten zum Katholicismus überzugehen.« (Tageb., 4. Bd. S. 301, 26f.), wobei er in erster Linie an Friedrich Schlegel und Zacharias Werner gedacht haben mochte, und auf der Heimreise, am 14. September 1812, notiert das Tagebuch: »Über die katholische Religion.«

Wenige Wochen vor seiner Abreise nach Marienbad, am 6. April 1822, spricht er abends mit Oberbaudirektor

Coudray »Über katholische Religion, deren Forderungen und Einfluß.« (Tageb., 8. Bd., S. 183, 6 f.), am 24. April erzählt ihm Ulrike v. Pogwisch »die Geschichte der gestrigen Nonnen-Einkleidung in Erfurt« (ebenda, S. 180, 15 f.)

An den Großherzog und die Großherzogin berichtet er aus Eger am 1. August 1822 (Briefe W A. 36. Bd., S. 101, 5 ff.): Ein bey dem Prälaten [Abt Reitenberger von Tepl] in großer Gesellschaft, von schönem Wetter begünstigt, eingenommenes Mittagsmahl gab, des schrecklichen Weges ungeachtet, Vergnügen und Belehrung. Er theilte mir einige französische Missionsreden, von Fraisinon de la Mennai, in Übersetzung mit, die mein Erstaunen erregten. So mächtige Schritte nach entschiedenem Ziel, so viel Umsicht, Übersicht und Methode im Ganzen, so viel redekünstlerische gewandte Kühnheit im Einzelnen finden sich nicht leicht beysammen. Ich begriff nun jene große Wirkung und die erregte gewaltsame Gegenwirkung. In diesen Reden ganz päpstlich-royalistischen Inhalts findet sich keine Spur von Mönchthum und Pfäfferey. Der Prälat ließ mich in die Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen, aber doch genugsam wirkenden Bemühungen hineinsehen, von denen mündlich zu referieren mir vorbehalte.« Unter den »Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen . . . Bemühungen« ist jedenfalls die Wirksamkeit des am 15. März 1820 verstorbenen, am 20. Mai 1909 heiliggesprochenen Klemens Maria Hofbauer und seine Einführung des Redemptoristen-Ordens zu verstehen.

An seinen Sohn hatte er schon am 11. Juli 1822 in ähnlichem Sinne geschrieben: »Zugleich habe von den modernen Religiositäten in Frankreich und Teutschland manche Wunderlichkeiten vernommen. Auch von solchen Seiten ist es gut, daß man sich in der Welt umsicht.« (Ebenda, S. 93, 8 ff.)

Fünf Jahre später, am 21. Juli 1827, sagt er zu Eckermann in bezug auf Manzoni: »Zweytens ist ihm die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde.«

Die Streitschrift: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet von D. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig, 1822 erschienen, muß großes Aufsehen erregt haben, denn noch im Jahre 1822 erschien eine zweite, 1823 eine dritte und 1824 eine vierte Auflage, außerdem wurde sie von Ch. de Ricow ins Französische übersetzt. Sie will das von Karl Ludwig v. Haller anläßlich seines Übertrittes zur katholischen Kirche an seine Familie gerichtete öffentliche Sendschreiben, in welchem die protestantischen Kirche als eine Pflanzschule des revolutionären Geistes und der Katholizismus als das sicherste Mittel, ihn zu dämpfen, bezeichnet wird, widerlegen und geht von der Verteidigung des Protestantismus allmählich zu den heftigsten Angriffen auf den Katholizismus über. Stellen wie die folgende auf S. 51 der 2. Auflage kommen darin vor: »Ja verderblich ist euer Rath und Plan, Verfinsterung heißt er und Unterdrückung, nicht wie ihr ihn nennet, Restauration und Einigung; das Licht wollet ihr auslöschen in der Welt, damit es fein dunkel werde und der Mensch schweigsam und dumm in den Schatten des Aberglaubens gehe. Das rege Leben der Geister wollet ihr dämpfen, damit es fein still werde wie's auf den Gräbern ist, nur kein Laut die Priester und die Herrscher störe, welche allein wachen sollen in der schlafenden Welt. Ihre theuersten Güter wollet ihr den Menschen nehmen, das Recht der Prüfung und die freye Mittheilung der Gedanken, das selbstständige Urtheil, die erleuchtende Wissenschaft, die freye Kirche, den Schutz gegen Willkühr und Gewalt. Und wenn die Welt nicht gutwillig zurückgiebt was ihr von ihr fordert? Was dann? So muß man ihr nehmen, werdet ihr sagen, was ihr nicht frommt . . . So wird denn Verfolgung beschlossen und Gewalt geübt werden.« Daß ein solches Buch im Metternichschen Österreich den höchsten Anstoß erregen mußte, ist klar. In Goethes Tagebüchern, die sonst seine Lektüre sorgfältig buchen, erscheint der Name Tzschirners im Jahre 1822 nicht. Das Tagebuch des Kanzlers Müller verzeichnet jedoch — allerdings erst unter dem 15. Januar 1823 —: Bei Goethe mit Röhr und Meyer . . . Tschirners Protestantismus.« (Biedermann, Goethes Gespräche, 2. Aufl., V, 131.) Der Goethe so nahe befreundete Graf Reinhard dachte anders: »Auch Tschirners unvollendete, posthume Schrift (»Briefe eines Deutschen an Chateaubriand«) und Kühlwes Broschüre über die Taschenspielerei den Katholizismus zu idealisieren, hab' ich mit Interesse gelesen. Der Kampf auf Leben und Tod des Kirchenthums hebt sich jetzt überall als prädominierendes Moment der Zeitgeschichte hervor, und von seiner Seite gar nicht ohne Hoffnung und Möglichkeiten des Siegs,« schreibt er am 30. Juli 1828 an den Kanzler Müller (GJB XI, 50).

Tzschirner, von dem Kaysers Bücherlexikon (5. Teil, Leipzig, 1835, S. 485) 48 Schriften, deren polemischer Inhalt sich meist schon aus dem Titel ergibt, aufzählt, hat auch 1821 bei W. Vogel in Leipzig eine anonyme Broschüre: »Die Sache der Griechen, die Sache Europa's« erscheinen lassen. Im Jahre 1814 hatte er fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung den sächsischen Heeresteil unter Karl August als Feldpropst bis Tournay begleitet. (ADB, 39, Bd., S. 62 ff.)

»Christoph Wilhelm Schumann, großherz. sachsen-weimarischer Kriminalrath, aus Weimar,« war nach Angabe der Kurliste (Nr. 172) am 16. Juni in Marienbad angekommen. In Goethes Tagebüchern erscheint Schumann während des Marienbader Aufenthaltes nicht.

Zur Spiraltendenz der Vegetation.

(*Mit einem ungedruckten Briefe von K. v. Martius an Goethe.*)

Von Prof. Dr. Julius Zellner.

Goethe hat sich in seinen letzten Lebensjahren unter anderm auch mit einem botanischen Problem beschäftigt, welches er selbst als die »Spiraltendenz der Vegetation« bezeichnete. Seine daraufgerichteten Studien wurden nach seinem eigenen Bericht angeregt und befördert durch den bekannten Botaniker Karl Freiherrn v. Martius, der, wie manche Aufzeichnungen und Briefe beweisen, in mehr als einer Hinsicht dem greisen Meister nahestand. Der Verkehr der beiden Männer, dessen Beginn ins Jahr 1823 fällt, ist begreiflicherweise hauptsächlich ein brieflicher gewesen. Dieser Briefwechsel[1] betraf wohl vorwiegend aber nicht ausschließlich botanische Gegenstände und enthält noch Dinge genug, die es begreiflich erscheinen lassen, daß Goethe nicht nur dem Forscher mit Hochachtung, sondern auch dem Menschen Martius mit warmer Zuneigung entgegenkam. Sehr wesentlich gefördert wurde jedoch dieser freundschaftliche schriftliche Verkehr durch zwei Besuche, welche Martius in Weimar abstattete und von denen besonders der zweite (vom 4. bis 6. Oktober 1828) für Goethes botanische Studien belangreich war. Martius hatte auf zwei Naturforscherversammlungen (zu München 1827 und zu Berlin 1829) zwei Vorträge über die Architektonik der Blüten gehalten, über welche Referate in Okens Zeitschrift (Isis) erschienen (1828 und 1829).[2]) In diesen für die botanische Systematik bedeutungsvollen Vorträgen hatte Martius unter anderem auch die Ansicht entwickelt, daß die Bestandteile der Blüte (Kelch und Blumenblätter, Staubgefäße und Stempel) in sehr flachgängigen Schrauben (»in ineinanderliegenden Spirallinien«) angeordnet seien, während man sonst jene Organe als in Kreisen gestellt betrachtet hatte. Diese Ansicht, welche übrigens nur sehr beschränkte Richtigkeit hat, wurde von Martius anläßlich seines Besuches in Weimar an der Hand einer schematischen Zeichnung erläutert und erregte Goethes Aufmerksamkeit in hohem Grade, wie aus den folgenden Stellen eines Briefes[3]) deutlich zu ersehen:

». . nur fühlt ich nach Ihrer Abreise allzusehr, daß Sie mich mit der spiralen Tendenz des Pflanzenwachstums, der Sie eine so geistreiche Entwickelung gegeben, nicht genugsam bekannt gemacht. Nach Anleitung der kleinen zurückgelassenen Skizze bin ich indessen weiter geschritten und finde die merkwürdigsten Zeugnisse und liebenswürdigsten Analogien zu dieser Ansicht, habe manches notirt, einzelnes stehen lassen, anderes zusammengereiht. Nun aber wünscht ich zu Beschleunigung meiner Forschung, daß Sie mir die Entwickelung Ihrer Gedanken auf die Weise mittheilten, wie Sie es in Berlin getan.. Da hiebey auch von einem Modell die Rede war, so würde solches gut eingepackt mit dem Postwagen, unfrankirt, zu meiner höchsten Zufriedenheit je eher je lieber anlangen. Dieß soll mir mit Ihnen, mein Werthester, eine neue mentale Geselligkeit werden, wie es jetzt schon durch die übersendete brasilianische Reise geworden ist.«

Dieses Modell wurde nun von Martius an Goethe übersandt mit einem Schreiben, welches eine Erklärung des Apparates enthielt. Es befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und ist uns von dem derzeitigen Direktor Geheimrat Dr. Wolfgang v. Oettingen, der dem Wiener Goethe-Verein gleichwie seine beiden Vorgänger im Amte ein stets hilfsbereiter Gönner ist, in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden. Bei Geiger ist es nicht abgedruckt.

Euer Excellenz

beehre ich mich hier beifolgend das Modell vorzulegen, durch welches ich versuche, meine Vorstellungsweise vom Blüthenbau anschaulich zu machen. Schon viel früher würde die Sendung erfolgt seyn, wenn ich nicht gehofft hätte, die Maschine durch einfache Springfedern in der Art zu verbessern, daß man die Stellung der verschiedenen Blätter auf einmal und zwar durch einen Druck verändern könnte. Es erwieß sich jedoch, daß eine solche Komplication das Instrument schwerfällig machen und niemals ohne große Kunstmittel herstellbar seyn würde, und ich muß daher Euer Excellenz bitten, mit diesem unvollkommenen Versuche vorlieb zu nehmen. Das Schlimmste ist, daß ich selbst die Orte, an denen die Blätter sitzen, nicht genauer angeben konnte, so daß diese jedesmal, je nachdem man diese oder jene Blumenform darstellen will, geordnet werden müssen. Die grüne Blätter bedeuten den Kelch, die rothen die Krone, dann folgen zwei Kreise Staubfäden und endlich fünf Fruchtknotenblätter, letztere von blauer Farbe. Bei den Dicotyledonen fängt der Kelch oben an der Achse an, und seine Blätter folgen sich so: bei den Monocotyledonen ist der Umlauf einfacher und gleichsam nur eine Spiralwindung. Die darauffolgenden Kreise wechseln immer mit den untern ab und fangen auf der gegenüberstehenden Seite an. pp die weiteren Entwickelungen sind in meinen beiden Vorträgen zu München und Berlin, welche sich in der Isis gedruckt finden, gegeben. Ich füge nur die Bemerkung bei, daß die Stellung der wahren Blätter an den Zweigen stets eine gesetzmäßige Beziehung zu den Zahlen in der Blüthe zu haben scheine. So ist sie z. B. bei den Scrophularinen mit abwechselnden Blättern z. B. Digitalis, Virgularia 14, was den 5 Kelch-5 Kronenstücken und 4 Staubfäden

[1]) Bratranek I., S. 333 ff. Goethe und Martius. Ludwig Geiger, Goethe-Jahrbuch 1907. S. 59.

[2]) Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 26. Dezember 1829: »Ich hatte die Lehre von der Spezialtendenz der Pflanzen im Sinne«. Die Eintragung vom 27. beginnt. »Las die auf vorgemeldete Angelegenheit in der Isis befindlichen Aufsätze«. Am selben Tage noch schreibt er an Martius: »nur will ich bemerken: daß ich Ihre Mittheilungen in der Isis von 1828 und 1829 diese Tage wiederholt betrachtet habe.«

[3]) Geiger, Nr. 5.

entspricht. Die Zahlen 5, 9, 14, 21 kommen am häufigsten vor, und wenn sie da, wo sie überschritten worden sind, durch das Plus ein Vorwalten des Vegetationstriebes anzeigen, ist auch erklärlich, warum es dann in solchen Zweigen zu keinen Blumen kommen kann.

Leider bin ich in diesem Sommer durch andere Geschäfte verhindert worden, die hierhergehörigen Studien zu erneuen und fortzusetzen; um so glücklicher macht mich der Gedanke, daß selbst Ew Excellenz es nicht verschmähen, diesen Weg der Untersuchung einzuschlagen.

Wir besitzen nun auch Rauch hier, dessen Persönlichkeit Alle, die ihn kennen mit Achtung und Neigung erfüllet. Mit Vergnügen sehe ich ihn bisweilen bei mir, aber seine Tochter, der wir, nach dem Wunsche Ihrer Frau Schwiegertochter, die beste Aufnahme gewidmet haben würden, ist, wiederum verheurathet, noch nicht hierher gekommen. Ich bitte Ew Excellenz dieß unter den hochachtungsvollsten Empfehlung[en] von uns Allen hochdero Frau Schwiegertochter anzudeuten, damit Sie Sich überzeuge, daß der von Ihr ausgesprochene Wunsch mir Befehl sey.

Das Jahr führt uns nun bald wieder den 28ten August zurück, an welchem Tausende von Ew Excellenz Verehrern dankbar zum Himmel blicken, und dessen Segen für Sie auf viele Jahre noch heraberflehen. Wie herzinniglich meine ganze Familie mit mir diesen Ehrentag der Deutschen feiert, darf ich nicht versichern. Wir vertrauen aber auch überdieß einer lebendigen Überzeugung in uns, die mit lauter Stimme versichert, daß Euer Excellenz noch viele Jahre in ungetrübter Kraft und Heiterkeit unter dem jüngeren Geschlechte wirken werden, das Sie dankbar segnet.

Im Gefühl tiefster Verehrung

Euer Excellenz

unterthäniger Martius

München d. 20. Aug. 1829.

Goethe erwidert am 22. Dezember 1829[1]):

»mich hat der Gedanke von gesetzlicher Spiralwirkung beym Entfalten und Ausbilden der Pflanzen, vom ersten Augenblick an als ich ihn vernommen, beschäftigt und seit dem schönen auslangenden Modell nur destomehr bis auf den heutigen Tag«

[1]) Geiger Nr. 6.



Das Martius'sche Modell. (Seitenansicht.)

Und weiters in der Schrift »Zur Spiraltendenz der Vegetation«[1]):

»In zweien nach Jahresfrist auf einander folgenden Vorlesungen hatte er (Martius) in München und Berlin sich umständlich und deutlich genug hierüber (Architektonik der Blüten) erklärt. Ein freundlicher Besuch desselben, als er von dem letzteren Orte zurückkam, gewährte mir in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung, welche sich durch charakteristische, wenn schon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare setzte. Die in der Isis Jahrgang 1828 und 1829 abgedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewiesenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.«

Goethe hat den Gedanken der schraubenförmigen Anordnung der Pflanzenorgane, welchen Martius lediglich mit Bezug auf den Blütenbau ausgesprochen und verfolgt hatte, sehr verallgemeinert und zur Hypothese der Spiraltendenz erweitert. Näheres darüber wäre in der eingehenden Schrift Hansens[2]) einzusehen.

Trotz des mehrfachen Wechsels der Besitzer befindet sich das Modell in einem tadellos erhaltenen Zustand. Die Art seiner Ausführung zeigt, daß Martius dieses Geschenk für Goethe mit besonderer Sorgfalt hatte herstellen lassen. Zur Erläuterung der nebenstehenden Abbildung sei folgendes bemerkt: Auf dem runden, braun politierten Sockel ruht — in einem Gelenke drehbar — eine konische Säule aus Pappe, welche die Blütenachse repräsentiert. Auf derselben sind nun fünf sehr flachgängige Spiralen aus starkem Messingdraht, lose drehbar angeordnet, auf welchen sich je fünf gleichgefärbte, aus Papier geschnittene mit Leinwand oder Leder eingesäumte blattartige Figuren verschieben lassen.

Die Erklärung dafür, daß Martius je fünf gleiche Blätter in einer Spirale und zwei solche Spiralen für die Staubgefäße verwendet, ergibt sich aus folgender Stelle der »Isis 1828, Band XXI, Sp. 524: (er nimmt an) »daß in den Monocotyledonen die Drey- in den Dicotyle-

[1]) WA II. 7. Bd. S. 48.
[2]) Goethes Metamorphose der Pflanzen. Gießen 1907 S. 415 ff.

donen die Fünfzahl gesetzmäßig sei, und er glaubt mit Robert Brown, daß die Zahl der Staubfäden in der regelmäßigen Bildung gleich sei der Zahl der Kelchteile, plus der der Kronenteile; daher scheinen ihm bey den Monocotyledonen sechs, bei den Dicotyledonen zehn Staubfäden der Urtypus.

Dadurch daß sich die einzelnen Blätter jeder Spirale beliebig verschieben oder von dem Draht ganz herabziehen lassen, ist es möglich Blütenformen mit verschiedener Stellung der einzelnen Organe oder mit anderer (geringerer) Zahl derselben zu veranschaulichen. Dieser Zweck des Modells erhellt auch aus folgender Stelle:

Martius erläuterte übrigens seine Ansicht durch ein Modell, worin er auf der Achse mehrere Umläufe befestigt hatte, und womit er nach den verschiedenen Stellungen und Reduktionen, welche er mit den Blättern der Umläufe vornahm, verschiedene Pflanzenfamilien darstellte.« (Isis 1828, Sp. 529.)

Was endlich die Bedeutung der gelenkigen Verbindung zwischen dem Modell und dem Untersatz betrifft, so hat sich Martius in seinem Begleitschreiben nicht darüber ausgesprochen; doch kann die folgende Stelle aus dem oftzitierten Referat einen Anhaltspunkt für die Erklärung geben: er (Martius) betrachtet Zahl der Teile (Blütenteile), Reduktion derselben (welche Teile und wo sie sie trifft) und das Achsenverhältnis, welches sich noch besonders darin mannichfach gestaltet, daß die Achsen der Blüten nicht immer vertikal aufsteigen, sondern sich von der Hauptachse des Blütenstandes bald abwärts bald aufwärts neigen; wodurch insbesonders die unregelmäßigen Blumenbildungen von ihm abgeleitet werden. (»Isis« 1828, Sp. 529.)

Das Martius'sche Modell. (Vorderansicht.)

Man kann also dem Blütenmodell eine geneigte Lage geben und durch entsprechende Verschiebung der Blätter auf den einzelnen Drahtspiralen auch die unregelmäßigen Blüten in ihrer charakteristischen Stellung zur Hauptachse versinnbildlichen.

Das Martiussche Original-Modell nun, dessen Besitz Goethe so große Freude bereitet hat, bildet heute eines der wertvollsten Schaustücke des Wiener Goethe-Museums. Goethes Schwiegertochter Ottilie hatte es dem ihr innig befreundeten Professor Dr. Romeo Seligmann geschenkt, dessen Sohn Prof. R. F. Seligmann das Modell nebst zahlreichen Briefen von Ottilie und ihren Söhnen Walther und Wolfgang v. Goethe an seinen Vater in hochherzigem Entschlusse dem Wiener Goethe-Museum überwiesen hat.

Bücherschau.

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen, auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben von Karl Alt. 36.—38. Teil, herausgegeben von S. Kalischer.

Dieser kürzlich erschienene Band enthält Goethes naturwissenschaftliche Schriften mit Ausnahme der auf Optik und Farbenlehre bezüglichen. Der Herausgeber, S. Kalischer, gibt zunächst in einer allgemeinen Einleitung ein sorgfältig ausgeführtes Bild von der Stellung Goethes zur Naturwissenschaft, von dem Werdegang seiner Studien und seinem Verhältnis zu den zeitgenössischen Naturforschern, die seine Gedankenwege nur zum geringsten Teil zu verfolgen vermochten. Großes Gewicht wird auf den Nachweis gelegt, daß Goethe, durch verwandte Ideen Spinozas, Herders und Kants angeregt, einer der Hauptbegründer der Entwicklungslehre geworden und als ein Vorläufer Darwins zu betrachten ist. Wenn schon das retrospektive Verfahren, später gewonnene Erkenntnisse in Aussprüchen und Andeutungen früherer Autoren wiederzufinden, häufig etwas Mißliches an sich hat, besonders dann, wenn sich aus den älteren Arbeiten keine weiteren Konsequenzen ergeben als solche, welche bereits auf anderem Wege gefunden worden sind, so hat der Herausgeber doch verstanden, unter Zuhilfenahme einer Reihe sorgfältig gewählter und geistreich interpretierter Zitate seine Anschauung dem Leser nahezurücken. An die allgemeine Einleitung schließen sich nun spezielle, zu jeder Gruppe sachlich verwandter Arbeiten gehörige an, u. zw. zunächst in solche über Morphologie, welche sich in zwei Unterabteilungen: »zur Botanik« einerseits, »zur Osteologie und Zoologie« andrerseits gliedert. In diesen wird auf die Geschichte der diesbezüglichen Studien und Arbeiten

Goethes näher eingegangen, deren wissenschaftliche Bedeutung hervorgehoben und das Verhalten späterer Gelehrter zu Goethes Forschertätigkeit kritisch beleuchtet. In allen diesen Darlegungen wird das Streben des Herausgebers nach objektiver Beurteilung angenehm fühlbar, die man in anderen Arbeiten über den gleichen Gegenstand — selbst in solchen neuesten Datums — häufig vermißt. Desgleiche gilt für die beiden weiteren Essays, welche den Goetheschen Arbeiten über Mineralogie und Geologie sowie über meteorologische Gegenstände vorausgehen. In diesen wie in den früheren Besprechungen vertritt der Herausgeber den Standpunkt, daß das naturwissenschaftliche Lebenswerk Goethes weniger durch seine einzelnen Ergebnisse als durch die Forschungsmaximen und allgemeinen Anschauungen Wert und Bedeutung gewinnt.

Auf den Text selbst ist alle Sorgfalt verwendet worden, die Anordnung ist zunächst vom sachlichen, daneben auch vom historischen Gesichtspunkt aus durchgeführt. Was die Auswahl betrifft, so wird der Freund von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten nichts Wesentliches vermissen, höchstens die Schrift »Zur Spiraltendenz der Vegetation«, welche uns trotz ihres geringen Umfanges bedeutungsvoll erscheint, schon deshalb, weil in ihr das reiche Forscherleben des Dichters harmonisch ausklingt.

Dr. Julius Zellner.

Entlegene Spuren Goethes. Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Dargelegt von Max Geitel, Geheimer Regierungsrat im kaiserl. Patentamt. Mit 35 Abbildungen. VIII u. 215 S. 8°. Geb. Mk. 6·—. Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin.

Immer wieder ist in kleineren Zeitschriftenartikeln Goethe als Vorläufer oder richtiger Vorahner moderner und modernster Erfindungen und Einrichtungen dargestellt worden. Der Verfasser des vorliegenden vom Verlage prächtig ausgestatteten Buches, der ziemlich abseits vom Kreise der Goethe-Philologie steht, dafür aber das gediegene Rüstzeug aus dem Schatze der exakten Wissenschaften mitbringt und Goethes Werke und Briefwechsel, und zwar nicht nur für den Zweck des vorliegenden Buches, eingehend studiert hat, würdigt zum ersten Male im Zusammenhange jene Seite der Tätigkeit Goethes, welche »insbesondere demjenigen Zweige menschlichen Schaffens angehört, der unter dem Begriff ‚Technik' zusammengefaßt wird, auf eine praktische Ausnutzung der Naturwissenschaften abzielt und ein neues Zeitalter in die Wege geleitet hat«.

Kurz, aber recht anschaulich und für den angestrebten Zweck völlig ausreichend orientiert der erste Abschnitt über den Stand der induktiven Wissenschaften und der Technik zu Goethes Zeit. Für den Goethe-Forscher, der selbst in der Lage ist, Goethes Äußerungen und Beziehungen zu den einzelnen Zweigen der Technik aus seinen Werken, Briefen und Tagebüchern zusammenzustellen, ist dies unstreitig das wertvollste Kapitel, denn es gibt ihm erst den Maßstab an die Hand, Goethes Äußerungen richtig zu verstehen und zu beurteilen. Weiter lesend in dem prächtigen Büchlein, in dem zahlreiche gute Abbildungen den Text begleiten, wird er immer mehr staunen über die Fülle der Gesichte. Von zahlreichen Erfindungen, die das Leben in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Grund aus umgestaltet haben, hat Goethe schon Kenntnis gehabt: Leuchtgas, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, ja sogar Elektrizität und Luftschiffahrt haben in ihren Anfangsstadien sein lebhaftes Interesse erregt, und die Entdeckung der Photographie in natürlichen Farben geht, wie wir staunend erfahren, auf eine Anregung Goethes zurück.

Den von Alexander v. Humboldt angeregten Gedanken eines Durchstiches der Landenge von Panama hat er mit Feuereifer aufgegriffen, er hätte gern eine Verbindung der Donau mit dem Rhein und die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez gesehen, und diesen drei Dingen zuliebe es wohl der Mühe wert gefunden, es noch einige 50 Jahre auszuhalten. Bautechnische Fragen haben ihn von frühester Kindheit — dem Umbau des väterlichen Hauses — bis in seine letzten Lebensjahre begleitet, und jahrzehntelang ist er der oberste Chef eines Bergwerksbetriebes gewesen.

Dem ungemein lesenswerten Büchlein, das wohl niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, hätten mit einer leisen Variation des Sinnes Goethes Worte aus den Paralipomena zu den »Wanderjahren« als Motto vorangestellt werden können: »Bei Ausbreitung der Technik hat man keine Sorge; sie hebt nach und nach die Menschheit über sich selbst und bereitet der höchsten Vernunft, dem reinsten Willen höchst zusagende Organe; hingegen ‚die Ausbreitung der Künste bewirkt Pfuscherei'.«

P.

A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg, Beiträge zur Kenntnis der Physiognomischen Fragmente J. C. Lavaters, mit unveröffentlichten Briefen an Goethe und Herder. »Nord und Süd«, Band 126, S. 90/102.

Die in dem oben angeführten Aufsatz auszugsweise mitgeteilten und ausdrücklich als »ungedruckt« bezeichneten Briefe an Goethe sind alle längst bekannt. Vgl. Beilage zur »Allg. Z.«, 1898, Nr. 131 (Schriften der Goethe-Ges. 16, 1901, S. 5—7).

Von den sechs Briefen an Herder, die Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg zum erstenmal zu veröffentlichen erklärt, sind fünf schon längst, zum Teil schon seit 50 Jahren, bekannt. Vgl. Beilage zur »Allg. Z.« 1900, Nr. 179, und Heinrich Düntzer, Aus Herders Nachlaß II, 1857, Nr. 10, 15, 18, 30. — Nur die letzten acht Druckzeilen des in Rede stehenden Aufsatzes enthalten von Lavater an Herder gerichtete Worte, die bis jetzt nicht gedruckt waren; sie sind vom 3. Februar 1776 datiert, fehlen in Herders Nachlaß, haben sich nur in Lavaters handschriftlichem Nachlaß erhalten. Vermutlich wurden sie nie an Herder abgeschickt; vgl. Pfenningers und Lavaters Brief an Herder vom 5. bis 27. Februar 1776.

Gernsbach. *Heinrich Funck.*

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

SIEBENUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1913.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1914.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15.



Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK

des

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. Wien, 1. April 1913. Nr. 1—2.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Richard Maria Werner †. — »Die Geschwister« von Alexander v. Weilen. — Zu Goethes Stammbuch-Einträgen von Max Morris. — Faustisches: I. Clavicula Salomonis von Agnes Bartscherer. II. »Plutus« und III. »Schwedenkopf« von R. F. Arnold. IV. »Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten« von Karl Kaderschafka. — Goethes Faust in der bildenden Kunst.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Neue Mitglieder:

Bohaczek Elisabeth, Frau, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Bohaczek Gertrud, Fräulein, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Bohaczek Johanna, Fräulein, IX., Schwarzspanierstraße 22.
Dessauer Ernst, Dr., XVIII., Colloredogasse 35.
Frankl Adolf, I., Eßlinggasse 17.
Fuchs Adele, XIII/2, Penzingerstraße 121.
Gajšek Stephanie v., Phil. Dr., IV., Resselgasse 3.
Groag Ernst, Ingenieur, IX., Kolingasse 20.
Herzer Viktorine, XIII/6, La Rochegasse 22.
Heyszl Erich, II/1, Taborstraße 75.
Krassa Hans, Dr., VIII., Kochgasse 16.
Löwy Hans, VII., Mariahilferstraße 96.
Markus Gustav, I., Rudolfsplatz 3.
Meißner Helene, VI., Schmalzhofgasse 24.
Molitor Marianne, Dr. IX., Alserbachstraße 10
Müller Minna, V., Franzensgasse 2.
Neeser Marga, IX., Bleichergasse 4.
Schrutka Wilhelm, Dr., k. k. Notar in Pohrlitz.
Sontag K., III., Ungargasse 42.
Strauß Ludwig, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Schottenbastei 16.
Strakosch Siegfried, Großindustrieller, XVIII., Sternwartestraße 56.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich besonders verdient gemacht die Herren Doktoren Brüch, Frau Adele Fuchs, Herr Dr. Otto Lorenz.

Richard Maria Werner †.

Am 31. Jänner 1912 ist Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner, den wir am 20. März 1911 in den Ausschuß gewählt haben, in seinem 59. Lebensjahre einem alten Leiden erlegen, das ihn gezwungen hatte, vorzeitig vom Lehramte zurückzutreten. Wir können die Persönlichkeit des Verewigten nicht besser würdigen, als indem wir hier die Worte wiederholen, die der Obmann-Stellvertreter des Wiener Goethe-Vereins, Professor Dr. Alexander v. Weilen, am offenen Grabe Werners gesprochen hat:

»Der Tod ist schrecklicher, als wir glauben. Er verdüstert die Lichter, die so bunt und lustig um uns hin schimmern, aber im Herzen zündet er ein Licht an, da wird's hell.«

So spricht Hebbel in seiner »Maria Magdalena«. Auch in uns wird's hell, trotz der tiefen Trauer, wenn wir uns den gütigen, lieben Mann und Freund vorstellen, wenn wir noch einmal in sein treues Auge zu blicken wähnen. Und hell war's in ihm, erhellt war das ganze Dasein trotz Krankheit und Leiden von dem Lichte seiner sanften, ruhigen Wissenschaft. Früh vom geliebten Katheder abzutreten gezwungen, hat er sich eine Welt in seiner Werkstatt gebaut, in die er große Geister und Menschen geladen. Hier klang ihm vieltönig das deutsche Lied herein. Goethe mit seinen Genossen suchten ihn heim, halbvergessene Schatten wurden zu neuem Leben beschworen, der lustige Wiener Hanswurst und seine Theatersippe sprang ihm entgegen, über alle stieg riesengroß und übermächtig jener Genius empor, dem sich der Knabe schon im Elternhaus verschrieben. Friedrich Hebbels treuester Diener zu sein war unseres Freundes größter Stolz, für ihn zog er zu Felde, und er eroberte ihm das Ehrenzeichen des deutschen Klassikers: die kritische Ausgabe. Nunmehr, wo sie zum vierten Male in die Welt hinauszieht, schließt er die müden Augen, die noch mit ihren letzten Blicken auf den geliebten Texten geruht. Mit dem Namen des unsterblichen Dithmarschen ist der seine untrennbar vereinigt. Friedrich Hebbel — Richard Maria Werner. Der Dritte in dem Bunde ist der Tod, wie Hagen von Tronje spricht. Im Säkularjahr der Geburt seines Dichters ist sein Herausgeber von uns gegangen. »Redlich und ohne Prunk«, so hat er selbst im Motto eines Essays sein Schaffen gekennzeichnet. So will auch ich redlich und ohne Prunk ihm danken im Namen des Wiener Goethe-Vereins, der Gesellschaft für Theatergeschichte und des Literarischen Vereins, denen er mit Rat und Tat beigestanden, und als bescheidener Vertreter im Namen seiner Wissenschaft, der seine besten Kräfte sich erfolgreich geweiht.

I. Goethe-Abend

(Mittwoch, den 29. Jänner 1913.)

»Die Geschwister.«

Einleitender Vortrag. Von Alexander v. Weilen.

Ihrem Umfange nach sind »Die Geschwister« eines der kleinsten Dramen Goethes. Wenige Szenen, die sich im einfachsten bürgerlichen Kreise abspielen, drei Personen, nach tragischen Anläufen eine Lösung, die zu dem jedem Publikum erwünschtesten Ziele, der Heirat, führt. Aber in dieser Armut, welche Fülle von Poesie, so reich, daß man kaum wahrnimmt, wie sich unter den duftenden Rosen, die der Dichter darbringt, eine gar giftige Schlange birgt. Das Werk ist ein wahres und echtes Bekenntnisdrama Goethes, wie die Iphigenie und der erste Faust, zwischen denen es zeitlich liegt.

Vergegenwärtigen wir uns die Daten der Entstehung. Am 26. Oktober 1776 hat Goethe auf einer Reise das Stück »erfunden«, am 28. und 29. niedergeschrieben. Ein Jahr nach seiner Ankunft in Weimar. Der wilde Titanismus, das Streben nach dem Kolossalischen ist vorüber, er sucht und findet sein Glück in der Beschränkung. Er faßt die kleine Umwelt nicht mehr so sentimentalisch wie im Werther — mit der innigsten Freude am Gegenständlichen stellt er sich in die enge Häuslichkeit seines Gretchen und Klärchen, und die ersten Worte des Stückchens rufen den Segen im Kleinen über Wilhelms ehrliche Tätigkeit herab. Ein Genrebild rein bürgerlicher Behaglichkeit tut sich vor uns auf, so wie Goethe in einem kleinen Aufsatze an Rembrandt und Rubens anknüpfend dem Künstler die Einschränkung auf das, was er um sich sehe, eingeschärft und ihm zugerufen hatte: »Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, wenn du kannst, über alle Welt.«

Kleine Reisen von Weimar aus hatten ihm den Zauber des deutschen Städtchens und seines Tagesgetriebes erschlossen. Wie sein Wilhelm nicht achtlos an der Käsefrau vorübergeht, die bei einem Lichtstümpfchen ihre Ware abwiegt, so schildert er am 30. Oktober 1776 seinen morgendlichen Aufbruch von Frankfurt: »Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seine Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmernden Regen.« Sein Herz öffnet sich für die Klasse von Menschen »die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit«. Und in diese Welt führen uns auch die ersten Bücher von »Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung«. Weit eingehender als in der endgiltigen Fassung wird das Leben der Kleinstadt und des Vaterhauses geschildert und mit Liebe die Poesie der Ziffer, des Handels entwickelt. Was Goethe da an Wilhelm Meister tadelt, »die Liebe zu Zahlen und besonders die Liebe zu Brüchen, in denen so vieles zu stecken pflegt, ging ihm ab, Aufmerksamkeit auf kleine Vorteile, Gefühl von dem hohen Werte des Geldes«, das ist dem andern Wilhelm des kleinen Stückes wohl geläufig. Der enge Kreis und die engen Menschen seines Dramas sind ihm zu wahrer Poesie geworden, eben weil sie sich aus den realsten Grundlagen des menschlichen Daseins entwickeln. So bilden »Die Geschwister« eines der wichtigsten Dokumente für Goethes dichterischen Realismus und für sein helles Auge ist gesprochen, was Fabrice sagt: »Jeder bemerkt in seiner Art. Ich glaub', es sind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käsemüttern und ihren Brillen geguckt haben.«

Die Nähe des Wilhelm Meister offenbart sich schon in der Namengebung. Der Held heißt Wilhelm, wie bereits der Korrespondent Werthers, es ist der Vorname Shakespeares, den er als »Stern der höchsten Höhe« angerufen; das Mädchen heißt Marianne, ein Lieblingsname des Sturms und Drangs, der auf Hallers schöne dichterische Huldigung für seine entschlafene Gattin zurückgeht, und ebenfalls im Romane für die erste Liebe des Jünglings verwendet wird. Und noch eine Frau spielt in dem Stücke mit, wenn sie auch die Szene nicht betritt, die entschlafene Mutter Mariannens, die Goethe mit jenem Namen nennt, der ihm damals das »Glück der nächsten Nähe« schuf: Charlotte. Es ist der Name Frau v. Steins, und sie ist es, die dem Stücke seinen Inhalt gegeben hat.

Die äußere Gruppierung der Personen entspricht einer Reihe anderer Werke Goethes: der Bruder stellt sich schützend zwischen die Schwester und den sie begehrenden Freier. Man denke an Götz, Clavigo, Faust, ja auch an den Egmont, wo Brackenburg bei Klärchen nur brüderliche Liebe findet. Hier handelt es sich aber um ein weit tieferes Problem: Marianne ist nicht die Schwester Wilhelms, sondern die Tochter seiner Jugendliebe, ihm von der Sterbenden anvertraut. Die vermeintlichen Geschwister lieben sich, der Mann mit wohlbewußter Zurückhaltung, das Mädchen mit einem weit tieferen Gefühle, dem sie, ohne sich Rechenschaft geben zu können, nachhängt. So stellt sich das gefährliche Thema der Geschwisterliebe, das noch später in den vollendeten »Wilhelm Meister« andeutungsreich hineinspielt.

Es hat seine literarische Tradition. Schon Wieland hatte es gestreift, Lessing war im »Nathan« kühl daran vorbeigeglitten, der Sturm und Drang nahm es mit Leidenschaft auf, Goethes Jugendfreund Lenz hatte es zwei Jahre vor den »Geschwistern« auf die Szene gestellt im »Neuen Menoza« mit tragischem Ausgang, der Roman »Woldemar« seines Freundes Jacobi gibt ein Jahr nach Goethes Drama eine Art Gegenstück, indem zwei junge Leute, die in geschwisterlichster Zuneigung miteinander leben, eine Heirat eingehen sollen, die das Mädchen als eine Abscheulichkeit zurückweist. Es ist begreiflich, daß gerade der Dichter unseres Stückes diese Wendung als verlogen entrüstet zurückweisen mußte. Und der Stoff kehrt in der Literatur immer wieder, von Kotzebue bis auf unsere Tage, bis auf Hermann Bahrs »Kinder«.

Jedenfalls ist diese literarische Überlieferung für Goethe wichtiger als ein oft herangezogenes französisches Stück »La pupille« von Fagan (1735), das oft ins Deutsche übersetzt, ein beliebtes Repertoirestück der Bühnen war. Hier handelt es sich um die Liebe zwischen Vormund und Mündel, die sich beide nicht zu gestehen wagen, das Mädchen ergreift schließlich die Initiative, aber der etwas schwachsinnige alte Herr versteht die handgreiflichsten Anspielungen nicht. Da stellt sie ihn vor einen Spiegel und sagt ihm, hier werde er den Mann sehen, den sie liebe. In dem Augenblick tritt der junge Mensch ein, der um sie angehalten, und er muß ihn für den Begünstigten halten. Selbst nachdem sie schon ausgesprochen, ihr Herz gehöre einem älteren Manne, fällt sein Verdacht auf einen fast achtzigjährigen Onkel, und was dergleichen sinnige Verwicklungen mehr sind, bis endlich die Erklärung erfolgt. Die Ähnlichkeiten mit Goethes Werk sind nur rein äußerlich: auch hier hat der Mann das Mädchen aus der Hand der sterbenden Mutter empfangen, und der Freier setzt mit seinem Antrage das junge Geschöpf in eine Verlegenheit, die die offene Aussprache herbeiführt. Goethes Wilhelm ist jedenfalls, wie schon seine Beziehungen zu Charlotte zeigen, nicht mehr in der ersten Jugend: aber dieses Motiv des Altersunterschiedes, das ja dann nach Fagan in Kotzebues »Mann von vierzig Jahren« und in Goethes Novelle »Der Mann von fünfzig Jahren« wie bis in die neueste Theaterliteratur wiederkehrt, spielt in den »Geschwistern« gar keine Rolle, sie basieren ausschließlich auf dem geschwisterlichen Verhältnisse, und dieses ist für Goethe weit mehr als Tradition, es ist innerlichstes, tiefstes Erlebnis des Dichters.

Für den Jüngling Goethe hat die Schwester Cornelie eine bedeutsame Rolle gespielt, sie ist die Adressatin der intimsten Leipziger Geständnisse, die Schönen von Klein-Paris müssen oft hinter dem Mädchen im Frankfurter Elternhause zurückstehen. Er weiht ihr eine Zuneigung, die über ein verwandtschaftliches Gefühl fast befremdlich hinausgeht, wie noch Dichtung und Wahrheit bekennt: »Manche Sorgen und Verwirrungen bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie nur immer gewaltiger auseinanderhielt«. Und aus persönlichster Erfahrung klingt es, wenn Goethe noch 1827 gegen Eckermann äußert, daß zwischen Bruder und Schwester gar oft die sinnlichste Neigung stattfinde. Als er nach Weimar kam, hatte er, wie Wilhelm von sich erzählt, bunt gewirtschaftet, verschwendet, manche leichtsinnige Gefälligkeit erhalten und erwiesen. Da trat Frau v. Stein in sein Leben. Auch hier gabs Stürme, die sie zu schlichten wußte durch zarte Führung, sie schafft in ihm die Genügsamkeit, den zarten Frieden, die den Unterton der Geschwister bilden, und wie Wilhelm ausruft, er sei durch Charlotte ein anderer Mensch geworden, so schreibt Goethe die wundervollen Verse für Frau v. Stein nieder:

»Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.«

Die scharfe Grenze, die sie gezogen, die er nur zu oft zu überspringen willens war, bezeichnet sein resigniertes Wort: »Adieu Schwester, weils denn so sein muß«. Sie tritt an Stelle Corneliens: gerade zu Anfang des Jahres 1776 kamen Briefe aus der unglücklichen Ehe der kränkelnden Schwester, die Goethe das Herz zerrissen, er bittet die Stein, nachdem er einige Schreiben unterschlagen, um sie nicht zu quälen, sich ihrer anzunehmen »O, hätte doch meine Schwester einen Bruder ähnlich wie ich an Dir eine Schwester habe.« Sie tut es und Cornelie erwähnt in einem einige Tage, bevor Goethe sein Stück schrieb, eingelangten Dankbriefe, daß man zwischen ihrer Silhouette und der Frau v. Steins eine gewisse Ähnlichkeit gefunden habe. So wird Frau von Stein zur Schwester und das Verhältnis heißt »das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe.« Sie nimmt eine Doppelgestalt an:

»Denn Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester — oder meine Frau.«

Er sagt von ihr einmal, sie habe bei ihm Mutter, Schwester und Geliebte beerbt. Gar manche fantasiereiche Menschen haben in ihrer Jugend, wo sie andere Mädchen noch nicht kannten und ihnen daher die so Nahestehende das Weib überhaupt repräsentierte, ähnliche Empfindungen durchgemacht, man

denke an Schiller, Mörike, namentlich an Byron, auch Grillparzer hat seinen Empfindungen für eine Frau Ausdruck gegeben, mit: »O Frau, Du warst die Schwester mir . . . O Frau, Du warest Mutter mir . . . O Frau, Du hast mich wohl gelehrt, was eine Gattin sei.«

»Meine Schwester — oder meine Frau«. Diese Zweiteilung führt zu den Geschwistern. Sie wurzeln in dem schweren Kampfe zwischen leidenschaftlichem Begehren und abgeklärter Neigung, ein Kampf, der, damals noch nicht durchgefochten, in der Iphigenie seine reine Lösung erhalten, die kein begehrendes Wort durchklingt, um dann wieder ungestüm hervorzubrechen; wo der verbitterte Dichter das Verhältnis als ein egoistisches von Seite der Frau brandmarkt, ist es im Tasso zur Parodie im höchsten Sinne des Wortes ausgestaltet

Zur Zeit der Geschwister hat Goethe ganz anders empfunden. Seine Liebe hat den Unbehausten nicht mehr in Zelten und Hütten sein flüchtiges Lager aufschlagen lassen, sondern ihm, wie er glückselig schreibt, ein wohl gegründetes Heim zum Geschenke gemacht, zu leben und zu sterben. Mit jener bewußten Kunst der ersten Weimarer Jahre, die ihm der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit gegeben, rückt er das Erlebte in dämmerige Ferne, in die Vorgeschichte, »In abgelebten Zeiten«: Die Charlotte der Dichtung, ebensowenig eine junge Frau wie die um einige Jahre ältere Stein, sieht aus Himmelshöhen nieder auf ihr Kind, zwischen ihr und Wilhelm herrschte ein Verhältnis, das unsicher von Mütterlichkeit zur Liebe und wieder zurück schwankte, wie es so stark in der Romantik bei Karoline Schlegel und dem jungen Schelling wiederkehrt. Wilhelm ruft sie als »heilige Frau« an, mit einem Beiwort, das später auch die Iphigenie erhält, Goethe vergleicht die Frau v. Stein mit einer aufschwebenden Madonna und meint nicht ohne bittere Ironie: »Wenn das so fort geht, so werden wir zu lebendigen Schatten.« Im Drama lernen wir Charlotte, die längst ins dunkle Reich hinabgestiegen, nur aus dem Briefe kennen, den Wilhelm vorliest, in dem man wohl mit Unrecht einen echten Brief der Frau v. Stein erkennen wollte. Sie hat ihm ihr Kind hinterlassen als teuerstes Vermächtnis und so hoffnungs- und ahnungsvoll in die Zukunft geschaut. Schon von einer Frankfurter Jugendfreundin hatte Goethe verlangt, daß sie ihm eine Frau aussuche, die ihr recht ähnlich sei, und der Frau von Stein berichtet er einen Traum, in dem sie ihn mit einem artigen Mädel verheiratet. Charlotte ist, wie das Stück beginnt, Vergangenheit, Marianne Gegenwart und frohe Zukunft, wie sie ihm damals in der jugendfrischen Amalia Kotzebue entgegentrat, mit der er ja auch das Stück, »nicht ohne wechselseitige Neigung«, wie er noch 1823 bekennt, zur Aufführung gebracht.

So gibt die Dichtung die phantasievolle Lösung eines merkwürdigen Verhältnisses, wie sie ihm das Leben nicht bieten konnte. Freilich, etwas Konstruiertes, fast Unangenehmes liegt über der Vorstellung der gegenwärtigen Geliebten als Verstorbenen und ihrem Ersatze durch eine jüngere Nachfolgerin. Wohl mag auch hier wieder die literarische Tradition entschuldigend hinzutreten; wir sind der Zeit noch nicht allzu ferne, wo Klopstock seine höchst lebendige Fanny ins Jenseits versetzte und ihre künftige Vereinigung in himmlischen Sphären elegisch beseufzte. Aber Frau von Stein muß eine große Natur gewesen sein, um eine derartige Huldigung nicht mißzuverstehen.

Marianne ist die, wie man gut sagte, »poetische Hypostase seiner Wünsche«, die Schwester, die mit Fug und Recht seine Frau werden darf. Ihr Gefühl für Wilhelm ist unbeirrbar, es bedarf eines nur Dritten, um die Erkenntnis und Lösung zu bringen. Goethe gibt diesem den französischen Namen Fabrice, andeutend, wie fremd er eigentlich der Traulichkeit, in der die Geschwister für einander leben, von vornherein sei. Man kann nicht sagen, daß Goethe, wenn er das Mädchen zwischen diese zwei Männer stellte, ihr die Wahl sehr schwer gemacht. Aber so sehr wir uns mit dem Publikum des guten Ausgangs freuen, erheben sich doch eine Menge kitzliche Fragen: wie, wenn nun die Stimme des Blutes, mit Kotzebue zu reden, gelogen hätte? wenn das Mädchen mit solchen Gefühlen in der Brust doch nur die Schwester wäre? wenn ein anderer als dieser öde Herr Fabrice in ihre Unerfahrenheit getreten wäre? Was Goethe gibt, ist und bleibt ein sehr ausgedachter Ausnahmefall mit einem sehr angenehmen, aber keineswegs nach den schwerwiegenden Voraussetzungen unbedingt überzeugenden Schlusse. Man vergleiche, wie z. B. Ibsen das Motiv in »Klein Eyolf« im Verhältnis zwischen Asta und Alfred in ganz anderer psychischer Tiefe erfaßt hat.

Doch alle derartigen Bedenken besiegt Goethe leicht mit der einen Gestalt der Marianne, der würdigen Schwester eines Gretchen, eines Klärchen. Fast scheut man sich den durch Theaterpuppen heruntergekommenen Titel einer »Naiven« für dieses lebensvolle Geschöpf zu verwenden. Aber sie ist die echte unverfälschte Naive, ohne jedes Mätzchen, in bezauberndster Natürlichkeit. Sie bemuttert den kleinen Jungen, so wie Gretchen vom toten Schwesterchen erzählt, so wie Lotte ihren kleinen Rangen Brot schneidet, sie darf von den Strümpfen, die sie dem Bruder anmißt, erzählen, ein Zug, an dem Auerbach ganz ungerechtfertigt Anstoß nahm. Sie ist gar nicht literarisch

angekränkelt, das unterscheidet sie von Werthers Lotte, die von Klopstock tränenvoll schwärmen muß, während Marianne Moderomane der Zeit liest, wie die Geschichte der Julie v. Mandeville von Frances Brooke, eine sehr rührende Liebeshistorie, oder die Geschichte der Miß Fanny Wilkes von Hermes, wo die Heldin die Schwester des Mannes ist, den sie heiraten soll. Daß Marianne über diese Lösung weint, ist der einzige schiefe, ihre Unbefangenheit beeinträchtigende Zug in ihrer Gestalt, den man gerne getilgt sähe. Ein Wertherisches Element steckt auch in Wilhelm, ist er auch weit kräftiger und praktischer. Züge Goethes sind nicht zu verkennen, doch ist er weit älter gedacht, als der Dichter damals war. Auch dem nicht gerade mit Liebe bedachten Fabrice fehlt es nicht an feinen Einzelheiten, die den nüchternen Egoismus des alten selbstgefälligen Junggesellen charakterisieren. Wiederholt hat Goethe das Stück im Kreise der Frau von Stein vorgelesen, auch es der Herzogin Luise und seiner Mutter, Tante Fahlmer und anderen mitteilen lassen, aber immer mit der Bitte, es nicht weiterzugeben oder abzuschreiben: »Es muß uns bleiben,« schreibt er an die Freundin, den intimen Charakter des Werkes bezeichnend.

Schon am 21. November 1776 war es auf dem Weimarischen Liebhabertheater gespielt worden, den Wilhelm gab Goethe selbst, den Fabrice der Registrator Schmidt, die Marianne die bereits genannte Kotzebue, den Briefträger der damals 16jährige Bruder, der spätere Lustspieldichter. Der Diener Goethes, Philipp Seidel, schreibt über die Aufführung: »Ich habe, Fabricens Rolle ausgenommen, die sehr elend war, doch nichts so liebes gesehen. Das Mädel, ich hätte es nur auffressen können. Sie war eben ganz Marianne, wie der Herr Geh. Rat ganz Wilhelm.« Auch in Gotha wurde es 1781 von Dilettanten, an deren Spitze das Ehepaar Gotter stand, vorgeführt. Karoline Böhmer, die spätere Schlegel, erhält darüber Bericht durch Nicolai, sie meint nach dem ihr mitgeteilten Plane, der Stoff sei nicht sehr interessant, offenbar mache die Ausführung das Verdienst des sehr gerühmten Werkes. »Schade,« setzt sie hinzu, »daß Goethe, der so herrlich und hinreißend schön schreibt, so sonderbare Gegenstände wählt.« 1785 hat eine Liebhaberaufführung in Goethes Vaterstadt stattgefunden. Nachdem 1787 das Stück in Goethes Werken wie in einer Separatausgabe erschienen war, bemächtigten sich die deutschen Bühnen desselben. Im Oktober 1787 berichtet Körner an Schiller über eine Darstellung in Leipzig, am 18. Dezember folgte schon das Burgtheater, wo das Stück bis vor wenigen Jahren mit geringfügigen Unterbrechungen auf dem Repertoire blieb und die stattliche Zahl von mehr als hundert Aufführungen erreichte. Berühmte Wiener Darstellerinnen der Marianne sind: Toni Adamberger, die merkwürdigerweise die ganze Rolle in langen weißen Handschuhen spielte, die Goßmann, Baudius, Wessely, Medelsky. In Weimar wurde es von Bellomo 1789 gegeben, 1792 nahm es Goethe in seinen Spielplan auf, in dem es bis 1816 dreißigmal figuriert, auch am Berliner Hoftheater erhielt es seinen ständigen Platz. Welch gute theatralische Qualitäten das Stück hat, das beweist am besten, daß es sich die findigen Franzosen ausliehen, natürlich unter diskretester Verschweigung ihrer Quelle. Im Jahre 1823 erfuhr es gleichzeitig zwei Bearbeitungen, eine mir unbekannte von Guyard unter dem Titel: »Guillaume et Marianne« und die andere von Scribe und Mellesville: »Rodolphe ou frère et soeur«. Hat Goethe den abgewiesenen Freier zu einem Fabrice gemacht, so revanchiert sich Frankreich damit, daß in dem in Danzig angesiedelten Stücke Rodolphe gleich in der ersten Szene einen Bewerber um seine Schwester Therese, als deutscher Offizier Mr. Muller bezeichnet, abweist. Er schreibt ihm einen langen Brief, den er den Zuschauern selbst vorliest, damit sie gleich erfahren, wie es mit der angeblichen Verwandtschaft stehe. Es meldet sich aber noch ein zweiter Bewerber in Gestalt des Freundes Arnolphe, die Szenen entwickeln sich ganz nach Goethes Vorbild, nur wird noch eine Schwester Arnolphes hinzugefügt, hauptsächlich zu dem Zwecke, damit Therese sich über ihre Gefühle aussprechen kann. In welch plumper Weise dies geschieht, mag eine Stelle bezeichnen: »Ich weiß nicht, warum, im Augenblicke, wo er mich in die Arme schloß, war ich ganz aufgeregt, mein Herz schlug heftig, unwillkürlich war ich vor ihm zurückgewichen, ich glaubte etwas Böses zu tun — Was ist das? Bin ich närrisch? Ist es Unrecht, seinen Bruder zu umarmen?« usw. Vollständig verloren geht in dieser Behandlung eine der wundervollsten Feinheiten Goethes, daß das Mädchen ihre Liebe ausspricht, bevor sie um das Geheimnis weiß. Noch kurz vor seinem Tode machte Goethe eine Übersetzung des Stückes ins Tschechische viel Freude.

So war das Stückchen nicht ihnen geblieben, es gehört der Welt und sie wird es festzuhalten wissen. Wir fühlen die Grazie und Anmut desselben wie unsere Vorfahren, wir blicken aber tiefer in seinen innersten Kern. Und gerade dadurch spricht es uns an wie nur ein modernes Werk.

* * *

Im Anschlusse an den Vortrag brachte Frau Ida Orloff vom Burgtheater das Goethesche Stück selbst zu eigenartiger, höchst eindringlicher Wirkung. Sie charakterisierte besonders die Gestalt der Marianne äußerst fein mit den einfachsten Mitteln und fand am Schlusse ergreifende Töne der Empfindung. Der reiche Beifall, den sie fand, erschien wohlverdient.

Zu Goethes Stammbuch-Einträgen

von Max Morris

Vgl. Bd. XXIV, S. 23 ff; Bd. XXV, S. 26.

Consiliis hominum pax non reparatur in orbe.
Vinariae 9 Mart. 1806. Memoriae
Goethe

An Achim v. Arnim übersandtes Stammbuchblatt. (Steig, Goethe und die Brüder Grimm, S. 25; Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 14, S. 337). Die Herkunft des Hexameters ist nicht ermittelt, der Gedanke klingt wieder in Goethes Vers: Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten.

Superi dant bona paratis.
Dem thätigen Künstler.
Weimar d. 11. Mai 1811. Goethe

Stammbuchblatt für den Maler Karl Joseph Raabe. (Zarncke, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 13.) Da Zarncke nur den Text und das Datum angibt, so ist im vorliegenden Druck die Ortsangabe und die Unterschrift ergänzt worden. Ebenso auch bei dem voranstehenden Stammbuchblatt für Arnim.

Der ächte Deutsche
bezeichnet sich
durch mannigfaltige Bildung
und Einheit des Charackters
Weimar d. 10 ten Jan.
1817 J W v Goethe

Widmungsblatt für einen Unbekannten. Auf der anderen Seite des Blattes steht der Rest einer Abschrift von Walther von der Vogelweides Lied: »Ir sult sprechen willekomen.« (»Deutsche Größe«, ein unvollendetes Gedicht Schillers, herausgegeben und erläutert von Bernhard Suphan, Weimar 1902, S. 19.)

Fräulein Louise Müller
zum Andencken
herrlicher Stunden
für thätig-anmuthige
Theilnahme
danckbar
Weimar
d. 11. Jun.
1819 Goethe

Widmungsblatt für die Sängerin Frau (nicht Fräulein) Luise Müller (1763—1829). Handschrift auf der Stadtbibliothek zu Lübeck. (Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, S. 364.)

Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus.
Vin. 12 Sept. 1785. Memoriae
Goethe.

Stammbuch von Christian Hill aus Königsberg, im Besitze des Herrn Geh. Justizrat v. Simson in Berlin. Das Zitat stammt aus Spinozas Ethik, Pars 5, Propos. 42 Vgl. Goethe an Fritz Jacobi, 11. September 1785: »Hill der wandernde Philolog, den Haman in die Welt sandte, ist bey uns auf seiner Rückkehr von Rom.« Das Stammbuch befand sich früher im Besitz Eduards v. Simson, der es mit einigen literarhistorischen Notizen versehen hat, und wurde 1899 von Mommsen in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur vorgelegt. Auf seiner Wanderung hat Hill viele bedeutende Menschen besucht und ihnen sein Stammbuch überreicht. Es ist ein schmuckloser Duodezband, auf dessen erste Seite Hill selbst den Stiftungseintrag geschrieben hat:

Locus est et pluribus umbris.
Horat. Epist. Lib I. V.
quibus se commendatum velit
Viator Hill.
Regiomonti d. XIX Julii 1784.

Noch in Königsberg hat sich außer den Professoren Bernhard Köhler und Christian Jakob Kraus auch ihr großer Kollege Immanuel Kant eingetragen:

Quod petis in te est,
Ne te quasiueris extra. Persius

I. Kant
Log: et Met. Prof: Ord.
Regiom. D. 21 Julii 1784

Hill reiste dann über Hamburg und Süddeutschland nach der Schweiz, wie die folgenden Einträge zeigen:

Gellert
Wie ruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist quält!
Ihm genügt bey wenigem, wenn diesem alles fehlt.
Zum geneigten Andenken
C. P. E. Bach.
Hamburg d 20. Aug. 1784.

Willst du Gott dienen: so laß dirs einen Ernst
seyn, auf dast du Gott nicht versuchest.
Wandsbeck d. 21 Aug. 1784.
Matthias Claudius.

Wir haben hier keine bleibende Stadt.
Zelle d. 26 Aug 1784.

J F Jacobi.

In Gießen trägt sich am 13. September der Physiokrat Schlettwein, in Darmstadt Merck ein (Ea quae scimus, sunt pars minima eorum, qnae ignoramus), in Heidelberg am 22. der Baron Knigge und der Pädagog J. M. Afsprung, in Speier am 25. der Domherr v. Hohenfeld und das mit ihm befreundete Ehepaar von La Roche. Sophies Eintrag lautet:

Der Himmel führe Sie auf dem schönen weg, alter und neuer Kenntnisse Zu einem dauerhaften glük
Speyer d. 25 7br 1784

Sophie v. La Roche

In Straßburg gesellt sich zu Hills Gönnern am 1. Oktober der Theologe J. C. Blessig und in Emmendingen am 3. J. G. Schlosser mit Vers 535 ff. aus dem Προμηθεὺς δεσμώτης. In Zürich besucht Hill den ganzen Lavaterkreis: Konrad Pfenninger, Rudolf Schintz, Joh. Jakob Heß. Lavaters Eintrag lautet:

Wer gut ist, wo Er ist, wird glücklich seyn, wo Er seyn wird.

Zürich. Donnstags, den 21. Oct. 1784.

wo dem zärtlichsten Sohne Hamans eine für Ihn bereitete, und den 20 Oct. gerade nach seiner Ankunft in Zürich versigelte Freude — verkündigt ward.

Johann Caspar Lavater
Helfer am St Peter.

Am 25. Oktober schreibt sich in Richterswyl der Arzt Hotze ein, den Goethe im 18. Buch von Dichtung und Wahrheit erwähnt hat, am nächsten Tage in Schwyz Theodor Reding und in Einsiedeln der Professor Hertzog. Am 1. Dezember finden wir Hill in Padua, wo sich der Präsident der Akademie Marcus Graf Caoburi (?) einträgt, am 12. Dezember in Mailand (Eintrag des Bibliothekars v. Cronthal) und im nächsten Frühling in Rom:

Bleib nicht was du bist, Sey was du kanst.
Rom d. 1. Mertz jahr 1785.

W. Tischbein.

Auf der Rückreise besucht Hill in Pisa am 13. März den Lehrer der politischen Geschichte beim Erzherzog von Toskana Sigismund Graf v. Hohenwarth, am 20. März in Florenz einen nicht näher bekannten Voigt und am 20. April in Triest den Prediger der dortigen evangelischen Gemeinde J. G. Arnold. In Wien verweilt er längere Zeit, gewinnt aber für sein Stammbuch nur die Einträge des Bücherzensors Joseph v. Retzer (10. Juni) und des Astronomen Maximilian Hall (6. Juli). Hamann berichtet am 22. Juli an Fritz Jacobi: »Von meinem Wanderer Hill habe ich aus Wien einen Brief erhalten, wo er ganz zerlumpt ohne einen vollen Gulden im Sack angekommen. Hippel schickte mir gleich 12 Ducaten. Vorigen Sonntag die 3 Kronen-Loge ein versiegelt Päckchen von 17 Ducaten bey Gelegenheit ihrer Johannisfeyer, ohne die einzelnen, welche mir fast aufgedrungen worden. Der arme Schelm hat die ganze Reise von hier bis Rom mit 16 Ducaten gethan, und das Unglück gehabt, 18 in Welschland zu verlieren, mit denen er sich, der Himmel weiß wie weit, vielleicht bis nach Constantinopel oder nach Spanien verloren haben würde. Nun hab' ich Hoffnung, ihn bald hier zu sehen, und mich herzlich gefreut über eine Mildthätigkeit, die ich in meinem Vaterlande kaum zu finden geglaubt hätte.« Über Dresden, wo sich am 1. September der Professor und Kunstschriftsteller W. G. Becker eintrug, ging Hill nach Weimar und es gelang ihm, die Weimarer Großen sämtlich in sein Stammbuch einzufangen. Außer Goethes Eintrag finden wir:

Ερομενου τινος Σωκρατην. τι δοκοιη αυτω κρατιστον ανδρι επιτηδευμα ειναι, απεκρινατο ευπραξιαν.

Xenophon. Memor.
III. 14.

C. M. Wieland.

Weimar. 12. Septemb. 1785.

Του βιου καθαπερ αγαλματος παντα τα μερη καλα ειναι δει. Σωκρατ.

Hillio suo peregrinanti lineas has, amicitiae et memoriae pignus, scribebat

Io. Gottfr. Herder

Vimar. d. XII. Sept. LXXXV.

Glaube, Liebe, Hoffnung seien die Begleiterinnen auf der Wallfahrt Jhres Lebens.

Caroline Herder.

Vgl. dazu Herder an Fritz Jacobi, 16. September 1785 (Aus Herders Nachlaß, 2, 280): »Ein junger Freund von ihm [Hamann], der Deutschland, die Schweiz und Italien zu Fuß durchwandert hat, ist dieser Tage hier gewesen.« Außer den Weimarer Großen hat nur noch der Literat J. J. C. Bode am 12. September einen Eintrag in dem Stammbuch hinterlassen. Von Weimar begab sich Hill nach Dessau. In Wörlitz schreibt sich am 19. der aus der Schweiz stammende Hofkaplan J. C. Häfeli ein, am nächsten Tage ein anderer Schweizer, der Bauer Heinrich Boshard aus Rümikon, den der Fürst von Anhalt-Dessau zur Einrichtung eines Gutsbetriebs nach Schweizer Art berufen hatte. Damit schließt die Reihe dieser Stammbuch-Einträge. Einen Monat danach traf Hill wieder in

Königsberg ein. Hamann schreibt an Fritz Jacobi, 23. Oktober 1785: »Am letzten Sonntag ließ die Baronesse meine Lisette Reinette einsegnen, oder wie man es hier nennt, confirmiren. Ich hielt meine Andacht, . . . dachte mit Wehmuth an Hill, der seine Schülerinn wohl nicht mehr sehen würde. Den Montag beym Erwachen dachte ich wieder mit Kummer an ihn, weil ich seit seiner Abreise aus Wien nichts mehr erhalten hatte. Donnerstags gegen Abend kommt Hill selbst, dicker, feister und gesünder, mit lauter guten Nachrichten, worunter die zärtliche Sorgfalt, welche Lavater und Herder und besonders des erstern Freunde in Welsch- und dem halben Deutschland ihm erwiesen, mich bis in die Seele gerührt.«

Der folgende ebenfalls im Besitz des Herrn Geh. Rat v. Simson befindliche Brief Hamanns zeigt ihn recht anschaulich als Hills väterlichen Gönner:

Kgsberg d. 3. Oct . . 84.

Nun mein lieber Freund Hill! Gestern frühe übersandte mir Herr Jacobi Ihre Einlage durch Herrn Kelchner, der sich beklagt, daß Sie keine Höflichkeiten von Jhm hätten annehmen wollen. Warum nicht? Erklären Sie sich darüber, auch Herr Jacobi wünscht den Grund davon zu wissen. Da Sie besonders ihm . . . empfohlen worden: so wäre vielleicht dieser Mann zu unserm fernern Briefwechsel beförderlich gewesen. An Claudius werde nächstens schreiben und Ihren Auftrag auf das genaueste erfüllen. Wenn Sie mit der feinern Sprache des Umgangs nicht fortkönnen: so reden Sie die lautere herzliche Wahrheit, und beichten Ihre Schwäche, und versäumen Sie nicht, so bald Sie Gelegenheit haben, dieser allerdings an einem jungen Gelehrten und künftigen Volkslehrer schimpflichen und schmählichen Blöße abzuhelfen — durch a u f m e r k s a m e s Lesen bewährter Schriftsteller unserer lieben Muttersprache, und g u t e n Umgang mit Leuten von Stande und vom andern Geschlechte, den ein junger Mensch allerdings seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig schätzen muß. Bey g u t e n M e n s c h e n, die Gott noch allenthalben auf der Erde ausgesäet hat, werden Sie durch bloße Sprach- und Wohllautsfehler nichts verlieren; diese Selbstkritik muß Sie aber nicht niederschlagen, noch entfernen, sondern aufmuntern und anziehen zur Geselligkeit. Ü b e r s e t z e n und S c h r e i b e n hilft zur Fertigkeit. Wenden Sie jede Muße und Gelegenheit an sich darin zu üben, und wo Sie Zweifel haben, merken Sie sich selbige. Ein kleiner A d e l u n g wäre Ihnen heilsamer gewesen als Copenius. Um Ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu schärfen, weiß ich kein beßer Mittel als Ihnen die vitia anzustreichen z. E. m i r gelabet, m i r tractirt. Der allgemein bekannte Theolog, welcher das wahre Christentum und das Paradiesgärtlein geschrieben, heist A r n d t, nicht Arend. Welcher Leser [?] der Litteratur kennt die liebenswürdigen Schriften der Frau La Roche nicht, und vor allem Ihre P o m o n a. Ist das Mädchen in Schlötzers Hörsaal nicht seine gelehrte Tochter gewesen? Was Sie mir n i c h t h a b e n j e t z t s c h r e i b e n k ö n n e n, thun Sie für s i c h s e l b s t, als wenns a n m i c h g e r i c h t e t w ä r e; und heben es dahin auf, um es persönlich oder durch sichere Gelegenheit übermachen zu können. Wie kann ich Ihnen einen Rath geben zu Ihrem Verhalten gegen Herrn B ö l l i n g — die Lage Ihrer Umstände wird Sie [leiten], den redlichen Mann aufzusuchen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Von Ihrer Bescheidenheit und Behutsamkeit bin ich überzeugt, und melden Sie ihm die W a h r h e i t, die reine Wahrheit ohne Wendungen des Witzes, sondern mit Einfalt des Herzens. Bitten Sie um seinen R a t h, ehe Sie noch H ü l f e nöthig haben. Wenn Sie dem ersten folgen, können Sie letztere mit gutem Gewissen annehmen. Ihrem Oncle habe ich zuerst den Brief und Grus mitgetheilt; er ist auch e r b ö t i g z u e i n e r Unterstützung, will aber erst warten, bis d i e N o t h r e c h t g r o ß s e y n w i r d, um vielleicht um desto größern Dank zu verdienen, den ich ihm nicht recht gönne. Seyn Sie ruhig und versichert, daß Gott niemanden mit seinem Vertrauen auf Ihn läßt zu schanden werden. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht — würde Dr. Becker in Oelsen hinzusetzen.

Diese Einlage geht nach Schaffhausen an Herrn Joh. Ge. Müller, ohne zu wissen, ob Sie von Zürch über Winterthur wo Sie dem alten K a u f m a n n von mir als einem Freunde und Gevatter seines Sohns einen Gruß bringen könnten; denn so viel ich weiß hab ich schon Ihrentwegen nach der Schweiz geschrieben. Ihre Eltern und Geschwister haben auch gestern den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt; war auch heute Nachmittags in der Altst. Kirche auf der Orgel um Herrn Richter von Ihnen zu grüßen, fand ihn aber nicht. Bey Herrn Kr.[iegsrath] Hippel werde erst diese Woche auf seine Einladung das Nöthige bestellen. Der frommen und guten Großmutter habe den 7 September zu Ihrem Geburtstage Glück gewünscht. Sie freute sich ungemein sehr. Den 15 hat sie ihre letzte Mahlzeit in Pilzchen gethan und den 16 Mittags plötzlich verschieden. Den 19 Sept. Dom. XV. . wurde sie beerdigt und die 5 Schwestern haben den Leichenschmaus mit allem Leichtsinn der lieben Jugend gefeyert. . . .

Vergessen Sie nicht mit der Balance ihrer Reise fortzufahren. Wie viel war der Fonds? wie viel ab Hamburg — und von Frankfurt ab — Halten Sie Ihre Gesundheit zu Rath' und stürmen Sie nicht drauf los. Gottes guter Geist und seine Engel begleiten Sie!! — Warum weht jetzt der Nord statt des Ostwindes. Bleib im Lande und nähre dich redlich. . . . . Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren alten Freund. Kommt Z e i t, kommt R a t h; nur treu mit beyden umgegangen!

Joh. Georg Hamann.

Adresse: Herrn Christian Hill Candidat der Gottesgelahrtheit.

Faustisches.

I. Clavicula Salomonis.

In meinem Buche »Zur Kenntnis des jungen Goethe« (Dortmund 1912, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus) habe ich unter anderm die These verteidigt, Goethe habe bei dem »geheimnisvollen Buch von Nostradamus' eigner Hand« weder an Werke Herders, noch Swedenborgs, noch Spinozas oder an Schriften neuplatonischer Philosophen gedacht, sondern tatsächlich an eine Handschrift des französischen Propheten und Wunderarztes. Das zweite Zauberbuch, von dem im »Faust« die Rede ist, hat keinen Anlaß zu solchem Für und Wider gegeben, da sein Titel genannt ist und ein bekanntes Werk bezeichnet. Es steht in allen Faustkommentaren zu lesen, daß die Clavicula Salomonis, die der Gelehrte nach der Heimkehr vom Spaziergang zur Hand nimmt, als er die dämonische Natur des Pudels erkannt hat, ein kabbalistisches Beschwörungsbuch ist, das ursprünglich in hebräischer, später auch in lateinischer und deutscher Sprache gedruckt worden war und die Beherrschung der Naturdämonen lehrte.

Die Frage aber ist kaum erörtert worden, wie Goethe darauf gekommen, den Schlüssel Salomos, der in der älteren Faustliteratur noch keine Verwendung gefunden, an die Stelle von »Fausts Höllenzwang« zu setzen. Zwar weist Günther Jakoby in »Herder als Faust« (Leipzig, Verlag von Felix Meiner, 1911) S. 454 darauf hin, daß Lessing sich für sein Faustschauspiel 1767 von seinem Bruder jene Clavicula Salomonis bestellte, deren sich auch Goethes Faust gegen Mephisto bedient; doch legt er selbst diesem Umstand, den er nebenbei erwähnt, wenig Beweiskraft für seine Hypothese bei, daß Lessings Faustplan durch Herders Vermittlung für Goethe Anlaß zu seinem eigenen Faustdrama wurde.

Wir verlassen den Boden der bloßen Vermutungen, wenn wir die Literatur prüfen, die der junge Goethe in der Rekonvaleszentenzeit 1769/70 durchforschte. Da finden wir, daß der Dichter in den Werken, die er in »Dichtung und Wahrheit« nennt, nicht e i n m a l, sondern wiederholt auf Erörterungen über die Clavicula Salomonis stieß. Gottfried Arnolds »Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie« enthält ein umfangreiches Kapitel über Nostradamus und seine prophetischen Bücher — Salomo und seine magischen Schriften werden von Paracelsus, van Helmont und Georg von Welling mehrfach genannt, die letzteren freilich in einer Beleuchtung, die es Goethe kaum nahelegen konnte, sie sich von vornherein im Besitze seines Magiers zu denken.

Ich habe bereits in meiner ersten Qellenstudie gezeigt, wie entschieden Paracelsus und seine Nachfolger alles magische Zeremoniell verwarfen; kein Wunder, daß die Cabbala practica der Juden ebensowenig Gnade vor ihren Augen fand, wie die neuplatonische Theurgie. Paracelsus stellt die Wunderkraft des durch den Heiligen Geist wiedergeborenen Christen der Beschwörungskunst der Hebräer entgegen, so in »De Natura Rerum«, der wegen des Kapitels vom Homunkulus öfter in Faustkommentaren erwähnten Schrift, in der es heißt (Husers Ausgabe der Werke des Paracelsus 1616, I, 917 A. B.): »Bey uns Christen in der neuen Geburt sollen die Ceremonien und Coniurationes nimmermehr gebraucht werden, als bey den Alten, im Alten Testament, so in der ersten Generation gestanden: Dann dasselbig seind nur Praefigurationes gewesen, auff uns Christen im Neuen Testament. Darumb sollen wir wissen, was die Alten, im Alten Testament durch ihre Ceremonien und Coniurationes erlangt, sollen wir Christen, so in der andern Generation seind, durch das Gebett, das ist, Bitten, Suchen und Anklopffen, im Glauben alles erlangen. In diesen dreyen Hauptpunkten stehet all unser Grund der Magischen und Cabbalistischen Kunst.«

Dieser allgemeinen Ansicht entspricht es, daß er die Clavicula Salomonis in einem Kapitel der »Philosophia occulta« verdammt: (a. a. O. II, 286 B): »Derhalben die Ceremoniae nich sollen daher gezogen oder gebraucht werden, wie dann der Jud Salomon beschriben hat in seinem buch, welches die Nigromantici Claviculam Salomonis nennen. Dann Gott wills nicht haben.«

Ähnlich urteilt Johann Baptist van Helmont, der niederländische Naturforscher und Arzt, der sich im 17. Jahrhundert durch wunderbare Heilungen Ruhm erwarb und für Paracelsus eintrat. Er schreibt (Opera omnia S. 756) in dem Traktat »De Virtute magna Verborum ac Rerum« über der Juden verba scripta in pergameno virgineo, ordine, serie etc, sub certis positionum angelis, horis, corporis jejuniis, vigiliis, lectionibus, suffitu, veste etc. — das alles sei erdichtet und eitel und zeuge von einem geheimen Pakt mit dem Satan. Er meint, nur um größern Glauben zu erwecken, habe man Salomo zum Verfasser der Zauberbücher gemacht.

Warnungen vor der Clavicula Salomonis finden sich auch in Georg von Wellings »Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum«, das außerdem die Bedeutung dieses Buches für die Beherrschung der

Naturgeister lehrt. So redet Welling einmal von boshaften Erdgeistern, die vergrabene Schätze an sich nehmen und sich nur durch einen wahren Magus, Kabbalisten und Theosophen entreißen lassen; dazu bemerkt er (Seite 218): »Alles andere Unternehmen in dieser Sache ist Necromantisch, teufflisch, und geschicht durch grausame Beschwerungen und gotteslästerlichen Mißbrauch des allerheiligsten Namens Gottes; Wie dann dergleichen teufllische Schrifften und Bücher, darunter die so genannte Clavicula Salomonis nicht die geringste, heimlich und öffentlich zu bekommen.« Noch schärfer klingt es, wenn er an anderer Stelle (a. a. O. Seite 422) einen jeden Gottliebenden und der wahren Magie Begierigen mahnt, sich vor den Schriften, die die Geister zu beschwören lehren — »als da sind die so genannte Clavicula Salomonis, Faustens Höllenzwang, item schwartzer Mohren-Stern etc. und was dergleichen Teuffeleyen mehr« — mit höchstem Fleiß zu hüten. Diese alle, so erklärt der Mago-Kabbalist des 18. Jahrhunderts, seien verfluchte und aus des Teufels Triebe zusammengeschriebene Schriften, die von den verderbten jüdischen Synagogen in der Chaldäer Schulen erlernt, in der Welt ausgebreitet und in dem verfallenen Christentum zur Vollkommenheit ausgebildet worden seien.

Gekannt hat also der junge Goethe den Schlüssel Salomonis dem Namen und Wesen nach schon in der Zeit, in die er die Konzeption des Doktor Faust setzt; vielleicht hat er sich auch damals in neugierigem Wissensdrang das Zauberbuch verschafft und zum Teil daraus jene Vertrautheit mit der Welt der Naturdämonen gewonnen, von der außer dem Faustgedicht seine Geisterballaden zeugen; auf jeden Fall hat der geheimnisvoll klingende Titel »Clavicula Salomonis« zu jenem vielgestaltigen und mannigfach gefühlsbetonten Vorstellungskreise gehört, mit dem sich für Goethe die Erinnerung an seine frühesten Faustpläne verknüpfte.

Es fragt sich nur, ob bereits in diesen frühesten Faustplänen dem kabbalistischen Geisterbeschwörungsbuche ebenso seine Verwendung zugedacht war wie Nostradamus' astrologischen Manuskripten.

Man scheint es nicht annehmen zu dürfen, wenn man erwägt, wie Goethes Gewährsmänner von der Clavicula sprachen. Einstimmig war das Verdammungsurteil, das Mystiker und Magier von Paracelsus' Richtung über das alte Zauberbuch fällten. Kann Faust, der doch nach dem Eingangsmonolog kein gemeiner Nekromant, sondern ein gewürdigter Seher sein soll, ein Buch in Händen haben, das gottloser Teufelsbanner Rüstzeug ist? Man möchte darum mit zahlreichen Faustforschern annehmen, daß die Szene, in der Faust mit Hilfe des Schlüssels den Teufel im Pudel beschwört, sowohl der Form als dem Inhalt nach erst der dritten Periode der Arbeit am »Faust« ihre Entstehung verdankt.

Und doch gibt es eine Möglichkeit, dieser Annahme eines Widerspruchs in der Charakterzeichnung Fausts aus dem Wege zu gehen. Georg von Welling behauptet nämlich an einer Stelle [a. a. O. Seite 422] von den Zauberbüchern, vor denen er warnt: »Wahr ist, daß in diesen Schrifften die wahre Kunst, Magia und Cabbala, mit enthalten, allein mit dem allersündlichsten Mißbrauch des allerheiligsten Göttlichen Nahmens besudelt, daß ein wahrer Gottliebender sie ohne Erschütterung nicht anschauen kan; darum dann eine jede Gottsuchende Seele gewarnet seye, solche Schrifften weder zu lesen noch zu gebrauchen, sie habe dann ein kleines Lichtlein von der Magie und Cabbala und seye in der wahren Theologie gegründet, alsdann wird sie mit großem Nutzen das Gute von dem Bösen abscheiden und das Gute gebrauchen können.«

Goethe bezeugt in »Dichtung und Wahrheit«, daß er das »Opus Mago-Cabbalisticum« mit besonderem Eifer studiert und immer eine Stelle zur möglichsten Erhellung der andern benutzt habe. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß ihm die eben zitierte Einschränkung der Warnung und die Anweisung zu rechtem Gebrauch der Zauberbücher nicht entgangen ist. Hat die Kenntnis derselben die Urkonzeption des »Faust« mitbestimmt, so stände der Annahme, der Schlüssel Salomos sei von vornherein ebenso zur Benutzung in der zweiten Beschwörungsszene bestimmt gewesen wie das Manuskript des sternkundigen Nostradamus für die erste, nichts im Wege, ja man könnte die Clavicula Salomonis als einen Bestandteil des geheimnisvollen Buches von der Hand des französischen Juden fassen, gerade, wie das kleine Buch »Von denen uns unsichtbaren Creaturen in den vier Elementen« einen Bestandteil von Wellings vornehmlich alchimistischem und astrologischem Sammelwerk bildet. Die Clavicula lehrte die Naturdämonen beherrschen; so mochte sie der Mago-Kabbalist bei der Flucht ins weite Land, wo die Natur ihn unterweisen sollte, wohl mitnehmen. Wie eng der Zusammenhang zwischen Naturkenntnis und Meisterschaft über die Geister ist, den Georg von Welling nicht genug betonen kann, läßt der Dichter den Magier aussprechen:

»Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister.«

Hätte Goethe sich von vornherein den Schlüssel Salomos im Besitz seines Doktors gedacht, so wäre auch für die Zeile:

»Die Geisterwelt ist nicht verschlossen«

die Anregung gefunden: das Bild der verschlossenen Geisterwelt ergäbe sich dann von selbst aus Titel und Inhalt des alten Buches. Damit wäre aber nicht eben viel gewonnen; denn dasselbe Bild findet sich, wie ich an andrer Stelle gezeigt habe, in der Sprache der Mystik wieder und wieder, und von Wert ist doch ein Quellennachweis erst, wenn er Widersprüche lösen und das Verständnis der Dichtung gewinnen hilft oder die Kenntnis des Dichters und seiner Schaffensweise fördert. Können die aus Paracelsus, van Helmonts und Georg von Wellings Werken zitierten Stellen irgend etwas davon leisten?

Die Faustforscher kennen die Bedenken, die Wilhelm Scherer gegen den Umstand erhob, daß Faust zu Beginn der ersten Szene das Zauberbuch bereits besitzt, ohne es bisher zur Geisterbeschwörung benützt zu haben. Gegen diesen Einwand können wir nun anführen, daß der junge Goethe in seinem Opus Mago-Cabbalisticum las, zur Vorbereitung auf den rechten Gebrauch der heiligen Zeichen, die die Geister bezwingen, gehörten sowohl die Magie als die Kabbala. Um ein kleines Lichtlein von beiden zu haben, konnte Faust sehr wohl schon manche Mitternacht an seinem Pult durchwacht und über geheimnisvollen Blättern peinvoll gebrütet haben, ohne doch den Ruf in die Geisterwelt zu wagen. Und das ist ja längst festgestellt, daß der Faust des ersten Monologs und der Erdgeistszene sich ganz in der Terminologie der Kabbala bewegt; er muß sich also bereits längere Zeit in mago-kabbalistische Bücher versenkt haben. Das erklärt auch den Gebrauch des Perfektums

»Drum hab' ich mich der Magie ergeben«,

an dessen Stelle Düntzer gern ein »Ich will« oder »Ich werde« gesetzt hätte.

So führt die Untersuchung darüber, was Goethe bereits 1769/70, ehe er nach Straßburg ging, von der Clavicula Salomonis wußte und über dies Buch zu denken gelehrt wurde, zu denselben Schlüssen wie die Prüfung der Abschnitte, die Nostradamus behandeln, in Morhofs Polyhistor und Gottfried Arnolds Unparteischer Kirchen- und Ketzergeschichte. Beide bedeuten einen kleinen Schritt weiter auf dem Wege, den ich mit meiner ersten Quellenuntersuchung »Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust« (Dortmund 1911, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus) eingeschlagen habe und auf den schon vor Jahren ein bekannter Faustforscher hinwies: des Weges Ziel ist die gründliche Kenntnis der Lektüre des Knaben und Jünglings Goethe im Elternhause, die Zusammenstellung der Motive, die aus dieser Lektüre in die Faustdichtung geflossen sein können, damit zugleich die Ausfüllung der Lücken in unserer Kenntnis des jungen Goethe, seines Lernens und inneren Erlebens, und ein tieferes Verständnis dessen, was ihn zur Gestaltung der alten Puppenspielfabel trieb.

Agnes Bartscherer.

II. Plutus.

Vers 5552 ff. Für »Plutus, des Reichtums Gott genannt«, der in der sogenannten »Mummenschanz« so stark hervortritt, findet sich in den bekannten Quellen derselben (Grazzini, Valentini, Goethe selbst im »Römischen Karneval«) kein Vorbild, und so wäre man geneigt, diese Gestalt als vom Dichter frei erfunden anzusehen: um so mehr, als sie nicht episodische Geltung hat, sondern die Mummenschanz trefflich mit der vorausgehenden wie mit der nachfolgenden Szene verknüpft. Immerhin begegnet uns dieser Gott des Reichtums ganz ähnlich fungierend in zwei Dichtungen, die unserer Szene chronologisch nicht eben weit vorausliegen und die Goethe wohl bekannt gewesen sein können.

In Fouqués vielgelesenem Roman »Der Zauberring« (erschienen 1811 mit der Jahreszahl 1812) wird im Hause des reichen Frankfurters Tebaldo vor dem Helden, Ott' von Trautwangen, eine Art Schauspiel aufgeführt (Teil I, Kapitel 9); »in der Mitte des Schauplazes« sitzt »ein reichgeschmückter, prächtiger Mann auf einem erhöhten Lehnsessel, mit vielen Goldsäckeln in der Hand, und auf seiner Brust mit goldnen Lettern den Namen Plutus tragend, wie bei den alten römischen Heiden der Gott des Reichtums war«. Diesem nähern sich schutzheischend Vertreter der verschiedenen Stände, auch ein Ritter: hier tut Ritter Ott' empört Einsprache und das Schauspiel wird abgebrochen. Die Ähnlichkeit dieses Plutus mit Goethes »Prachtmann« (Paralipomenon 68) ist vielleicht nicht bloß zufällig. — Damit der (freilich in jeder Hinsicht armselige) Faust, den Julius v. Voß (1823) schuf, seine materielle Armut recht stark empfinde, läßt ihm der aus Klingers Roman herübergenommene Teufel Leviathan (S. 15 des Originals; S. 10 des Ellingerschen Neudrucks) unter anderm auch Plutus erscheinen, »eine köstlich drappirte Mannsgestalt mit einem Füllhorn«: Plutus schildert seine eigene Macht und demonstriert sie an weiteren Erscheinungen.

III. »Schwedenkopf.«

Vers 6734. »Heut schau ich euch im Schwedenkopf,« sagt Mephistopheles zum Bakkalaureus, der als »Schüler« im ersten Teil (wenigstens auf einem Taschenbuchkupfer Rambergs 1828) einen Lockenkopf (6731) und »wohl niemals einen Zopf« (6733),

wie doch Goethe selbst, trug. Erich Schmidt erklärt (Jubiläums-Ausgabe 14: 329) den »Schwedenkopf« als »kurz geschoren« und fragt »Woher der Ausdruck? Soldatisch?« Das Wort stammt offenbar aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und spielt auf die Haartracht König Karls XII. an, der im gewollten Gegensatz zu seinen perückenumwallten Rang- und Zeitgenossen, auf solchen wie auf allen andern Putz verzichtete (vgl. etwa das Gemälde Krafts von 1717 in Brückners »Peter dem Großen« [1879] S. 358), wiewohl er selbst wenig eignes Haar besaß (Voltaire, Histoire de Charles XII, livre 8). Wie mir mein ehemaliger Hörer Dr. H. Sperber in Upsala freundlichst nachweist, berichtet Jöran A. Nordberg in »Konung Carl XII. Historia« (1740) S. 686 (hier übersetzt): »Als Se. Maj. Anno 1700 uns Schweden verließ, trug er noch eine Perücke, da sein Kopf von Kindheit an an sie gewöhnt und sein Haarwuchs ohnedies nicht sehr stark war. Aber während der ersten Expedition nach Pernau blieb die Perücke fort; das Haar wurde kurz geschnitten und von Sr. Maj. fortan hinaufgekämmt, was ihn unglaublich gut [otroligt väl] kleidete.« Überhaupt trug er sich geflissentlich »comme un simple soldat« (Voltaire a. a. O., livre 2). Das fragliche Wort hat also ähnliche, obgleich nicht ganz dieselbe Bedeutung wie der bekanntere, gelockte »Tituskopf«.

Robert F. Arnold.

IV. „Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten."

Das 144. Paralipomenon zu Faust II. (zit. nach E. Schmidt, bei Witkowski Nr. 167 unter den jüngeren Skizzen) mit dem Wortlaut: »Hascht nach dem nächtgen Wetterleuchten«, wurde von Morris als ein Ausspruch Chirons gedeutet, womit dieser das unmögliche Begehren Faustens nach Helena bezeichnen will. Witkowski hielt diesen Erklärungsversuch — meiner Ansicht nach mit Unrecht — durch das Beiwort »nächtgen« für ausgeschlossen; er wies vielmehr diese Zeile der Szene »Thales und Anaxagoras« zu, unterließ es aber nicht, ein Fragezeichen hinter seine Annahme zu setzen. Durch Zufall ist es mir nun vor kurzem geglückt, die richtige Beziehung des Satzes herauszufinden. Er gehört nämlich der Erichtho an und stammt aus Lucans Pharsalia VI. Vers 507 beginnt die Beschreibung der Zauberin, die von Goethe nicht nur gekannt, sondern wohl auch benützt wurde. (Das Epos wurde von G. anfangs April 1826 gelesen.) Für uns sind wichtig die Verse 518—20:

. . . . Si nimbus et atrae
Sidera subducunt nubes, tunc Thessala nudis
Egreditur bustis, nocturnaque fulgura captat.

Das Paralipomenon erscheint als wörtliche Übersetzung (vgl. captare: haschen) aus Lucan, übrigens kein vereinzelter Fall. Wir ersehen daraus (und das mag die Mitteilung an dieser Stelle rechtfertigen), daß G. auch diesen Zug in Erichtho unterbringen wollte, davon aber später Abstand nahm, vielleicht bloß deshalb, weil ihm der Zettel (auf dem sich noch fünf andere Skizzen finden, siehe E. Schmidt) nicht im richtigen Augenblick in die Hände kam.

Karl Kaderschafka.

Goethes Faust in der bildenden Kunst.

Am 11. April d. J., um ½8 Uhr abends beginnt in der »Wiener Urania« ein für sechs aufeinanderfolgende Freitage berechneter Vortrags-Zyklus unseres Ausschußmitgliedes Universitätsprofessor Dr. Robert F. Arnold über »Goethes Faust in der bildenden Kunst«. Es wird sich darin nicht so sehr um die allerdings auch zum Ausdruck gelangenden reichen Einflüsse der bildenden Kunst auf die Goethische Tragödie handeln, als vielmehr um die Illustrationsgeschichte derselben. Das ungemein reiche Bildermateriale und die bekannte lebendige und fesselnde Darstellungsweise des Vortragenden werden diesem Zyklus voraussichtlich einen besonders regen Zuspruch sichern.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK

des

WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. Wien, 15. September 1913. Nr. 3—4.

INHALT: Erich Schmidt †. — Aus dem Wiener Goethe-Verein: XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung, Rechnungsabschluß; Neue Mitglieder. — Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« von Dr. Eduard Castle. — Euphrosyne von Marie v. Röllfeld. — Polizeiliches Verbot eines Nachdruckes von Wilhelm Meisters Lehrjahren 1824. — Ein Nachdruck von Goethes Werken 1826 in Graz geplant. — Funck H.: Zu Graf Dürckheim, Lillis Bild — Bücherschau: Goethes Werke 39.—40. Teil, herausgegeben von S. Kalischer, angezeigt von Julius Zellner. — Goethes Erste Weimarer Gedichtsammlung, herausgegeben von Albert Leitzmann.

Erich Schmidt †.

Ein halbes Jahr nach Jakob Minor, dessen früher Heimgang in Forschung und Lehre eine tiefe Lücke hinterlassen hat, die sich noch lange nicht schließen wird, ist Erich Schmidt an der Schwelle seines 60. Lebensjahres am 29. April 1913 gestorben, nachdem der Tod, der sich als gewiegter Forstmann gern die höchsten und kräftigsten Stämme des Waldes aussucht, ihn schon vor drei Jahren mit seiner Axt gezeichnet hatte. Was Erich Schmidt für die Wissenschaft bedeutete, hat Minor, der ihm unter den Lebenden an Bedeutung wohl am nächsten kam, im »Literarischen Echo« vom 1. Oktober 1910 (XIII, 39 ff) eingehend gewürdigt, seine überragende Persönlichkeit hat unser Obmannstellvertreter Professor Doktor Alexander v. Weilen im Feuilleton der »Wiener-Zeitung« vom 4. Mai 1913 uns wieder recht lebendig vor Augen geführt.

Dem Wiener Goethe-Verein ist Erich Schmidt besonders nahe gestanden. Ein Lustrum hindurch, von seiner Berufung nach Wien 1880 bis zu seinem Abgang an das neuerschlossene Goethe-Archiv in Weimar 1885, hat er dem Ausschusse, und speziell dem Komitee zur Veranstaltung der Goethe-Abende als tätiges und eifriges Mitglied angehört. Er selbst hat fast jedes Jahr im Wiener Goethe-Verein einen Vortrag gehalten: am 5. Februar 1881 über »Goethe in Sesenheim«, am 15. März 1883 über »Clavigo«, am 1. Dezember 1883 über »Goethe und Frau von Stein«, am 20. November 1884 hielt er als Vertreter des Wiener Goethe-Vereines den Festvortrag bei der Feier von Marianne Willemers 100. Geburtstag in Linz, am 7. März 1885 sprach er zum letzten Male: »Aus der Wertherzeit«. Bis Ende Oktober 1882 hat er auch das Amt des Schriftführers bekleidet. In dankbarer Würdigung seiner Verdienste um den Wiener Goethe-Verein wurde er am 5. Jänner 1886 zum Ehrenmitgliede ernannt. Sein Name stand mit unter dem ersten, von Goethes 50. Todestage, dem 22. März 1882, datierten Aufrufe zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wien, und bei der Enthüllung des Denkmals am 15. Dezember 1900 konnten wir ihn mit besonderer Freude als Vertreter der Weimarer Goethe-Gesellschaft auf dem Festplatze begrüßen.

Die »Chronik« durfte ihn mit ganz besonderem Stolze zu ihren gelegentlichen Mitarbeitern zählen: Im ersten Bande S. 5 und S. 22 berichtete er über die Arbeiten im Goethe-Archiv, XI, 23 publizierte er zwei wunderschöne Briefe über Minna Herzlieb, zur »Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals« (XIV. Band Nr. 9) steuerte er (S. 29 ff) »Auch einen humoristischen Beitrag zur Goethe-Literatur« bei, XVI 29 ff teilte er ungedruckte Briefe über Lotte Kestner und Anton Matthias Sprickmann mit.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Dienstag, den 29. April 1913, fand im Anschlusse an den Vortrag des Redakteurs der »Chronik« Doktor Rudolf Payer v. Thurn über »Das Goethehaus in Weimar« die

XXXIII. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes, Sr. Exzellenz Dr. Gustav Marchet, statt. Der vom Schriftführer Dr. Hermann Brüch erstattete Jahresbericht wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Kassier Dr. Immanuel Brüch auf Antrag der Revisoren Prof. Ignaz Pölzl und Hofrat Dr. Josef Winter das Absolutorium erteilt.

Der Jahresbericht des Schriftführers widmete dem im abgelaufenen Vereinsjahre verstorbenen früheren Obmanne und Ehrenmitglied Hofrat Prof. Dr. Jakob Minor, ferner dem verstorbenen Kassier Dr. August Nechansky, dem früheren Schriftführer Dr. Alfred

Freiherrn v. Berger und dem Ausschußmitgliede Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner einen warmen Nachruf. Im abgelaufenen Vereinsjahre wurden drei Goethe-Abende veranstaltet: Am 29. Jänner 1913 schilderte Obmannstellvertreter Prof. Dr. Alexander v. Weilen die Entstehung der »Geschwister«, und Frau Ida Orloff vom Burgtheater brachte das Stück selbst mit ausgezeichneter Wirkung zum Vortrage. Am 22. Februar erschöpfte Professor Dr. Eduard Castle in einem gediegenen Vortrage, der in der vorliegenden Nummer der »Chronik« zum Abdruck gelangt, den theatergeschichtlichen und autobiographischen Gehalt von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, Dienstag, den 29. April, verfolgte der Redakteur der »Chronik« die kaum ein Jahrzehnt nach Goethes Tod einsetzenden Bestrebungen, Goethes Haus und Kunstsammlungen durch den Deutschen Bund anzukaufen und zu einem Nationaldenkmal zu gestalten, an der Hand der von ihm im Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufgefundenen Verhandlungsakten und führte die Zuhörer durch eine Reihe von 32 Lichtbildern in Goethes Gartenhaus am Stern und in das Stadthaus am Frauenplan ein.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1912.

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse . . .	2855	35		
Zinsengutschrift bei der Postsparkasse	52	92	2908	27
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	746	18		
b) beim Kassier	537	58	1283	76
Couponerlöse:				
Giselabahnaktie: Jänner, Juli 1912, Jänner 1913	30	—		
Theißlos: April, Oktober 1912, Jänner 1913	12	—	42	—
»Chronik«:				
drei Jahrgänge			12	—
			4246	03

Ausgaben:	K	h	K	h
Diverse Auslagen			271	65
»Chronik«			847	76
Museum			57	01
Goethe-Abende			141	50
Saldo (Postsparkasse)			2691	62
» (bar beim Kassier) . . .			236	49
			4246	03

Bestand an Wertpapieren in Verwahrung des Kassiers:
1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale . . . . K 400·—
1 Theißlos Nr. 3449/81 Nominale . . . . » 200·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . . K 600·—

Wien, 16. April 1913.

Dr. Immanuel Brüch
dzt. Kassier.

Neue Mitglieder:

Frau Berta v. Hardt-Stremayr, die Tochter unseres unvergeßlichen ersten Obmannes und Ehrenmitgliedes Dr. Karl v. Stremayr, hat neuerlich den Stifterbeitrag erlegt.

Außerdem sind dem Wiener Goethe-Verein als Mitglieder beigetreten:

Dessauer Ernst, Dr., XIX., Colloredogasse 33.
Herold Alfons, Gemeinderat, I., Stubenring 20.
Kaderschafka Karl, phil., XVI., Kollburggasse 8.
Kinsky Karl, Graf, VIII., Lenaugasse 10.
Pfannenstiel Marie, Frl., Schulvorsteherin, Hamburg 24, Schwanenwik 35.
Schaafs G., Dr., Dozent an der Universität St. Andrews (Schottland) 42, South Street.
Schoenberg Gustav, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Freiung 6.

Um die Werbung neuer Mitglieder haben sich verdient gemacht: Dr. Brüch und Landgerichtsrat Dr. Schopper (Gera).

Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung«.

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 22. Februar 1913 von Dr. Eduard Castle.

Über die Urgestalt von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« ist lang und viel hin und her geraten worden. Goethe selbst hatte zwei Weiser aufgestellt: das eine Mal spricht er gegenüber Frau von Stein von seinem geliebten dramatischen Ebenbilde (24. Juni 1782), das andere Mal bittet er Merck, ihm weder direkt noch indirekt ins theatralische Gehege zu kommen, indem er das ganze Theaterwesen in seinem Roman vorzutragen bereit sei (5. August 1780[1]).

Übersehen hat man diese Äußerungen wohl nie, aber was war bei der vorliegenden Gestalt der »Lehrjahre« mit ihnen anzufangen? Das Theaterwesen fand man behandelt, aber doch nicht das ganze; und mit dem dramatischen Ebenbild wußte man weder aus noch ein, nicht einmal den ursprünglichen Titel: »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« konnte man sich zurechtlegen.

Jetzt sind wir mit einemmal aus den schwankenden Vermutungen herausgerissen. Nichts ist es mit der Annahme einer älteren Philologenschule, Goethe sei bei seinen Jugendwerken in die Ausführung mitten hineingesprungen, ohne das Ganze zu Ende gedacht zu haben, seine dichterischen Absichten und Pläne hätten sich entsprechend der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens unablässig verändert, und ein scharfer Blick könne allenthalben in den vollendeten größeren Werken noch die Brüche, Widersprüche, Antinomien, die daher stammen, wahrnehmen; vielmehr gilt Goethes Versicherung, daß er gewöhnlich erst etwas im Sinne beisammen haben mußte, ehe er zur Ausführung geschritten sei (28, 297), auch von »Wilhelm Meister«, der, wie die neugefundene Züricher Abschrift lehrt, in seinen Umrissen Goethe schon als Ganzes vor Augen stand, als er zu schreiben begann; nur im einzelnen konnte hier etwas wegfallen, dort etwas zugesetzt werden: späterer Zusatz scheint das Motiv von den Mächten des Turms; gestrichen wurde, wie sich nun ergibt, gerade vieles von dem, was Wilhelm zu Goethes dramatischem Ebenbild machte, und vieles, was mit dem Theaterwesen zusammenhing.

Wir wußten durch Herder, daß man in »Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« den jungen Menschen von Kindheit auf kennen lernte, sich für ihn allmählich interessierte und an ihm teilnahm, auch da er sich verirrte[1]). Wir wissen heute, daß es Goethe darauf ankam, Wilhelms Theaterleidenschaft aus dem Keim sich entwickeln zu lassen. Und dieser Wilhelm ist kein anderer als Goethe selbst. Die »Theatralische Sendung« tritt in vielen Einzelheiten als autobiographische Quelle »Dichtung und Wahrheit« an die Seite, wo Goethe manches kürzer darstellte, nicht nur weil er den Jugenderinnerungen um dreißig Jahre und mehr ferner stand, sondern weil er sich auch nicht wiederholen, sich nicht in die poetische Werkstatt gucken lassen wollte.

*

Der alte Goethe weist darauf hin, daß »die Keime zu allen seinen späteren künstlerischen Richtungen und Bedürfnissen sich ohne große Mühe in seinen jugendlichen Leidenschaften und Liebhabereien auffinden lassen«. So hebt er in »Dichtung und Wahrheit« hervor, wie das unerwartete Schauspiel, das die gute Großmutter zu Weihnachten 1753 ihren Enkeln bereitete, die jungen Gemüter mit Gewalt an sich zog; »besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang« (26, 19).

Wilhelm müssen wir uns etwas älter als Goethe denken. Die Großmutter hat ihn die letzte Messe ins Puppenspiel geschickt und ihre Freude daran gehabt, was er ihr alles erzählt hat und wie er's begriffen hat. »Kinder müssen Komödien haben und Puppen«, darum bereitet sie für den Christabend die Puppenkomödie von David und Goliath vor, die Wilhelm lange zu keinem Schlaf kommen läßt; »er lag allein, dunkel über das Vergangene, nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung«. Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hat er zum zweitenmal die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Er sieht, wie die Puppen in einen Schiebkasten gepackt werden, findet nach einiger Zeit seine Helden- und Freudenwelt in der Speisekammer, bemächtigt sich des geschriebenen Büchelchens, darin die Komödie aufgezeichnet war, und lernt das Schauspiel auswendig. Wieder ist es die gute Großmutter, die ihm beim Vater die Erlaubnis auswirkt, daß er vor einer Kinderversammlung in Gesellschaft des hilfreichen Artillerieleutnants das große Drama selbst aufführen darf. Die

[1]) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, I/2, Nr. 1151, 1137. — Die Zitate aus Goethes Werken beziehen sich auf die Weimarer Ausgabe.

[1]) Gräf, a. a. O. S. 757,27.

Vorstellung geht trefflich vonstatten, außer daß Wilhelm in dem Feuer der Aktion seinen Jonathan fallen läßt und genötigt ist, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen, was ein großes Gelächter verursacht. Aber diese Kränkung hat er den kommenden Morgen schon wieder verschlafen, indes ihn auf die Dauer der Gedanke selig macht, trefflich deklamiert zu haben.

Von nun an bleibt das Theater aufgeschlagen, und Wilhelm läßt in seinen Frei- und Spielstunden die Puppen wacker durcheinander spielen, oft vor Geschwistern und Kameraden, öfter allein. Schon macht ihm die Wiederholung des ersten Stückes keine Freude mehr. Da findet er unter den Büchern seines Vaters Gottscheds »Teutsche Schaubühne« und verschiedene italienisch-deutsche Opern. Jetzt läßt er seine Puppen die »Banise« (von Grimm), den »sterbenden Cato« (von Gottsched), den »Darius« (von Pitschel) aufführen, meistenteils nur die fünften Akte, wo's an ein Todstechen geht. Mehr als die Trauerspiele ziehen ihn übrigens die Opern mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern an. Er verfertigt sich selber Puppen, schafft sich nach und nach eine neue Theatergarderobe, so daß er für das größte Stück versehen ist, probiert und bereitet ewig, ohne etwas zustande zu bringen, baut tausend Luftschlösser und spürt nicht, daß er noch keinen Grund zum ersten gelegt hat. — Soldatenspiel und Lesen alter Romane, namentlich des »Befreiten Jerusalem« in der Übersetzung von Kopp, bringen ihn auf den Gedanken, Tankred und Reinalden mit seinen Gespanen zu spielen, er entwickelt ihnen in der Lebhaftigkeit seiner Vorstellung den Plan, es kommt zur Aufführung, da zeigt sich's, daß er in der Hitze der Erfindung vergessen hat, einem jeden vorzuschreiben, was und wo er's zu sagen habe; sie stehen alle erstaunt, fragen einander, was zuerst kommen sollte; Wilhelm als Tankred tritt auf, muß alsbald unter großem Gelächter seiner Zuschauer wieder abziehen, und in der Verlegenheit führt man schließlich — David und Goliath auf, und ein kleiner drolliger Junge verspricht, allenfalls eine Lücke als Hanswurst auszufüllen (Th. S., Erstes Buch, 1.—10. Kap.).

Wir besitzen für die Lebenswahrheit dieser Erzählung einen einwandfreien Zeugen. Frau Rat Goethe schreibt ihrem Wolf nach der Übersendung der »Lehrjahre« am 19. Jänner 1795: »Lieber Sohn! Den besten und schönsten Dank vor Deinen Wilhelm! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sahe Dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen —, sahe, wie die Elise Bethmann Brügel vom ältesten Moors kriegte u. dgl. m.«

•

Wenn der siebzehnjährige Leipziger Student Goethe auf seine dichterischen Anfänge zurückblickt, gesteht er (DjG 1, 159): »Ich habe von meinem zehenten Jahre angefangen, Verse zu schreiben, und habe geglaubt, sie seyen gut«, und in »Dichtung und Wahrheit« (26, 167) erzählt er, daß er damals den Terenz nachzuahmen wagte. In einem Leipziger Brief an seine Schwester (27. September 1766) beklagt er es als einen Fehler der französischen Sprachmeister, daß sie ihren Schülern den Terenz in der Übersetzung der Madame Dacier in die Hand geben. Wie die Lektüre des »Télémaque« zu einer verstiegenen Ausdrucksweise anleite, so nehme durch die Lektüre des Terenz alles ein lächerliches Ansehen an, und man würde von einem großen Herrn keine Gnade erbitten können als in lauter Witzworten. Von den Terenzianischen Versuchen des Knaben Goethe ist nichts erhalten. Aber unter Wilhelms Papieren finden sich einige Aufzüge und Szenen im Geschmack des Plautus. »Wir explizierten ihn bei dem Magister«, erklärt er seinem Freunde Werner (51, 118), »denn ich sollte auch ein wenig Lateinisch lernen. Er war der erste Theaterdichter, den ich zu sehen bekam, und somit wurde er auf der Stelle nachgeahmt. Du kannst denken: da ist ein mürrischer geiziger Alter, der betrogen wird, ein Bedienter, der betrügt, ein verliebter junger Mensch, der sich nicht zu helfen weiß. Du kannst Dir vorstellen, daß der Alte nicht alt, der Junge nicht jung, der Knecht nicht knechtisch ist, sondern daß sie ohngefähr das Gröbste von dem tun und sagen, was sie Plautus tun und sagen läßt.« Dieses vernichtende Urteil hat Goethe doch wohl über seine eigenen Anfänge gesprochen.

*

Mehr Eindrücke der lebendigen Bühne, als Wilhelm in seiner Heimat zu M—, einer mittleren Reichsstadt, erfahren kann, bot dem Knaben Goethe das bewegtere Treiben in Frankfurt. Freilich muß es immer als ein einzigartiger Zufall bezeichnet werden, daß es Goethe vergönnt war, in einem frühen, aber doch schon aufnahmsfähigen Alter im Herzen Deutschlands, in der Vaterstadt, ja im eigenen Vaterhaus, mit französischem Wesen und französischem Theater aufs genaueste bekannt zu werden. Aus »Dichtung und Wahrheit« ist erinnerlich, wie im Verlauf des siebenjährigen Krieges 1759 französische Truppen und französische Komödianten nach Frankfurt kamen. Durch ihre Aufführungen lernt Goethe das ältere und das neue Repertoire der Franzosen kennen. »Die Meisterwerke der französischen Bühne«, sagt er zwei Jahre vor seinem Tode zu dem Grafen Kozmian, »bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessiert; damals faßte ich zuerst den Gedanken,

Dramen zu schreiben«[1]). Er verfaßt ein französisches Nachspiel, Derones korrigiert es und verspricht, es aufführen zu lassen. Er liest französische Theaterstücke, besonders die Vorreden, die Entschuldigungen der Autoren, ihre Kontrovers mit dem Publikum, Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten, die famose Kritik des »Cid« (26, 352). Er eilt wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besucht das Schauspiel weit eifriger, liest gewissenhafter und ununterbrochener, so daß er in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Teil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hat (26, 171). Nach diesem, was er sowohl in der Ausführung gesehen, als auch was er hier theoretisch vernahm und sich eigen machte, bildete sich in ihm der französische theatralische Typus, nach welchem viele untergegangene Stücke, von den überbliebenen später »Die Laune des Verliebten« und »Die Mitschuldigen« gebildet worden. Er fängt sogar ein französisches Trauerspiel in Alexandrinern an, das freilich nicht zustande kommt (26, 352). Die Gesetze, wonach Theaterstücke zu schreiben und zu beurteilen seien, glaubt er sich aber ziemlich eigen gemacht zu haben und durfte es sich bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit er jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln wußte (36, 224).

Die Ergänzung und Ausführung der Andeutungen in »Dichtung und Wahrheit« finden sich wieder in der »Theatralischen Sendung«. Hier entwickelt Wilhelm die Gedanken, die er sich über die drei Einheiten gemacht hat, bei deren jeder das Kunstwort »Einheit« etwas anderes bedeutet — ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind (51, 108). Hier entwirft er ein Bild Corneillens — wenn man will, ein Ideal Corneillens und der tragédie classique, wie es sich in keiner anderen Schrift Goethes findet. »Seine Landsleute haben ihn den Großen genannt; einige, wenn ich mich nicht irre, haben ihm diesen Ehrennamen streitig gemacht. So viel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß. Eine tiefe innere Selbstständigkeit ist der Grund aller seiner Charaktere, Stärke des Geistes in allen Situationen ist das Liebste, was er schildert. Laß auch, daß sie in seinen jüngern Stücken manchmal als Rodomontade aufschlägt und in seinem Alter zu Härte vertrocknet, so bleibt es immer eine edle Seele, deren Äußerungen uns wohltun« (51, 113). »Müssen nicht die Situationen des „Cinna" jede Menschenseele gewaltig angreifen? Im Ganzen so sonderbar, so einfach und schön! Es ist so groß und scheint so natürlich, man nimmt den innigsten Teil und wagt doch nicht, sich selbst in die Lage zu denken, man ist und bleibt Zuschauer und erwartet von den höhern Wesen, wie sie sich benehmen werden« (51, 112). »Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen „Britannicus", seine „Berenice" studiere, so kommt es mir wirklich vor, ich sei am Hofe, sei in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die über viele Tausende beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich soll zu Tode gegrämt haben, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist ohnmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben sollte, die des Beifalles eines Königes und eines Fürsten wert seien« (52, 145 f.). — Wie Goethe kann auch Wilhelm nicht umhin, was er von Romanen liest, in seinem Sinn zu Schauspielen umzubilden. »Er war in dem Wahn, daß alles, was in der Erzählung ergötze, vorgestellt noch viel treffender sein müsse. Auch wenn er etwa den Abriß einer Welt- und Staatengeschichte in der Schule durchlesen mußte, zeichnete er sich sorgfältig aus, wo einer auf eine besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, weil sich, nach seiner Vorstellung, dieses zu einem fünften Akt gar trefflich qualifizierte, denn die vier vorhergehende bracht' er in seinen Kompositionen nicht leicht in Anschlag, weil er sie in keinem Stück jemals gelesen hatte« (51, 33). So schrieb er denn Komödienzettel, »worauf er eigene Stücke, die nicht gefertiget noch zu fertigen waren, mit prächtigen Titeln ankündigte. Wenn er nachher die Personen eines Stückes und die ersten Szenen davon schrieb, dachte er sich, wie schön es sein müsse, dies dereinst in so zierlichem Formate wie die erste Ausgabe von Lessings Schriften gedruckt zu sehen. Wenn er im Parterre saß und die angefangene Symphonie die Gemüter der Zuschauer erhob, ach, dachte er, wenn du so glücklich sein solltest, vor dem Vorhange zu sitzen, die Ouvertüre zu hören und dein eigen Stück zu erwarten! Der gute Knabe hoffte damals, es würden ihm alsdann seine eigene Sachen so außerordentlich und er sich selbst so ehrwürdig vorkommen als ihm gegenwärtig die über ihn erhabene Schriftsteller und ihre Werke« (51, 270).

*

[1]) Biedermann, Goethes Gespräche. IV², 270.

Nicht lange nach dem Abzug der Franzosen veranlaßte der Schöff v. Olenschlager Goethe und dessen Altersgenossen, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine solche Übung der Jugend besonders nützlich sei. Sie gaben den »Kanut« von Schlegel, worin ihm die Rolle des Königs, seiner Schwester die Estrithe und Ulfo dem jüngeren Sohn des Hauses zugeteilt wurde, den ein andermal Ludwig Moors spielte. Sodann wagten sie sich an den »Britannicus«, denn sie sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Übung bringen. Goethe erhielt den Nero, seine Schwester die Agrippine und der jüngere Sohn den Britannicus. Sie wurden mehr gelobt, als sie verdienten, und glaubten, es noch besser gemacht zu haben, als wie sie gelobt wurden (26, 249; 170).

Auch Wilhelm und seine Kameraden finden Geschmack am Agieren. »In einigen Häusern sah man's als eine nützliche Beschäftigung an, lud Gesellschaften drauf. Ein verwandter Hagestolz, der sich Kenner zu sein ausgab, mischte sich drein, lehrte sie wie sie sich stellen, deklamieren und abgehen sollten« (51, 34). Sie fallen gar bald aufs Trauerspiel. Nicht lange, beginnt sich bei den Knaben und Mädchen die Natur zu regen, man spielt Komödie in der Komödie. Es gibt Neid, Trotz und Schadenfreude, wobei sich Wilhelms Direktorialqualität in ihrem Glanze zeigt; denn wenn er in den Proben nachgiebig war und über manches ein Auge zutat, so verstund er doch am Tage der Ausführung keinen Spaß: »Wehe dem, der ihm etwa in einer neronischen Stimmung in die Quere kam, der wurde gewiß mit so einem gräßlichen Blick, mit so viel Würde des Arms und Festigkeit der Stimme in seine Schuldigkeit zurückgeschröckt, daß für diesmal wenigstens Ruhe ward« (51, 35 f.).

*

Höchst anmutig war der Eindruck der ländlichen Singspiele, die die französischen Schauspieltruppen (1759—1764) zur Aufführung brachten. Von Rousseaus »Devin du village«, von Mme. Favarts »Anette et Lubin« schreibt Goethe in »Dichtung und Wahrheit«: »Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen« (26, 143). Nach einigen halbmythologischen, halballegorischen Stücken im Geschmack des Piron stellte er sich bald ein solches Stückchen in seiner Phantasie zusammen, wovon er nur so viel zu berichten weiß, daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern noch Prinzen noch Göttern fehlte (26, 167). Ackermann mag 1762 deutsche Schäferspiele, die »welsche Opera buffa Gesellschaft« von 1764, die den jungen Enthusiasten zu einer welschen komischen Opernkomposition »La sposa rapita« aufgeregt haben dürfte, vielleicht auch Metastasios »Il rè pastore« auf die Szene gebracht haben: damals hörte Goethe etwa von der Bühne die Arie »Solitario bosco ombroso« vortragen, die er schon als kleines Kind kennen gelernt und auswendig behalten hatte, ehe er sie noch verstand, als die Mutter sich und den italienischen Sprachmeister Giovinazzi täglich mit dem Klavier dazu akkompagnierte (26, 18). Ein Schäferspiel »Amine« blieb in den Händen seines Freundes Brevillier zurück, als Goethe 1765 die Universität Leipzig bezog. »Die ausgestopfte Lämmchen, Wasserfälle von Zindel, die pappene Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten« rühren in dem verliebten Wilhelm die lieblichsten Bilder, die er je in Dichtern von Schäferwelt gelesen hat: »So ist es gewiß, daß Liebe, die selbst Rosen- und Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch Hobespäne und Papierschnitzeln beleben kann« (51, 58).

Von allerlei Versuchen in einer verwandten Gattung bringt uns die »Theatralische Sendung« die erste Nachricht. Es ist das »heroische Schäferspiel«, das Wilhelm so übermäßig ergötzt, daß zwei völlig fertig sind und unvollendet eine Schar folgt. »Meine Hauptpersonen, aus fürstlichem Stamm geboren, durch seltsame Schicksale ihres Reiches verlustig, irrend und unbekannt, halten sich in den stillen Wohnungen gastfreier Hirten auf. Welch ein Kontrast in Leidenschaften und Charaktern! Welcher Reichtum an Bildern! Welche Abwechslungen von Erzählungen und Beschreibungen! Gewiß, diese Gattung ist recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne alles überall anbringt. Was die Tragödie Hohes und Rührendes, was das Lustspiel Ergötzendes, was das Schäferspiel Liebliches hat, kannst Du hier in einem Bund zusammenraffen« (51,119). »Was in frühern Zeiten bloß Puppe, Theater, Maske gewesen war, wurde nun mit einem sanften Geiste angehaucht, die Gestalten wurden schöner, reizender, und du kannst denken, daß es der Geist der Liebe war, der hier auch seine belebende Kraft zeigte« (51, 120). Wir erhalten eine Probe aus der »Königlichen Einsiedlerin«, eine von den sogenannten »schönen Stellen«, die Wilhelm nur leider »an denen Plätzen, wo sie stehen, nicht verantworten kann: dies ist ein Fehler, in den man so leicht fällt, daß man sich in elegischen Empfindungen ausbreitet, daß man sich mit Beschreibungen und Gleichnissen aufhält, die doch eigentlich der Tod des Dramas sind, welches allein nach seiner immer fortgehenden Handlung geschätzt werden kann« (51, 134).

*

Neben den vornehmen französischen, italienischen und deutschen Truppen, die im Junghof auftraten, spielte der Frankfurter Bürgerssohn Johann Ludwig Ludwig

1762 mit Marionetten, 1764 in dem »neuerbauten Komödienhaus auf der großen Bockenheimergaß in der (Säu)allee« mit Schauspielern »veraltete ungezogene Zottenspiele und läppigte Lachkomödien, an denen man sich wohl vor langen Zeiten ergötzen, aber dermalen nicht mehr gouttiren konnte.« Erhalten hat sich nur die Ankündigung einer Aufführung von Molières »Le festin de Pierre oder Das steinerne Totengastmahl mit Hanswurst«, als Nachkomödie: »Frau Sibylla trinkt kein Wein«. Hier mag Goethe die alten Bandenstücke kennen gelernt haben, deren er in der »Theatralischen Sendung« gedenkt: schon der alte Benedikt Meister hat seine Mutter um manchen Batzen gebracht, um den »Doktor Faust« und das Mohrenballett zu sehen (51, 5); »Karl XII. wird an seinen Stiefeln und zugeknöpftem Rock, vorzüglich aber an seinen straupigen Haaren, Heinrich IV. (im »Marschall Biron«) an seinem Knebelbart und Halskrause erkannt, und man nimmt die widersprechendsten Repräsentanten gerne für die abgeschiedne Majestät (51, 151 f.).«

*

In dem ältesten biographischen Schema zu »Dichtung und Wahrheit« hebt Goethe für das Jahr 1764 neben der Krönung Josephs II. nur noch das Erscheinen von Klopstocks »Salomo« hervor (26, 355). Nach diesem hochverehrten Muster wählte sich Goethe die Helden für seine nächsten Tragödien aus der Bibel: Belsazer, Isabel, Ruth, Selima usw. wurden sogar als das Beste unter seinen Jugendarbeiten mit nach Leipzig genommen, teils weil er sich einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, teils um seine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können (27, 68). Die seltsame Wahl biblischer Helden rechtfertigt die »Theatralische Sendung«: »Die erste Geschichte, die unsere jugendliche Aufmerksamkeit reizt und in Verwunderung setzt, erzählt uns von jenen heiligen Männern, an welchen Gott einen besondern Anteil zu nehmen geruhte. Wir hören von ihnen gleichsam als von unseren eigenen Stammvätern sprechen, und die vorzüglichsten Männer der vorzüglichsten Nation müssen für uns die ersten in der Welt werden. Wir untersuchen nicht, wie interessant ihre Handlungen sind, sondern ihre Handlungen sind uns merkwürdig, weil sie von ihnen erzählt werden. Dabei wirst du dich vielleicht wieder recht wundern, wenn du die Feinde des Volks Gottes als Hauptpersonen meiner Stücke auftreten siehst; ich kann dir aber versichern, es war in der rechtgläubigsten Absicht, denn die Propheten taten darinne sehr ihre Schuldigkeit und sagten ihnen vorneherein derb die Wahrheit; schröckliche Träume, Ahndungen regten ihre Gewissensbisse auf und ließen ihnen keine ruhige Stunde, daß sie wirklich recht matt und abgehetzt waren, als ihnen der fünfte Akt den Fang gab« (51, 138 f.). Durchgedacht waren, wie dies auch Wilhelm zu tun pflegt, wohl nur die Pläne. »Ganz geendigt«, sagt dieser zu Werner (51, 137), »findest du nicht über drei bis vier Stücke. Mehrere aber zum größten Teil und angefangen eine ganze Schar«: dasselbe gilt von Goethes jugendlichen Schöpfungen.

Wir verwundern uns geradeso wie Werner, wenn wir als Wilhelms Helden die berüchtigten Namen von Jesabel und Belsazar hören. »Eine Königin vom Fenster gestürzt! eine Hand, die aus der Wand reicht! (wir dürfen hinzusetzen: die Erschlagung der Erstgeburt in Ägypten durch den Engel! in dem geplanten »Thronfolger Pharaos«) das als theatralische Gegenstände zu denken, dazu gehört viel Mut der Einbildung« (51, 139). Offenherzig gesteht Wilhelm, daß ihn die Spekulation einer besondern Todesart auf das Sujet von der Jesabel gebracht habe, aber seine Sachen sollten vor dem besten Geschmack ausführbar sein. »Der Schauplatz ist in einem großen Saal, von da er sich nicht wegwendet, und in dem fünften Akt, wo Jesabel vergebens den Überwinder durch erkünstelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erschüttern sucht, endigt der Held in gerechtem Eifer, mit Vorwürfen und Verwünschungen, und schneidet ein sehr wohlgeführtes Gespräch ziemlich rittermäßig kurz ab, indem er der Wache befiehlt, sie herabzustürzen. Diese greift zu — und der Vorhang fällt« (51, 140 f.[1]).

Vom »Belsazar«, an dem Goethe von 1765—1767 arbeitet, kannten wir nur zwanzig Zeilen aus einem Brief an die Schwester; die »Theatralische Sendung« bietet noch weitere vierundvierzig; was aber mehr ist, ihr können wir den Plan der ganzen Tragödie entnehmen (51, 241 ff.); sie klärt uns über die Auffassung des jungen Königs auf, eines Menschen, deren es viele in jedem Stande gibt: »Er will das Gute, hat ein Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend, eine dunkele unbehagliche Ehrfurcht vor dem strengen Gotte der Hebräer, einen bequemen hergebrachten Dienst seiner eigenen Götter, leichtsinnig über sein Reich, beschäftigt durch seine Leidenschaften, eifrig bei Festen und Gelagen, am liebsten in der Zerstreuung, wozu seine Hofleute das Ihrige willig beitragen« (51, 142). Schließlich kommt der strenge Kritiker zu Wort, der sich gegen die Schwester äußerte (11. Mai 1767): »Mein „Belsazer" ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe«: im Drama ist die Handlung, insofern sie vorgeht und vorgestellt werden kann, die Hauptsache, und Gesinnungen und Empfindungen müssen dieser fort-

[1]) Vgl. die Sterbeszene der Adelheid in der »Geschichte Gottfriedens von Berlichingen« (DjG 2, 263 f).

schreitenden Handlung völlig untergeordnet werden, ja die Charaktere selbst dürfen nur in Bewegung und durch Bewegung sich zeigen; daran aber fehlt es allen seinen bisherigen Arbeiten: sie sind Leute, die niemand schätzt, weil sie viel schwätzen und wenig tun (51, 146 f.). Mit welcher Liebe trotzdem selbst der Mann Goethe gerade an diesem »Belsazar« hing, lehrt wieder die »Theatralische Sendung«, die die Aufführung dieses Jugendwerkes auf dem Theater zu einer wichtigen Stufe in Wilhelms Entwicklung macht.[1])

*

Ein paar Streiflichter fallen noch auf Theaterstücke, die Goethe nachweisbar in Leipzig gesehen hat. In der Gesellschaft von Schauspielern, in der Wilhelm zum erstenmal mit Mariane zusammentrifft, bietet man ihm an, daß jeder einen Monolog deklamiere; da dringt der eine, der im tragischen Affekt weder Vater noch Bruder kennt und das Kind im Mutterleib nicht schont, vor und setzt mit dem belobten Selbst- und Geistergespräch aus (Weißes) »Richard III.« sich in Schweiß und seinen Gast in Schröcken; Wilhelm und Mariane probieren »Miß Sara Sampson«; »Wilhelm zog sich so viel möglich in unbehagliche Düsternheit zusammen, Sara schwebte in sanften Klagen und trug den fürchterlichen Traum recht ängstlich vor, wußte es auch dabei so gut zu machen, daß in den schmeichelnden Stellen zu unterscheiden schwer war, ob sie dem Helden des Stücks oder dem Schauspieler schöne tat; darüber war Wilhelm von ihrer Aktion so bezaubert, daß er sie für die erste Aktrice von Deutschland hielt« (51, 52 f.). Frau Professor Böhme machte dem jungen Studentlein die »Poeten nach der Mode« von Weiße ganz entsetzlich herunter, die soeben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und ihn ganz besonders ergötzt hatten (27, 64 f.); ähnlich erzählt Werner: »So kam ich mit großem Vergnügen aus dem „Lustigen Schuster oder Der Teufel ist los" und hatte gesehen, daß sich die ganze Welt recht sehr daran ergötzt hatte; das nahmen mir gewisse Personen sehr übel, die man für Kenner hält spotteten über meinen schlechten Geschmack und bewiesen mir ihr Recht der Länge nach« (51, 110).

*

In Leipzig, vielleicht durch Öser, ward Goethe auf Shakespeare aufmerksam. Nachweislich seit März 1766 beschäftigte er sich mit dem Studium einer Anthologie aus Shakespeare, später nahm er Wielands Shakespeareübersetzung zur Hand.

Auch für Wilhelm macht die Lektüre Shakespeares Epoche. Auf Jarnos erste Frage, ob er denn niemals ein Stück von Shakespearn gesehen habe, wiederholt er nur das übliche geringschätzige Urteil der Anhänger des französischen Geschmacks: »Was ich noch gehört, hat mich nicht neugierig gemacht, diese seltsame und unsinnige Ungeheuer näher kennen zu lernen, wo der Wahrscheinlichkeit und des Wohlstandes so wenig geschont ist.« Aber Jarno rät ihm dringend, einen Versuch zu machen: »Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie gleich sich von allem losmachen und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen« (52, 146 f.).

Alsbald kommt Wilhelm gar nicht mehr zum Vorschein. In seinem Zimmer verschlossen, lebt und webt er in der Shakespeareschen Welt, so daß er außer sich nichts kennt noch empfindet. »Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, die Geister, bis an den kleinen Kreis hinangedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Fortwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, jedes Gesims besetzt, Eier dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilzen zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterflut wieder zur Ebbe bringen könnte. So saß Wilhelm, und indem eine so große Bewegung in ihm vorging, wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte« (52, 153 f.). Seine ganze Seele gerät in Bewegung, so daß er nach der Lektüre einiger Stücke außer stande ist, darin fortzufahren (52, 160). »Ich erinnre mich nicht«, sagt er zu Jarno, »daß ein Buch, ein Mensch oder irgendeine Begebenheit meines Lebens so große Würkungen auf mich hervorgebracht. Diese köstlichen Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte, man glaubt vor den aufgeschlagnen ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe gleich erstaunt und so außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande

[1]) Bei der Umarbeitung und Vollendung des »Wilhelm Meister« in den Neunzigerjahren strich Goethe die ganze Episode der Belsazar-Aufführung; nicht einmal vorlesen lassen mochte er die Alexandrinertragödie: so veraltet war diese Gattung inzwischen geworden; an ihre Stelle trat eines der »deutschen Ritterstücke«, von denen es heißt, daß sie »damals eben neu waren und die Aufmerksamkeit und Neigung des Publikums an sich gezogen hatten« (21, 197), wodurch die Begebenheiten der »Lehrjahre« um ein paar Jahre später fallen als die der »Theatralischen Sendung«, aber der Endpunkt, die Hamburger Hamletaufführung, nicht verschoben wird.

befinden werde, weiterzulesen. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, nur mir selbst unwissend, begleiteten, durch die mir nach und nach die Menschen, die mir im Leben vorkamen, die Fälle, in die ich mich und die andere versetzt sah, nur gleichsam als alte Bekannte begegneten; diese Ahndungen finde ich in Shakspears Stücken wie erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Rätsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Die geheimnisvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären deren Zifferblatt und Gehäuse man von Kristall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt.« Der lustige Prinz Heinz in »Heinrich IV.« wird das Ideal womit er seinen eigenen gegenwärtigen Zustand vergleicht (52, 172). »Lear« gibt rührende Beispiele treuer Diener, die sich für ihre Herren aufopfern. «Ich sehe die Treue in diesem Falle als ein Bestreben einer edlen Seele an, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur für einen bezahlten verachteten Sklaven anzusehen berechtigt ist« (52, 178). Von Tag zu Tag ergibt sich Wilhelm mehr den Shakespeareschen Schriften, besonders zieht »Hamlet« alle seine Aufmerksamkeit an (52, 223), und er teilt sein Interesse der ganzen Gesellschaft mit. Sie nimmt sich vor, das Stück unter sich selbst zu versuchen. Wilhelm wird die Rolle des dänischen Prinzen zugeteilt (52, 189), und die Übung der Rolle verschlingt sich schließlich dergestalt in sein Leben, daß endlich er und Hamlet eine Person zu werden anfangen (52, 223). Die Aufführung des Hamlet durch Serlo in H***, das Gegenstück zur Belsazarvorstellung der Madame de Retti, hätte uns Wilhelm zum zweitenmal auf der Bühne gezeigt, diese und ihn auf einer zweiten, höheren Stufe der Entwicklung, von der aus ihm die Erkenntnis hätte aufdämmern müssen, was es mit seiner theatralischen Sendung für eine Bewandtnis haben könne.

*

Wiewohl ich nur eine kleine Auslese aus einer großen Zahl von äußeren Übereinstimmungen zusammengestellt, die vielen inneren Bezüge so gut wie ganz übergangen habe, wird man doch nicht verkennen, daß Goethe seinen Romanhelden den Entwicklungsgang hat nehmen lassen, den er selbst durchlaufen hat. Dieser Entwicklungsgang ist zu gleicher Zeit auch der des deutschen Theaters. Man übersehe nicht, daß der erste Satz der »Theatralischen Sendung« den Anfang des Romans in die Vierzigerjahre des 18. Jahrhunderts verlegt, die in der Geschichte des deutschen Schauspielwesens Epoche machen. Schon war der Sieg von Gottscheds Theaterreform entschieden und das regelmäßige Repertoire durch die »Teutsche Schaubühne« (1740—1745) allen Prinzipalen zugänglich geworden. Die deutsche Bühne trat in die Krise der Übergangsjahre: »Man warf die Kinderschuhe weg, ehe sie ausgetreten waren, und mußte indes barfuß laufen« (51, 39). Durch mehr als ein Jahrzehnt herrschte nun »der ungeheure Plunder teutsch- und französischen Theaters« (51,44). Allmählich bekam man Selbstgefühl. Um 1760 sprach man in der Gesellschaft der Schauspieler und Theaterliebhaber »vom deutschen Theater, daß wir's dem französischen bald gleich täten, daß es Sünde sei, nur übersetzte Stücke drauf zu spielen, daß große Herren anfingen, sich seiner anzunehmen, und vom Stande der Schauspieler, daß er täglich ehrbarer und geehrter werde« (51,50). Je drückender die Jugend die Enge der kleinbürgerlichen Verhältnisse empfand, desto glücklicher pries sie in ihrem Herzen den Komödianten, den sie im Besitz so mancher majestätischer Kleider, in steter Übung eines edeln Betragens sah, dessen Seele einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt je an Gesinnungen und Leidenschaften hergebracht, darstellte; sie dachte sich dessen häusliches Leben als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater nur die äußerste Spitze sei (51, 60). Die Nicolai, Lessing, Löwen reden jetzt von dem »Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt« (51, 62). Wieviele junge Leute sahen damals gleich Wilhelm »den werdenden vollkommensten Schauspieler und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters (also einen deutschen Shakespeare), nach dem sie so vielfältig hatten seufzen hören, und niemals ohne einige zufriedene Wendung auf sich selbst« (51, 69 f.).

So ergreift denn Wilhelm zum zweitenmal die Schauspielerei, zu der er von Kindheit auf die Sendung zu haben meint, oder besser gesagt: er wird in echter Romanenweise fast ohne sein Zutun von ihr ergriffen. Er lernt die Verhältnisse kennen, wie sie tatsächlich bei den Wandertruppen herrschen, etwa um die Mitte der Sechzigerjahre, da man in den angenehmen Zirkeln Gellert auswendig kann, Rabeners Spässe nicht ungeschickt anbringt und Zachariäs Lieder singt (51, 263). Unser junger Held wird mit einer Prinzipalin zusammengeführt, die man gern für die berühmte Neuberin in der letzten, beinahe schon unrühmlichen Phase ihrer Laufbahn halten möchte: der Umstand, daß die Ruhelose bereits 1760 gestorben war, brauchte dem Romandichter wenig Kummer zu machen. Für Wilhelms Entwicklung ist es wichtig,

daß er die Gelegenheit bekommt, sein Ideal zu verwirklichen: er tritt als Dichter und Darsteller vor das Publikum, freilich nur unter einem angenommenen Namen, als Ersatz für den erkrankten Mosje Bendel und nach der Zusicherung, daß sein Auftreten seinen Verwandten ein Geheimnis bleibe. Dem Rausch, in den ihn sein Erfolg versetzt, folgt nur zu rasch die Ernüchterung: ein Theaterskandal, der finanzielle Zusammenbruch des Unternehmens, die gesellschaftliche Verachtung des Schauspielerstandes zerstreuen den Wahn seiner Jugend, er bedauert sich, das Theater und die Dichtkunst. »Ach!« ruft er aus, »möchten doch so viele törichte Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen, die sich von dieser Sirene aus der vorgeschriebenen Fahrt ihres Wandels locken lassen!« (52, 34.)

Ganz unerwartet kommt die Nachricht eines ausbrechenden Krieges: man mag an die Truppenverschiebungen denken, die der ersten Teilung Polens vorausgingen. Nach Wilhelms Rat faßt die Gesellschaft den Entschluß, sich nach H*** zu wenden, worunter wohl Hamburg zu verstehen ist. Aber die Gesinnungen der Hauptfigur halten neuerdings das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung auf. Wilhelm läßt sich auf das Grafenschloß mitziehen, er bekommt einen ersten flüchtigen Einblick in das Treiben der adeligen Gesellschaft, die die Mittel hat, nach außen zu wirken und im Tatengenuß Befriedigung zu suchen. Die Shakespearesche Welt erschließt sich ihm und drängt ihn zum drittenmal aufs Theater. Er lernt es auf der höchsten Stufe kennen, zu der es ein Schröder, eine Charlotte Ackermann — denn an diese müssen wir bei Serlo und Aurelie denken — erhoben haben; hier kann er, losgelöst von seiner Familie, von dem lästigen Zwang seines bürgerlichen Standes, sich »seinem Beruf, seiner Sendung« ergeben; hier kann er »Hamlet« in würdiger Besetzung auf die Bühne bringen — was bekanntlich wirklich 1776 unter Schröders Direktion geschehen ist —, und doch weist auch hier alles den Helden und die Leser des Romans schon über die Sphäre des Theaterwesens hinaus; soviel ist nun klar: das Theater macht keine Nation, das Theaterpublikum ist nicht die Nation. Nation, das ist eine Masse von Menschen, unter die eine Menge von Anlagen und Kräften verteilt ist, ohne daß sie eigentlich einen gemeinen Endzweck haben, ohne daß sie einzeln interessant sind; denn dadurch werden sie eben zusammen zu einem Elemente, auf das ein vorzüglicher Mensch würken kann (52, 264). Diesen vorzüglichen Menschen, ihren geborenen Anführern, wird sich Meister zugesellen, wenn er in den Kreis jener liebenswürdigen Amazone, jener vollkommenen Sterblichen, jener Heiligen tritt, die zu retten ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer auserkoren hatte.

Um den Zeitpunkt, da sich die Begebenheiten der »Theatralischen Sendung« in der Zürcher Handschrift endigen, schreibt Lavater an Zimmermann (20. Oktober 1774): »Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. D a h i n gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft«. Drei Jahre später hat Goethe den Bereich für ein tätiges Leben schon gefunden, und er beginnt »als Nachtwandler« an seiner »Pseudokonfession« zu arbeiten: auch er blickte zurück auf manchen falschen Weg, der ihn zu falschem Zwecke getrieben, indes doch alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hingeführt; er selber stand da »wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.«

Euphrosyne.

Von Marie v. R ö l l f e l d.

Am Rollplatz zu Weimar, rings um die alte Jakobskirche, in deren Sakristei am 19. Oktober 1806 der Oberkonsistorialrat Günther dem Lebensbunde Goethes und seiner kleinen Freundin auch den kirchlichen Segen gab, hat pietätvolle Pflege sichtbarer Erinnerungen an eine große Zeit die Reste eines denkwürdigen Friedhofs mitten im Herzen der heutigen Stadt erhalten.

»Schillers erste Begräbnisstätte,« lautet in Goldlettern die Inschrift innerhalb der Konturen, die an der kahlen Seitenwand eines die östliche Gräberreihe begrenzenden Hauses, dem Fries des ehemaligen Kassengewölbes nachgezeichnet sind, und darunter derzeit leider der Würdigkeit des Ortes wohl wenig angemessen, nur mit Brettern verdeckt, schauerlich wie der Weg zum Acheron, die infolge der neuesten Forschungen wieder geöffnete Gruft, in die man einst den toten Sänger der Glocke gesenkt.

An der rechten Seitenwand der Kirche, unweit des Grabmals von Lukas Cranach, schlingt sich grünes Geranke um den Denkstein eines Mannes, dessen Name, wenn auch nicht als einer der Großen, so doch in liebenswürdiger Eigenart zu uns herüberklingt aus Weimars goldener Zeit — derjenige des Pagenhofmeisters und Gymnasialprofessors Musäus, des Märchenerzählers.

Inmitten des Friedhofs, überragt von uralten Bäumen, fast eingesponnen in dichtes Buschwerk, kennzeichnen Kriegsembleme auf granitnem Sockel ein Soldatengrab. Der da unten ruht seit Napoleons

Siegestagen, ist jener preußische General Schmettau, der, zum Tode verwundet, während der Plünderung der Stadt durch die Franzosen im Hause der Frau v. Stein Schutz und Rettung suchte, aber auch von dort durch die zügellose Schar der Eroberer verjagt, tags darauf im herzoglichen Schlosse seinen Wunden erlag.

Nur wenige Schritte weiter ein schlichtes Grab, ohne Blume, ohne Schmuck — fünf Worte nur auf der kahlen Steinplatte, die es deckt — doch diese sind ihm Blume, Schmuck und Denkmal für alle Zeiten, denn sie lauten: »Christiane von Goethe, geb. Vulpius.«

Und noch eine andere aus dem Strahlenbereich des Weisen von Weimar schließt die Erde des ehemaligen Jakobsfriedhofes ein: Christiane Neumann-Becker, die, »von seinem Liede verkündet«, unter dem Namen Euphrosyne ein ewiges Leben lebt.



Das Euphrosynen-Denkmal im Park zu Weimar.

Kaum zwanzig Jahre alt, riß sie der Tod aus einem lieberfüllten Dasein, und doch ist's eine Glückliche, die da unten der Ewigkeit entgegenschläft. Denn was das Leben an Höchstem zu bieten vermag, das wurde ihr in dieser kurz bemessenen Frist zuteil: Künstlerruhm und Liebesglück und die väterliche Freundschaft eines Großen der Erde wandelten ihr die Welt zu einem blühenden Frühlingsgarten. Als die Sonne am hellsten schien, als die Blumen am süßesten dufteten, mußte sie fort durchs dunkle Tor des Namenlosen, aber sie ging ohne Reue, ohne Enttäuschung, den Abglanz des Frühlings, den Nachklang seiner Lieder im Herzen.

Euphrosyne! Kein anderer als der Name der Grazie, in deren Wesen sich Anmut und Frohsinn paaren, paßt besser für die zarte Gestalt der mädchenhaften Frau, der kindlichen Mutter, deren Stirne so früh die Doppelkrone des Lorbeers und der Myrte schmückte.

Sie war ein echtes Theaterkind, die Kleine mit dem heißen Herzen, mit den lachenden Augen und dem rührenden Lächeln — denn diese drei Dinge müssen wohl derjenigen eigen gewesen sein, die in gleicher Vollendung einem Klärchen, einer Minna, einer Ophelia Leben von ihrem Leben zu geben vermochte.

Als Goethe im Jahre 1791 nach dem Abgang der Bellomoschen Gesellschaft das neu gegründete Hoftheater übernehmen sollte, hatte er den von der abgezogenen Truppe zurückgebliebenen Schauspieler Neumann zum Regisseur ausersehen, doch dieser starb, ehe er die ihm zugedachte Stelle antreten konnte, kurz vor Eröffnung des Theaters, kaum 35 Jahre alt. »Er hinterließ uns,« so erzählt Goethe selbst, »eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.«

Unter den mancherlei lockenden und zum großen Teil ja auch lohnenden Aufgaben, die an den Meister während seiner vieljährigen Tätigkeit als Leiter des Theaters herantraten, war ihm die Erfüllung dieser Bitte vielleicht die liebste und leichteste, gewiß aber eine Quelle reiner Freude und eine Erfrischung, wenn ihn die reale Kehrseite der idealen Scheinwelt der Bühne zuweilen allzusehr verärgerte.

Weimars geniale Iphigenie, Korona Schröter reizvollen Andenkens, war der kleinen Christiane, des besonderen Schützlings der Herzogin Anna Amalia, erste Lehrerin gewesen, so daß die Zehnjährige schon unter Bellomo in Kinderrollen sich Beifall holte.

Als Artur Plantagenet in Shakespeares König Johann wurde sie, erst 14 Jahre alt, zum erstenmal von Goethe selbst vor eine große Aufgabe gestellt. Wie sie diese löste, wissen wir von ihrem großen Lehrer selbst: »Christiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, tat wundervolle Wirkung; alle die Übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein.«

Was mag das aber auch für ein Unterricht gewesen sein! War ihm doch das Talent der Kleinen der größten Mühe, der zärtlichsten Sorgfalt wert — und war sie doch auch die holdeste Verkörperung der rührenden Gestalt des unglücklichen englischen Königskindes.

Die Elegie »Euphrosyne«, eine der schönsten Totenklagen, die je ein liebes Andenken geheiligt haben, erwähnt eine Episode aus jener Zeit, die auch der Schauspieler Franz Eduard Genast in seinen Erinnerungen an Weimars klassische Zeit wiedererzählt.

Es war auf der Generalprobe des Shakespeareschen Dramas. — König Johann, der sich widerrechtlich der Krone Englands bemächtigt hat, will den unbequemen echten Thronerben Arthur unschädlich machen, und um dies zu erreichen, ihm in unmenschlicher Grausamkeit beide Augen ausglühen lassen.

Das Entsetzliche eines solchen Vorgehens mag für Christiane außer dem Bereiche ihrer Fassungsmöglichkeit gelegen sein, und es wollte ihr nicht gelingen, die atemraubende Angst des so gräßlich bedrohten Kindes in ihren Mienen wiederzugeben. Da riß Goethe selber dem Darsteller des Hubert, der das Henkeramt auszuüben hat, das Eisen aus der Hand und schwang es vor den entsetzten Augen der Kleinen, die erschrocken zu Boden fiel, gleich darauf aber die Hand des Meisters ergriff, um sie zu küssen, und mit der Bitte um Vergebung ihres Ungeschicks ihm, kindlich vertrauend, die Lippen zum Kusse bot.

So innig und herzlich, als wären sie Vater und Tochter, war das Verhältnis der beiden von Anfang an und blieb es bis zu Christianens frühem Tod. — Hatte doch sie so bald den eigenen Vater verloren, war es doch ihm, dem feinfühligen Kenner und Schätzer der Frauenpsyche, versagt, bei einer leiblichen Tochter Zeuge des holden Sichentfaltens einer Mädchenseele zu sein.

Von jenem Debut als Artur an begann der glänzende Aufstieg der jungen Schauspielerin. Das Tor des vollen Lebens flog auf und die Welt lag vor ihr in aller Glut und allem Glanz, wie sie nur den Augen Auserwählter sich zeigt. Der Ruhmeskra z, jenes vielumstrittene Gut, nach dem sich mancher in Sehnsucht verzehrt sein Leben lang, er legte sich wie von selber um die weiße Mädchenstirn, sein dunkles Laub sanft um die lichten Blüten der Myrte schlingend, die sich gar bald als Brautkrone ihm zugesellten. — Wie wäre es denn auch möglich gewesen, daß ihr die Liebe fremd geblieben, ihr, deren Seele mitschwingen mußte mit all den großen, süßen, wonnigen Gefühlen, die die Herzen der edlen Frauengestalten erfüllen, die Deutschlands größte Dichter geschaffen. Und so war's denn auch ein heißgeliebter Mann, mit dem sie, fast ein Kind noch, 1792 zum Altar trat und bis zum letzten Atemzug in glücklichster Ehe verbunden blieb. Ein Kunstgenosse wohl war der Erwählte, aber keiner ihrer Partner, mit dem sie auf der Bühne Liebesworte tauschte, sondern der Schauspieler Becker, der den Alba, den Antonio im Tasso und andere, mehr oder weniger ins Gebiet des sogenannten Intriganten fallende Rollen spielte; es muß eben eine echte rechte, nicht nur aus der Suggestion der Dichtung entsprungene Liebe gewesen sein, die die beiden verband.

Goethe, der, wenn es einen Prolog oder Ähnliches zu sprechen gab, seine Worte am liebsten seinem und des Publikums auserkorenen Liebling in den Mund legte, hatte die kleine Neumann schon am Sylvesterabend des Jahres 1791, inmitten einer Schar von Kindern, als Repräsentantin der Jüngsten, mit einem reizenden Neujahrswunsch an die Weimaraner auf die Bühne gestellt, und am 6. Oktober 1794 erschien sie zum erstenmal als junge Mutter wieder im Theater, um den Prolog zu Ifflands Lustspiel »Alte und neue Zeit« zu sprechen. Wieder war sie als Knabe gekleidet wie vor drei Jahren in ihrer ersten großen Rolle, und die Worte, die ihr der Dichter diesmal zu sprechen gegeben, sind in ihrer rührenden Herzlichkeit der schönste Beweis der Innigkeit des Verhältnisses zwischen Goethe, seiner Lieblingsschülerin und dem Weimarer Publikum:

»Ja, alt'«, und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen: auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zumute. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich seh'n und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.«

Die Amalia in den Räubern, Luise Miller, Ophelia, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, die Marianne in Goethes Geschwistern, das waren ihre glänzendsten Rollen. Ein Festabend muß es gewesen sein, als sie 1796 bei der ersten Aufführung des Egmont unter Goethes Leitung das Klärchen gab und in Iffland einen gleich ausgezeichneten Partner fand.

Die Frau des geliebtesten Mannes, die Mutter seiner Kinder und überdies noch eine Künstlerin von Gottes Gnaden, die als Erste den berauschenden Duft der schönsten Blüten des deutschen Dichtergartens atmen, die unter den Auspizien der Geistesfürsten von Weimar deren edle Frauengestalten verkörpern durfte — wahrlich ein Schicksal, des Neides der Götter wert.!

Aber der Stern ihres Lebens stand schon im Zenit, — nur eine kurze Weile noch und er neigte sich zum Untergang. Das Doppelfeuer der Kunst und der Liebe hatte ihre Seele schon auf Erden mit Himmelslicht durchglüht, ihren zarten Körper aber verzehrt. —

Nach einem letzten Aufraffen zu einem Gastspiel in Lauchstädt kehrte die junge Frau, die seit

der Geburt ihres zweiten Kindes kränkelte, von Karl Augusts bestem Reisewagen heimgeholt, sterbend nach Weimar zurück, wo sie am 22. September 1797 die für alles Schöne leuchtenden Augen schloß. —

Goethe weilte um diese Zeit fern in den Schweizer Bergen. Wie tief ihn die Nachricht ihres Todes getroffen, kündet uns seine herzbewegende Elegie; wenn etwas diesen Trauergesang voll ewiger Schöne ergänzen kann, so sind es nur des Dichters eigene Worte: »Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich gewiß sie vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Tränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken geläng.«

Als »Euphrosyne« in Weigls Zauberoper »Das Petermännchen« war Christiane Becker noch im Mai ihres Todesjahres aufgetreten, wohl nicht ahnend, daß sie unter diesem Namen in die Reihen der Unsterblichen aufgenommen werden sollte.

* * *

Im Jahre 1800 wurde in treuem Gedenken an die holde Frauengestalt, die dahingegangen war wie eine Frühlingsblume, die die Sonne zu heiß geküßt, am Rosenberge zu Weimar ein Euphrosyne-Denkmal errichtet. Aber ein Jahrhundert mit seinen Stürmen vernichtet mehr als eine schwache Säule, und so zerfiel auch diese in Schutt und Staub, bis im Mai 1912 Frau Marie v. Wildenbruch, einem Wunsche ihres verstorbenen Gatten folgend, das vergessene Denkmal in aller Lieblichkeit — zwar nicht an seiner alten Stelle, aber an einem sehr glücklich gewählten Platz im Park von Weimar — wieder auferstehen ließ.

Auf einem sanft ansteigenden Hügel, an derselben Straße wie Goethes Gartenhaus gelegen und nicht weit von diesem entfernt, nahe seinem Gartengitter und der dichten Baumgruppe, deren Zweige die Glückskugel, das Heiligtum der Agathe Tyche, überwölben und für die einst auch die Worte gegolten:

»Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein«,

steht die schlanke, sich nach oben verjüngende Säule, um deren Rund sich die holden Gestalten der Grazien im Schwebeschritt die Hände reichen.

Der Sockel aber trägt auf der einen Seite die Goetheschen Verse:

»Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet!« —

auf der anderen die Worte Wildenbruchs:

»Sterben ist nur eines Tages Enden,
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewesnen.
Nie entschlafet, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen,
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge.
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Kein Zukünft'ges, gestern nicht und morgen,
Tag und Nacht, kein Stufengang der Zeiten,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'!«

»Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehen!« — diese letzte Bitte hat er ihr erfüllt, diese letzte imaginäre, wie einst ihre erste — er hat sie bewahrt vor dem Vergessenwerden, vom Heer der Schatten getrennt, sie den Unsterblichen zugesellt.

Denn ob auch die Tempel des Zeus seit Jahrtausenden in Trümmern liegen, Persephoneias Schattenreich besteht noch heute — es ist das Nebelland unserer Erinnerung an die Millionen Erdenkinder, die vor uns dahingegangen, die uns nichts sind und nichts sein können, als namen- und wesenlose Schatten.

Nur jene Auserwählten, die entweder Geburt oder Schicksal auf einen historisch bedeutsamen Platz gestellt, oder die menschliche Dankbarkeit und menschlicher Enthusiasmus emporgehoben über den Alltag, über die Niederungen der Erde hinaus, und endlich auch jene, die ein Dichter gerühmt im Liede, sie leben fort im Gedächtnis der Kommenden, und ihre Namen klingen weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht.

Neben Euphrosynens sehnsüchtiger Stimme, durch die das Erdenheimweh der geschiedenen Seele zittert, klingen die Worte Wildenbruchs wie ein jubelndes Siegeslied des unzerstörbaren Lebens und geben einer Überzeugung Ausdruck, die einst auch Goethes durchdringender Geist uneingeschränkt geteilt hat. — Welch sichere Zuversicht und heitere Ruhe liegt doch in den Worten, die er an einem Maienabend des Jahres 1824 zu seinem treuen Eckermann sprach, als er auf dem Wege von Tiefurt nach Weimar mit ihm der untergehenden Sonne entgegenfuhr: »Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser

Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Und im gleichen Sinne äußerte er sich, ebenfalls zu Eckermann, im Verlauf eines Gespräches über Tiedges Urania: »Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.«

Und doch stand auch bei ihm hinter der unerschütterlichen Überzeugung von der Fortdauer und Unvergänglichkeit des menschlichen Geistes ein Etwas, das an die hellenische Vorstellung vom Leben nach dem Tode mahnt — der Glaube an den Einfluß der geistigen Beschaffenheit des Menschen in seinem irdischen Leben auf den Grad seiner Entwicklungsmöglichkeit in einem künftigen.

In diesem Sinne lauten auch seine Äußerungen nach Wielands Tod: »Ich sehe wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesen Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte.«

»Wache Seelen haben Sonnenaugen, Sonnenaugen blicken in das Ew'ge!« — Wildenbruchs Verse verfolgen dieselbe, das Edelste und Gottähnlichste im Menschen wachrufende Idee.

»Nie entschlafet, wer einmal wach gelebt« — nur wenn der Geist den Körper überwindet, nur wenn sich die Sonnenaugen der Seele auftun, besiegt das Leben den Tod, schließt sich das Tor der Ewigkeit vor uns auf.

Und es war eine große, wunderbare Zeit des »wachen Lebens«, als der Dichter des Götz und des Werther, der schöne geniale Freund des jungen Herzogs von Weimar Hof und Stadt nach seinem feurigen Geiste regierte, und auch noch Jahrzehnte später, als Ratbegehrende aller Herren Länder in der kleinen Stadt in Thüringen das Ziel ihrer Sehnsucht sahen, als die Jugend des neuen Jahrhunderts ehrfürchtig und gläubig zu dem Weisen am Frauenplan pilgerte.

Unter allen aber, die aus jenen Tagen noch heute, wesenlos und doch gestaltet, in den stillen Straßen, in den alten Häusern von Weimar, im Schatten des Parkes, auf den Wiesen von Tiefurt und Belvedere und an den Ufern der Ilm dem entgegentreten, der andächtig jene Orte betritt, ist Euphrosyne eine der anmutigsten und eine der lieblichsten unter jenen, die zu Goethes Zeiten mit Sonnenaugen ins Leben geschaut.

Zwei Aktenstücke zur Geschichte des Nachdrucks Goethischer Werke in Österreich.

(Aus dem Archiv der Obersten Polizei- und Zensurs-Hofstelle, jetzt im Archiv des k. k. Ministeriums in Wien.)

Hochlöbliche k. k. Oberste Polizey- und Censur-Hofstelle!

Dem Vernehmen nach soll in Wien und in Grätz ein Nachdruck Goethe'scher Werke eingeleitet werden, zu welchem Endzweck auch allbereits der hiesige unbefugte Buchhändler Aloys Krammer, unter dem Schutze der Firma des Buchdruckers Schade, Wilhelm Meisters Lehrjahre von Goethe beym hiesigen k. k. Central-Bücher-Revisions-Amte eingereicht und das Imprimatur ohne Anstand zum Nachdrucke erhalten hat.

Da aber der gehorsamst Unterzeichnete im Einverständnisse mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, hier in Wien eine Original-Ausgabe von Goethe's Werken in 26 Bänden veranstaltet hat, und dieselbe aus dem Grunde unter dem Schutze der Gesetze stehet; weil sie im Manuscripte zur Censur eingereicht und erweislich im Lande (hier bey Ant. Strauß) gedruckt worden ist, so wagt derselbe die ehrfurchtsvolle Bitte: Eine hohe Hofstelle wolle dem hiesigen k. k. Central-Bücher-Revisions-Amte die Weisung ertheilen, daß es ihn in seinem Verlagsrechte schütze, und alle etwaigen Versuche Goethe's Werke im Einzelnen oder im Ganzen im Lande nachzudrucken, ernstlich abweise.

Zur Unterstützung dieses seines Gesuches erinnert Gefertigter an die bereits unterm 4ten April 1816 erfloßene hohe Entscheidung, wodurch der Nachdruck

der einzelnen und der sammtlichen Goethe'scher Werken im ganzen Lande verbothen worden ist.

Wien den 5ten November 1824.

Carl Armbruster
B. Buchhändler.

Das B. R. A. hat das mit dem Imprimatur versehene Mpt einzuziehen und wie geschehen, anher anzuzeigen.'

den 9. 9ber 824

Ohms.

Hochlöbl. k. k. Polizey und Census Hofstelle!

Dem hohen Auftrage vom 9. Nov. d. J. gemäß hat das unterfertigte Amt augenblicklich den Nachdruck von Göthe's Wilhelm Meisters Lehrjahren eingestellt und das Imprimatur abgefordert, das sich gegenwärtig in den Händen des Amtes befindet.

Vom k. k. Centr. Büch. Rev. Amt.
Wien am 11. Nov. 1824.
Sartori.

Hochlöbliche k. k. Ober Polizey- und Censurs-Hofstelle in Wien!

Endes Genannter bittet demütigst um die Druckerlaubniß von Kotzebues Romanen und Theater nach der Auflage von Kaulfuß u. Kramer in Wien, welche bereits durch die k. k. Censur verbessert ist, und derselbe als Fortsetzung seiner Classiker-Taschenausgaben zu liefern wünscht, worüber er einer baldigsten gnädigen Entscheidung entgegensieht, um die Papierbestellung baldigst besorgen zu können, nachdem der Winter am Besten zur Druckpapiererzeugung geeignet ist.

Uibrigens wage ich in Erinnerung zu bringen, daß ich vor drei Jahren schon um diese Druckerlaubnis, wie auch um Göthes und Wielands Werke, wie die Wiener Ausgaben gedruckt sind, einkam, allein die Entscheidung darüber noch immer nicht erhalten habe.

Grätz, 15. Novbr 1826

H Greiner
Besitzer der Ferstlschen Buchhandlung in Grätz.

Ad acta, nachdem dieses veraltete Gesuch später nicht mehr erneuert worden ist.

Wien den 4ten May 1828.

Zu Graf Dürckheim, Lillis Bild, S. 164.

In »Lillis Bild« von Graf v. Dürckheim 1894[2] merkt Bielschowsky S. 164[36] an: »Lavater besuchte auf einer Reise nach Offenbach, die er im Juli 1783 unternahm, die Familie Türckheim; auf der Rückreise traf er in Heidelberg mit Reichardt zusammen und kehrte mit diesem noch einmal bei Türckheims ein.«

Bielschowskys Annahme eines zweimaligen Aufenthaltes Lavaters in Straßburg auf der Offenbacher Reise entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Dieser ist vielmehr folgender:

Lavater kam auf seiner Offenbacher Reise, die er Pfingstdienstag den 10. Juni antrat, am Samstag den 14. Juni in Straßburg an. Er stieg bei Pfarrrer Stuber ab und blieb daselbst bis zum Dienstag den 17. Juni »vielbesuchend und vielbesucht«. »Die herzlichste Bekanntschaft,« schreibt Lavater in dem »Urkunden meiner Lebensgeschichte« überschriebenen Manuskript, »war die neue mit der Frau Liese Türckheim, geb. Schönemann, die mich bei Stuber besucht und nicht angetroffen hatte, die ich nachher auf ihrem Landhause traf, nie allein sah, nur für ein paar Augenblicke ans Fenster nahm und ihr mein Herz oder vielmehr ihr Herz für mich aufschloß.«

Auf der Rückreise von Offenbach traf Lavater Montag den 23. Juni in Heidelberg mit Reichardt zusammen, der ihn ins schwäbische Bad Teinach begleitete. Mittwoch den 25. Juni kamen sie in Teinach an. Für Teinach, den 2. Juli 1783, notiert Lavater im Tagebuch seiner »Reise nach Süddeutschland«: »Reichardt reiste ab nach Straßburg, dort seine Brief- und Geldsachen in Richtigkeit zu bringen. Ich gab ihm Billets viele mit.« (Darunter eines an Liese Türckheim.)

In einem »Straßburg den 6. Juli 1783« datierten Briefe, der in Lavaters brieflichem Nachlaß in Zürich liegt, schreibt Fräulein v. Rathsamhausen an Lavater: »Bei Herrn Reichardt habe ich eine zusammengeschmierte Figur gemacht. Heute morgen, da sah ich ihn zum zweitenmal.«

Lavater war am 3. Juli noch in Teinach; am 5. und 6. Juli hielt er sich bei dem Markgrafen von Baden in Langensteinbach auf, den 7. und 8. Juli war er in Ludwigsburg, Stuttgart, Eßlingen, dann in Tübingen, den 13. in Schaffhausen. Am 15. Juli langte er — allerdings mit Reichardt zusammen — in Zürich an. Diese letzteren Data sind zum größten Teil der »Sammlung von Anekdoten aus Lavaters Leben« entnommen, die Anna Barbara v. Muralt für Lavater niedergeschrieben hat.

Gernsbach. Heinrich Funck.

Bücherschau.

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen, auf Grund der Hempelschen Ausgabe, neu herausgegeben von Karl Alt. 39. — 40. Teil, herausgegeben von S. Kalischer. — Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

In den vorliegenden letzten Band der Ausgabe sind die Beiträge zur Optik und die Farbenlehre nebst den dazugehörigen Nachträgen, jedoch ohne den polemischen Teil aufgenommen worden. Bezüglich der Hinweglassung des letzteren äußert sich der Herausgeber in einer Vorbemerkung dahin, daß er, genötigt durch die Rücksicht auf den noch verfügbaren Raum, jenen Teil der Farbenlehre ausgeschieden habe, welcher für den sachlichen Inhalt des Werkes von geringerem Belange sei, und rechtfertigt dies Vorgehen damit, daß Goethe selbst eine Zeitlang sich mit dem Gedanken getragen habe, diesen Teil der Farbenlehre in der Ausgabe letzter Hand zu unterdrücken. In der Tat können wir, insofern es sich nicht um eine vollständige Ausgabe handelt, das Verfahren des Herausgebers nur gutheißen. Denn in dem polemischen Teil sind die Schwächen der Goetheschen Farbenlehre, was Inhalt und Form betrifft, gewissermaßen konzentriert, und die Lektüre bietet auch dem bereitwilligsten Leser heute, da die Akten über die Angelegenheit längst geschlossen sind, kaum etwas Ersprießliches. In einer ausführlichen Einleitung kommt der Herausgeber sodann auf die Entstehungsgeschichte, den sachlichen Inhalt und die Bedeutung der optischen Arbeiten Goethes zu sprechen und behandelt diese Gegenstände mit jener gründlichen wissenschaftlichen Kenntnis und parteilosen Sachlichkeit, welche wir schon bei der Besprechung des vorletzten Bandes hervorzuheben Gelegenheit hatten.

Dies ist hier um so höher anzuschlagen, als gerade die Farbenlehre Gegenstand sehr weitläufiger, im ganzen wenig fruchtbarer und oftmals gehässiger Polemik gewesen ist. Gegen die letztere wendet sich der Herausgeber mit Recht in sehr entschiedener Weise. Ohne die speziellen Fehler der Goetheschen Forschungsweise: den Widerwillen gegen die Anwendung des mathematischen Kalkuls und komplizierterer Apparate zur Lösung optischer Fragen, die häufige Vermengung der physiologischen und physikalischen Seite der Phänomene und die Abneigung gegen ein begriffliches Bearbeiten des Tatsachenmaterials zu beschönigen und ohne das Scheitern der physikalischen Lehren Goethes an der so feindselig bekämpften Newtonschen Theorie zu verschweigen, weist der Herausgeber auf die große Bedeutung, welche die von Goethe beobachteten und beschriebenen subjektiven Gesichtsphänomene für die Entwicklung der physiologischen Optik besitzen, mit gebührendem Nachdruck hin. Eine geistvolle Analyse der seelischen Prozesse, die Goethe zu seinen Erfolgen, aber auch zu seinen Irrtümern auf wissenschaftlichem Gebiet führten und führen mußten, macht den Beschluß. Dem historischen Teil der Farbenlehre ist noch eine kurze Einführung, hauptsächlich die Entstehungsgeschichte der Schrift betreffend, vorangestellt.

Schließlich kann der Referent nicht umhin, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß die beiden Bände der vorliegenden Ausgabe, welche die naturwissenschaftlichen Werke Goethes enthalten, nicht separat im Buchhandel erhältlich sind. Nicht jeder, der sich mit Goethes naturwissenschaftlichen Schriften beschäftigen möchte, hat die Möglichkeit, sich eine vollständige Goethe-Ausgabe oder die zweite Abteilung der Weimarer Ausgabe zu beschaffen, und so würde eine Separatausgabe in kompendiöser Form, mit sorgfältig revidiertem Text und wirklich aufklärenden Erläuterungen, wie die beiden von Herrn S. Kalischer herausgegebenen Bände sie bieten, gewiß einem vielfach geäußerten Wunsche entgegenkommen.

Julius Zellner.

Goethes Erste Weimarer Gedichtsammlung. Mit Varianten. Herausgegeben von Albert Leitzmann (Kleine Texte für theologische und philologische Übungen, herausgegeben von Hans Leitzmann, 63. Bonn, A. Marcus und E. Weber, 1910 M. 0·80.)

Dem vorliegenden Abdruck der ersten, zunächst für Charlotte von Stein 1777 zusammengestellten Weimarer Gedichtsammlung Goethes liegt die Faksimile-Wiedergabe im Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft zugrunde. Der dort vorliegende Text ist ganz getreu wiedergegeben worden. Der Herausgeber hat „nur einige Punkte bei Satz- und Strophenschlüssen eingesetzt, andererseits aber völlig ausgemerzt, was eine oder mehrere Freundeshände in Wortlaut und Zeichensetzung, wohl einem Abdrucke vorarbeitend, an Goethes originaler Niederschrift geändert haben. Die Varianten unter dem Text verfolgen die sonstige handschriftliche Überlieferung, soweit sie neben der zugrunde liegenden Niederschrift selbständigen Quellenwert beanspruchen kann, und die ältere Drucküberlieferung bis zur ersten Aufnahme in eine vom Dichter selbst autorisierte Sammlung seiner Werke." Auf diese Weise gestaltet sich das vorliegende Bändchen zu einer ausgezeichneten Grundlage für textkritische und Interpretations-Übungen im Seminar, welche die mühevolle Vorarbeit, in der der Anfänger sonst leicht stecken bleibt, vorwegnimmt und es dem Lehrenden wie dem Lernenden ermöglicht, ohne Zeitverlust auf das Wesen der Sache einzugehen.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVII. Band. Wien, 15. März 1914. Nr. 5—6.

INHALT: Goethe-Abende. — Von vornherein. Von Dr. G. Schaaffs, St. Andrews. — Zum Urfaust (Vers 169 f; »Landstraße«) Von Dr. Robert Petsch, Liverpool. — Zur Entstehung der klassischen Walpurgisnacht von Karl Kaderschafka. — Miszellen: Aus Lavaters Reisetagebuch und Zirkularschreiben vom Jahre 1783 von H. Funck. — An Gräfin Rapp von Ed. Castle. — Eine österreichische Stimme über Goethe 1818. — Das Euphrosynen-Denkmal.

GOETHE-ABENDE.

Außer den beiden bereits abgehaltenen Goethe-Abenden finden noch folgende Vorträge statt:

Samstag, den 21. März 1914
(Vorabend von Goethes Todestag):

Erwin und Elmire,

ein Singspiel von Goethe, gelesen von Frl. **Tilly Kutschera**, Mgld. des Hofburgtheaters. Eingeleitet von Universitätsprofessor Dr. **Alexander Ritter von Weilen.**

Im Anschlusse an diesen Goethe-Abend wird die XXXIV. ordentliche Jahres-Vollversammlung abgehalten.

Freitag, den 17. April 1914:

Universitätsprofessor Dr. R. F. Arnold (Wien): **Goethe und Cornelius.**
(Mit Lichtbildern).

Von vornherein.

Im ersten[1]) seiner Aufsätze über »Faust und Moses« hat Burdach die Anmerkung angebracht, jene wichtige Äußerung Goethes im Briefe an Humboldt (17. März 1832), die erst August Fresenius durch Aufdeckung des darin enthaltenen Frankfurter Idiotismus »von vornherein« verstehen gelehrt habe, bezeuge für eine über sechzig Jahre zurückliegende Zeit (also vor 1772) ein Vorliegen der Konzeption des ganzen Faust, aber mit der Einschränkung, daß diese Konzeption nach der Weise der Jugend in den vorderen Partien dem Dichter klar, dagegen für die Fort- und Durchführung des ganzen Dramas nur skizziert gewesen sei. Ich stocke schon bei dem Ausdruck »Frankfuiter Idiotismus«. Fresenius jedenfalls gebraucht ihn nirgends, geschweige beweist er, daß es sich um einen solchen handelt: dürfte er sich dabei auf die Beobachtung von Goethes Sprachgebrauch beschrän-

[1]) Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1912, XXXV, 640.

ken? Daß auch die Deutung selbst,[1]) obwohl den Faustforschern allmählich zum Dogma geworden, falsch ist, soll im folgenden gezeigt werden.

Die Stelle in Goethes Brief lautet: »Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweyten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden.«[2]) Aus dem Zusammenhang dieser beiden Sätze ist zu erkennen, daß die Begriffe: »die Conception . . . . klar« und »Absicht« beinahe identisch sind. »Absicht« ist gleich »worauf es abgesehen«, oder, um es n o c h goethischer auszudrücken, »worauf das Absehen gerichtet war«; und das ist mit der Konzeption eines Werkes oder vielmehr ihrem Resultat, der auszubildenden Idee, gleichbedeutend. Der Begriff »Konzeption« aber schließt die Erläuterung, die Fresenius und Burdach den Worten »von vorne herein« zuteil werden lassen, von vorneherein aus; denn von vorderen Partien einer geistigen Konzeption[3]) kann man ebenso wenig sprechen, als von solchen der physischen. Man zeige mir die Stelle, wo Goethe die Begriffe »Konzeption« und »Entwicklung« oder »Ausführung« gleichsetzt. Letztere würden sich in dem selben Moment substituieren, wo man ersteren weniger streng zu nehmen begönne. Diese Ausführung aber, ihre ganze Stufenfolge, ist mit den Worten »die ganze Reihenfolge hin« gemeint. Fresenius müßte hier, wenn er recht hätte, betonen: »die gánze Reihenfolge hin«, was zugleich — da er sie ja den vordern Partien gegenüberstellt — eine abgeschwächte Bedeutung des »ganz«

[1]) Goethe-Jahrbuch 15, 271.

[2]) Wozu die Worte »mit dem Uebrigen« gehören, zeigt besser die frühere Fassung des Relativsatzes: »welchen durchaus gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verleihen war«. Statt »verbinden« stände also besser »aus fü en«, wie in dem Brief vom 20. 7. 1831 (s. weiter unten) und vom 1. 12. 1831 (WA 49, 166, 23)

[3]) Burdach ist vorsichtiger und setzt — doch so, daß es in der ersten, dem Wort »Konzeption« näheren Hälfte seines Satzes nicht auffällt: »daß diese Konzeption . . . in den vorderen Partien . . . klar, dagegen für die Fort- und Durchführung des ganzen Dramas nur skizziert« — er setzt so für »der Konzeption« geschwind »des Dramas« ein. Aber das hilft nichts: von einer Konzeption, die in gewissen Partien eines Dramas klar oder nur skizziert sei, kann man ebenso wenig sprechen, als von gewissen Partien einer Konzeption; sie ist etwas Ganzes, Unteilbares, sie ist ein Akt, dessen Ergebnis, ebenfalls ein Unteilbares — mathematisch ausgedrückt ein Punkt — hier der Grundgedanke des Dramas wurde. Wenn Goethe das gemeint hätte, was die beiden Erklärer herauslesen, würde er zum mindesten von einem Plane gesprochen haben, was aber an meiner Auffassung auch nichts ändern könnte; dazu müßte noch der übrige Wortlaut anders aussehen. Schließlich vermag ich mir auch nicht zu denken, wie selbst ein Projekt im Innern des Dichters anders als skizziert vorliegen könnte — und nun gar die Konzeption!

im Sinne von »die weitere Reihenfolge hin bis zum Schluß« notwendig machen würde, denn Reihenfolge ist etwas anderes als Folge, wie er dies Wort meint. Bei meiner Betonung »die gànze Reihenfolge hin« behält das Adjektiv seine volle Bedeutung. Auch das »jugendlich« muß anders aufgefaßt werden, als es die früheren Erklärer getan haben. Was insbesondere Fresenius und Burdach darunter verstehen, würde Goethe meinem Gefühl nach etwas vollkommener — etwa »nach Art der Jugend« o. ä. — ausgedrückt haben, könnte sich aber auch dann nur auf den zweiten Teil des Gegensatzes — »die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich« — beziehen, womit der erste konzessive Bedeutung erhielte; denn für die Klarheit einer Konzeption ist es gleichgiltig, ob sie von einem Zwanzig- oder Achtzigjährigen herrührt. Goethe sagt, das glänzende Ziel sei ihm in jugendlicher, in absoluter Klarheit und Vollendung vor der Seele gestanden, während er in bezug auf den dort hinführenden Weg mit seinen einzelnen Stationen weniger bestimmte Vorstellungen gehabt habe. Auf diesem Wege — in solchem Sinne schließt sich der nächste Satz an — sei sein Blick, zwar nie von jenem Ziele abgewendet, aber doch nicht immer mit der gehörigen Energie darauf gesammelt gewesen, d. h. ohne inkonsequentes, sprunghaftes Arbeiten, bei dem gewisse Partien zu gut, andere zu kurz wegkommen; und er gibt selbst zu, daß infolge solcher Arbeitsweise im zweiten Teile Lücken geblieben waren, die auszufüllen ein schwierig Unternehmen geworden sei. Natürlich waren solche Lücken überall, also auch im ersten Teil, vorhanden gewesen und noch vorhanden[1]), aber ihre Ausfüllung, soweit sie geschehen, lag im Jahre 1832 schon um mehrere Jahrzehnte zurück; soweit sie nicht geschehen, wurde sie vom G e f ü h l[2]) besorgt; und vor allem paßte nur auf den zweiten Teil die Kennzeichnung der neuen Arbeitsweise, wie sie der nächste Satz des Briefes enthält: »Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freywillig thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so langen, thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre.« Ein anderer Grund dafür, daß Goethe nur vom zweiten Teile spricht, sei einstweilen beiseite gelegt.

[1]) Dies für Fresenius a. a. O. 254 oben. Er scheint nicht bedacht zu haben, daß Goethe (an Boisserée, 8. September 1831) selbst bekannt hat: »Nun sollte und konnte dieser zweite Theil nicht so fragmentarisch seyn als der erste. Der Verstand hat mehr Rechte daran.«

[2]) Vgl. Goethe an Humboldt, 1. XII. 1831: »Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne m u ß t e d e m v e r n ü n f t i g e n L e s e r m e h r e n t g e g e n g e a r b e i t e t w e r d e n, w e n n i h m a u c h a n Ü b e r g ä n g e n z u s u p p l i e r e n g e n u g ü b r i g b l i e b.«

Ich verbinde also das Wort »jugendlich« mit »von vorne herein klar«, oder koordiniere es damit, woran mich das Fehlen eines Interpunktionszeichens nicht irre machen würde, obwohl die Wendung, die Goethes Ausdruck »jugendlich von vorne herein klar« zum Modell diente, ein Komma hatte, »Jugendlich, von allen Erdenmaalen frey, in der Vollendung Strahlen Schwebet hier der Menschheit Götterbild«; auch hier könnte man es ruhig weglassen und »jugendlich« adverbiell nehmen. Die Parallele ist wirklich eine solche. Die Darstellung der Verklärung war schließlich die »Absicht«[1]) des Faust geworden, die Goethe, wie schon die ursprüngliche Absicht, nur zu oft hatte »sachte neben sich hergehen« lassen; und er stellt dem leichten Konzeptionsakt die schwerere Mühe der Ausführung gegenüber, die nur in beharrlichem Ringen zu überwinden ist; er denkt an Schillers Verse: »Nicht der Masse qualvoll abgerungen, Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, Steht das Bild vor dem entzückten Blick,« und wiederholt jene Gedankenfolge, der unlängst die Schlußpartie des Faust entsprungen war[2]):

Biß der Gott, des Irrdischen entkleidet,	Sieh! wie er jedem Erdenbande
Flammend sich vom Menschen scheidet,	Der alten Hülle sich entrafft,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.	Und aus ätherischem Gewande
	Hervortritt erste Jugendkraft,
	Vergönne mir ihn zu belehren,
Froh des neuen ungewohnten Schwebens	Noch bleodet ihn der neue Tag.
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens	Komm! hebe dich zu höhern Sphären
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt	Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Denn die Faustverse[3]) verraten aufs deutlichste noch eine weitere Beziehung:

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freye Tochter der Natur.

hervorgerufen durch die mit den Versen Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, Steht das Bild vor dem entzückten Blick« sich ergebende Erinnerung an die beiden Worte des Meisters[1]):

Nun zerbrecht mir das Gebäude,	Freude hat mir Gott gegeben!
Seine Absicht hat's erfüllt,	Sehet wie ein goldner Stern
Daß sich Herz und Auge weide	Aus der Hülse, blank und eben
An dem wohlgelungnen Bild.	Schält sich der metallne Kern.

und ich zweifle keinen Augenblick, daß Goethe bei den Worten »die ganze Reihenfolge hin« an Schillers Werk gedacht hat, das in doppeltem Sinne die in einer Reihenfolge sich entwickelnde Ausführung einer Idee vorführte, geradeso wie sich der Vers »Seine Absicht hat's erfüllt« in der Fassung der nächsten Worte spiegeln, »Nun hab' ich die Absicht immer neben mir hergehen lassen.« Denn die Form hat beim Glockenguß dieselbe Bedeutung wie »das Bild« vor der Seele des Künstlers bei seiner Ausführung. Beiden kommt mithin ein Doppeltes zu. Erstens sind sie vor aller Ausführung da[2]) und »von vorne herein« bedeutet dasselbe, was mit den Versen »von allen Erdenmaalen frey«, »in der Vollendung Strahlen« und »Wie aus dem Nichts gesprungen«, letzten Endes such mit »ehe noch zum traurgen Sarkophage Die Unsterbliche hinunterstieg« ausgedrückt war: die abaolute Klarheit, in der »das Bild« aus dem Konzeptionsakt hervorgeht. Zweitens aber sind sie etwas

---

[1]) Goethe nennt sie mehrfach ein »inneres Märchen« (Pniower 267, 269 u. s.)

[2]) Faust hatte manchen Herakleischen Zug angenommen, ich erinnere z. B. an das Trockenlegen pestaushauchender Sümpfe ... Die Worte der Seligen Knaben: »Er überwächst uns schon An mächtigen Gliedern ...« mögen die Interpreten von Schillers Gedicht nachdrücklich auf eine sorgsame Untersuchung der Bedeutung des Herakles-Torso und der Winckelmannschen Arbeit darüber für die dort niedergelegten Anschauungen hinlenken!

[3]) Vgl. noch Faust 11265 f. mit dem Inhalt des ganzes Liedes von der Glocke, dann 11243 ff. mit 135 ff., 11308 ff. mit 174 ff. und so fort.

[1]) Ähnlich wie die Faustverse sind die folgenden Strophen gebaut:

Was drunten tief dem Erdensohne	Was in des Dammes tiefer Grube
Das wechselnde Verhängnis bringt,	Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Das schlägt an die metallne Krone,	Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Die es erbaulich weiterklingt.	Da wird es von uns zeugen laut.

Über ihre und der Verse 233 ff. — »Wenn der Guß mißlang? Wenn die Form zersprang?« usw. — Beziehung zu den Versen 67 ff. des Faustvorspiels wird an anderer Stelle zu reden sein, einstweilen vergleiche man noch das weiter unten Gesagte.

[2]) Natürlich darf man nicht gar zu scharf hinsehen: Im einen Fall handelt es sich doch schließlich nur um einen handwerksmäßig hregestellten Gegenstand, im andern um ein Kunstwerk. Doch kann man ruhig die Form, in die hinein die Glocke gegossen wird, der künstlerischen Idee vergleichen. Letzterer geht der Konzeptionsakt voraus, ersterer der einfache Entschluß, die Glocke zu gießen.

Bleibendes: Wenn die Geburt der Idee in der Seele des Künstlers stattgefunden hat und er nun an ihre Ausführung geht, so bleibt sein innerer Blick auf jene, von ihrer jugendlichen Klarheit und Vollendung nichts einbüßende, gerichtet; stehen doch auch die Verse »Schlank und leicht . . . usw.« in einer Gegenstrophe, nachdem in der Strophe von des Fleißes Nerve die Rede war, von des Meißels schwerem Schlage, der allein des Marmors sprödes Korn bezwingen könne! Dementsprechend ergänzt sich die Bedeutung des Ausdrucks »von vorne herein«: nicht allein ein »aus dem Nichts«, von Anbeginn, sondern zugleich ein »bis zur Vollendung hin« ist darin begriffen, bis das Ideal erreicht, die Idee ausgeführt, das Unzulängliche Ereignis geworden ist [1]. Und das ist durchaus die auch heute gebräuchliche Bedeutung: Wer z. B. konstatiert, er habe etwas von vorne herein gewußt, der geht im Gefühl vom Endpunkt der ganzen Strecke als etwas Selbstverständlichem aus; darum die unvollkommene Art, mit der dieser Endpunkt im Wort »herein« Ausdruck findet. Konsequenterweise verlangen auch die Worte »Es sind über sechzig Jahre, daß . . .« eine vollere Deutung, nicht nur als »vor —«, sondern zugleich als »seit sechzig Jahren«. Erst dazu scheint mir das Tempus des folgenden Satzes zu passen: »Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen«, obwohl es dem Schillerschen Wort »Seine Absicht hat's erfüllt« nachgeahmt ist: Wenn Fresenius recht hätte, würde Goethe etwa gesagt haben: »Später aber ließ ich die Absicht immer neben mir hergehen«, womit wie jenes »ganz« so auch das »immer« wieder eingeschränkte Bedeutung angenommen hätte.

Den deutlichsten Ausdruck für die hier festgestellten Beziehungen finde ich in den Worten des Dichters im Faustvorspiel:

> Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
> Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
> Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
> Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
> Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
> Erscheint es in vollendeter Gestalt.

Hier haben sich Reminiszenzen aus Schillers beiden großen Gedichten verbunden, um die Geschichte des Faust zu kennzeichnen. [2])

Daß zwischen den Adjektiven (»klar« und »ausführlich«), wenn sie sich auf zwei so grundverschiedene Dinge wie Konzeption und Ausführung beziehen, gewechselt wird, ist zu erwarten, hier aber auch notwendig: Das zweite paßte nicht zu dem ersten Begriff und das erste nicht zu dem zweiten, zumal »klare Reihenfolge« einen ganz falschen Sinn ergeben hätte; auch empfahl sich ein Wort, das den Begriff Ausführung andeutete. Warum nicht gleich das Substantivum — »die ganze Ausführung weniger klar« — gebraucht wurde, ist ebenfalls leicht einzusehen. Stellt sich Goethe bei dem Begriff Konzeption auf den einen, sozusagen abstrakten Pol der ganzen Entwicklung des Kunstwerks, so bei dem Begriff Reihenfolge auf den entgegengesetzten, den konkreten, von dem das Zustandegekommene selbst, in einer Reihenfolge, hier von Szenen, Akten, Teilen, ausläuft. Dabei gerät er nicht zu weit ab von dem bildlichen Ausdruck: Reihenfolge erinnert noch deutlich genug an die der Konzeption folgende, mehr oder weniger stetig, und stufenweise fortschreitende Entwicklung eben nach der »Konzeption« hin. Denn Goethe gebraucht hier, wie schon oben angedeutet worden ist, das Wort nicht im Sinne von Konzeptionsakt, sondern -gegenstand, vgl. fetus, partus, Nachgeburt usw. Das zugesetzte »hin« muß sich natürlich auf etwas schon Erwähntes und eben erst Erwähntes beziehen, und das ist eben diese Konzeption, bei Schiller »das Bild«, das dem Künstler vor dem Blicke steht, das am Ende der »Reihenfolge« verkörpert, das Ereignis werden soll [1]). Da ich nun oben festgestellt habe, die Worte »es sind nun über sechzig Jahre, daß . . .« bedeuten nicht nur »vor«, sondern auch »seit«, so ergibt sich konsequenterweise auch für die Auffassung von »die ganze Reihenfolge hin« eine Ergänzung: Die Unsicherheit in bezug auf die Ausgestaltung der Idee im einzelnen, war nicht etwa mit Beginn der letzteren verschwunden, sondern blieb noch auf lange Zeit hin.

Es sind also die Worte »die ganze Reihenfolge hin« Subjekt, und ich verstehe nicht, weshalb sich die Erklärer damit abquälen: Mit einem Substantiv darf ein es näher bestimmendes Adverb ohne weiteres verbunden werden, vgl. die Leute dort, der Weg dahin, oder das hübsche Beispiel aus dem weiter unten zu besprechenden Brief vom 18. 9. 1802, »die wenigen Blätter vorn herein«. Fresenius und Burdach fassen den Ausdruck abverbiell, und wenn man ihn außerhalb des hier vorliegenden Zusammenhangs zu

[1]) Vgl. G. an Boisserée, 24. XI. 1831: »Was sich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich diese Gestalt angenommen.«

[2]) Vgl. die oben S. 31, Sp. 2. Anm. 1 erwähnten Meistersprüche und die Worte »Wie aus dem Nichts gesprungen«, »In der Vollendung Strahlen« und »Frey von jeder Zeitgewalt, . . Wandelt . . . Göttlich unter Göttern, die Gestalt«, sowie WA 27, 321, 13ff.

[1]) Vgl. auch Goethe an Zelter, 1. VI. 1831: »Es ist keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze« (Schiller: »daß sich Herz und Auge weide an dem wohlgelungnen Bild«).

deuten hätte, so würde der eine oder andere vielleicht zuerst in diesem Sinne entscheiden; anderseits könnte kein Mensch an einer Fassung »daß die Conception klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag« Anstoß nehmen, zumal wenn das Ziel, wonach das »hin« zeigt, wie hier zum Greifen nahe läge.

In seiner ganzen Schwäche enthüllt sich der genannten Interpreten Standpunkt, wenn man die beiden kontrastierenden Sätze unter sich vergleicht. Angenommen, man könnte Birnen von Äpfeln substrahieren: Bliebe, wenn man dementsprechend den Begriff »ausführlich« von »klar« abzöge, ein Plus? Nur dann, wenn man letzteres in der Bedeutung von »fertig« nehmen könnte, womit man eben für die Konzeption das Konzeption, meinetwegen den Plan, unterschöbe. Wiederum also ergibt sich, daß klar und ausführlich, Konzept und Reihenfolge einander koordiniert sein müssen und zu dem vergleichslosen Komparativ »weniger ausführlich« zu ergänzen ist »als die Konzeption klar« oder »als man hätte erwarten dürfen« o. ä. So deutlich wie möglich spricht auch der Wortlaut. Dem Schreiber hatte Goethe folgendermaßen diktiert: »daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich«. Punktum. Hier lag kein Versehen vor: im Gefühl zog Goethe das Prädikat des formell regierenden Satzes, der in Wirklichkeit gar nicht regiert, sondern nur eine Zeitangabe enthält, von der Stelle, wo es überflüssig, dorthin, wo es eher am Platze war. Daß es nicht auch formell geschah, hatte seine Gründe. Erstens wären zwei verschiedene Präteritalformen nötig gewesen, konform der oben erkannten doppelten Bedeutung der Zeitangabe, des »von vorne herein« und der dritten Angabe. Zweitens wäre die Wahl auch dann noch schwierig gewesen, da die ganze Entwicklung, von der die Rede, sich nicht bis zu dem Momente, da Goethe schrieb, sondern da er das Drama vollendet hatte, erstreckte. Drittens war das »bey mir« so kräftig, [1]) daß ein Verbum als darin enthalten empfunden wurde. So gehört denn das in mehrfacher Beziehung schlechte Riemersche »v o r l a g« [2]) nur äußerlich, grammatisch zu den beiden von »daß« abhängigen Sätzen, für das feinere Gefühl ausschließlich zum zweiten, stört aber hier auch wegen des folgenden »n e b e n mir hergehen lassen« und des Tempus »h a b i c h«. Riemer hat den Brief auch sonst noch verballhornt. [3])

Irre ich nicht, so hatte schon Bratanek die Stelle richtig verstanden; er setzte, offenbar ebenfalls an Schillers Worte sich erinnernd, nach »jugendlich« ein Komma und schrieb »von voneherein«, wie die moderne Schreibung es für die von »von vórne herein« zu unterscheidende Wortverbindung verlangt. Er hatte sich dabei gewiß auch auf den innigen Zusammenhang unseres Satzes mit den in Goethes Briefe vorhergehenden gestützt, worin ihm die späteren Erklärer leider nicht gefolgt sind. Goethe schreibt:

> Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird e i n A n g e b o r n e s gefordert, das v o n s e l b s t wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch s o g e r a d e h i n f o r t w i r k t, daß, o b e s g l e i c h d i e R e g e l i n s i c h h a t, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.
>
> Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er . . .
>
> Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten; denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gerne brauche . . .

Ich habe denjenigen Gedankenzug, der unmittelbar auf die Beantwortung von Humboldts Frage nach Goethes bewußtem Produzieren hinzielt, zum größten Teil beiseite gelassen — Goethe stellt darin den lediglich aus sich selbst schaffenden Künstler dem »besten Genie« gegenüber, das alles in sich aufnehme, sich alles zueigne, ohne doch an dem ihm Eigensten, seinem »Charakter«, Einbuße zu erleiden — und habe mich darauf beschränkt, den andern Gegensatz herauszuheben: Ein Mensch hat eine gewisse Anlage erhalten, ist a priori mit etwas versehen, das dann »geradehin«, [1]) ohne weiteres [2]) — alles in allem: das von vorne herein wirken kann, und zwar [3]) für den Menschen selbst, ohne g r e i f b a r e Früchte hervorzubringen. Genau so steht es mit der »Konzeption«, sie ist und bleibt, sie ist »von vorne herein«, natürlich innerhalb eines Lebensabschnittes des schaffenden Künstlers. Der Begriff Künstler setzt das voraus, wovon Goethe zu Anfang seines zweiten Abschnittes spricht: Der Mensch wird gewahr, daß es ein Handwerk, eine Kunst gibt, an der er seine An-

[1]) Vgl. das »Her zu mir« des Mephisto, obwohl es imperativisch ist.

[2]) Es ist mir sehr fraglich, ob Goethe ihm wirklich zugestimmt hat.

[3]) Vgl. oben die zweite Anm., wozu gar noch eine dritte Lesart kommt.

[1]) Vgl. Faust 3174; das Wort gehört seiner Bedeutungsentwicklung nach in e i n Kapitel mit »von vorne herein«.

[2]) Natürlich heißt das, auf den a n d e r n Gegensatz bezogen, soviel als »ohne Einwirkungen von außen zu erfahren«.

[3]) Sehr treffend ist der Ausdruck »ziel- und zwecklos ablaufen«: das Verbum bedeutet sowohl die Beendigung wie das Abirren des Fadens; wenn ersteres zwecklos, so kommt es im Effekt dem zweiten gleich.

lagen weiterbilden und vermittelst deren sie greifbare Früchte erzielen kann. Schiller spricht in ähnlicher Weise, wobei sich freilich sein Gedankengang schon in dem gegebenen engeren Kreise bewegt, von der Vermählung des Genius mit dem Stoffe. — Wir dürfen im Vergleichen noch etwas fortfahren: Wie sich bei der Weberei der Einschlag zum Zettel, beim bewußt schaffenden großen Künstler das unbewußte zum bewußten Gestalten verhält, so ungefähr steht die Idee der Ausführung gegenüber, letztere kann der ersteren ebensowenig wie erstere der letzteren entraten, sie würden sonst »ziel- und zwecklos ablaufen«; im zweiten Falle muß, mit Goethe zu reden, die Idee mindestens n e b e n hergehen. Wer die musterhaft klare Disposition des Briefes und die Korrespondenz ihrer verschiedenen Glieder unter sich erkennt, kann wohl nicht mehr zweifeln, daß Goethes vielumstrittener Satz oben richtig gedeutet worden ist.

Doch wollen wir Fresenius noch weiterhin folgen.

Er hat seine Theorie durch eine Anzahl von Beispielen zu stützen versucht, die ihr in Wirklichkeit auch den letzten Halt entziehen würden, wenn sie einen solchen noch besäße. Wer will bestreiten, daß die Magd, die den Hintertürschlüssel nicht finden kann, dem Bäckerjungen zuruft, er solle vorne hereinkommen? Zu diesem Paradigma gehören drei Fünftel von den Beispielen, die Fresenius, Hecker und Leitzmann [1]) zusammengetragen haben. Einem naheliegenden Einwand sei gleich hier begegnet. Man wird sagen, wenn die Magd im H a u s e drin, dann sei es natürlich, daß sie den Jungen h e r e i n rufe, dort aber handle es sich um Bezirke, auf die ein solches Verhältnis im doppelten Sinne nicht zutreffe: weder sei das Buch mit dem Hause noch der davon Sprechende mit der Person drin zu vergleichen. Aber es kommt hier nicht auf unser Gefühl an, sondern darauf, wie Goethe die Sache aufgefaßt hat. Er macht, wenn er es räumlich nimmt, keinen Unterschied zwischen dem Buch und jedem andern räumlichen Gegenstand und dann versetzt er sich immer in der ihm eigenen objektiven Art in den letzteren hinein, identifiziert seinen Standpunkt damit. Das hat zur Folge, daß er in den meisten Fällen, wo wir ein »hin« empfinden, »her« sagt. Beschreibt er z. B. die Aussicht von einem Berge, auf dem er selbst gestanden hat, so sagt er etwa: »Wo herunter man das ganze Land ausgebreitet sieht.« Auf solcher Objektivierung beruht es auch, daß er so häufig das den Ausgangspunkt bezeichnende »von« wegläßt: er stellt sich dann am Ziel auf. Und diese Eigenheiten bringen eine weitere mit sich: er empfindet Bewegung, Richtung, wo wir Ruhe sehen. Die Beispiele also, [1]) von denen ich spreche, unterscheiden sich in Goethes Empfinden in nichts von jenem andern, obwohl Goethes Zeitgenossen so gut wie wir statt »die Blätter vornherein« sagten »die Blätter am Anfang, die ersten Blätter, eine Reihe von Blättern am Anfang« oder ähnliches. [2]) In allen diesen Beispielen erscheint nun die Form ohne »von« und mit gutem Grunde: Es kam nichts darauf an, ja es wäre direkt falsch gewesen zu konstatieren, daß das betreffende »von vorne herein«, d. h. gleich von der ersten Seite an, geschehen sei. Nur dort, wo dies Moment betont werden sollte, braucht Goethe das »von«, mit der natürlichen Konsequenz, daß die Strecke, die mit dem »herein« bezeichnet wird, sich auf ein Minimum reduziert und letzterem nur eine Zahlenangabe abhelfen kann! Angenommen nun, Fresenius hätte recht, »von vorne herein« wäre in Goethes Brief an Humboldt rein räumlich zu verstehen, dann würde er also haben sagen wollen, daß nach der Weise der Jugend seine Konzeption von der ersten Szene, vom ersten Wort an klar gewesen sei und vielleicht schon von der zweiten an weniger ausführlich. Und dennoch versteht Fresenius unter den vorderen Partien den ganzen ersten Teil, wie aus seiner Frage nach den Gründen, warum Goethe nur vom zweiten spreche, klar hervorgeht! Für den Unbefangenen ergibt sich, daß ein »von vorne herein« nicht räumlich gemeint sein kann, und er wird darauf gespannt sein zu wissen, ob die vier anderen Beispiele für »von vorne herein« zu unseren obigen Aufstellungen stimmen.

Vorweg eins zur Demonstration. Im ersten Briefe Werthers (WA 19, 7, 10) heißt es: »Der Garten ist einfach und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet.« Ist der Ausdruck »gleich bei dem Eintritte« räumlich oder zeitlich zu nennen? Wie man will: Der eine wird sagen, die beim Eintritt beginnende Besichtigung messe sich zeitlich; der andere, das besichtigte Objekt räumlich; es kommt also darauf an, ob man »beim Eintritt« mit dem Subjekt oder mit dem Objekt der Besichtigung verbinde. Anders wenn man für »Eintritt« etwa einsetzte »Eingang« im Sinne von Tür: Hier wäre nur an räumliche Bedeutung zu denken. Nach Fresenius würde nun für ein »beim Eingange« trefflich das »von vorne herein« passen. »Man fühlt gleich von vorne herein,

[1]) Hecker WA IV. 49, 451. Leitzmann in der neuen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (Leipzig 1912) 3, 20. Übrigens will ich nicht etwa gesagt haben, daß sie Fresenius zustimmen.

[1]) Unten sind sie zusammengestellt.

[2]) Es liegt also nicht ein Frankfurter, sondern ein Goethischer Idiotismus vor. Auch müßte man Beispiele, und zwar in größerer Anzahl, aus der Frankfurter Zeit oder bald darauf, nicht erst zwanzig Jahre jüngere gesammelt haben.

daß ... ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet.« Welcher Unbefangene wird aber den Ausdruck räumlich nehmen? Ein jeder nimmt ihn zeitlich und denkt sich hinzu »bei der Besichtigung«, die durchaus nicht mit dem räumlichen Eintritt zu beginnen, mit dem dem Eintretenden zunächstliegenden Teilen des Gartens den Anfang zu machen braucht.

In einem Punkte weicht dies Beispiel von unserm Falle ab: insofern ein »gleich« die Bedeutung des »von vorne herein« modifiziert. Von Fresenius Standpunkte aus ist es absolut nicht zu entbehren, denn sonst würde die Folge sein, daß man im nächsten Augenblicke eine Korrektur des ersten Gefühls erwartete. Wir dagegen hätten die Möglichkeit, einfach durch Verschieben des Tones von »vorn« auf »herein« den Verlust auszugleichen. Letzteres ist sogar notwendig: Empfinden wir hier das »gleich« nur als pleonastisch, so gilt uns »gleich von vórne herein« tatsächlich als rein räumlich, wobei aber das »gleich« eine andere Bedeutung erhält, die Abkürzung des Weges bezeichnet. Ziehen wir dies »gleich« ab, so muß darum auch dem »von vórne herein« für uns rein räumliche Bedeutung bleiben. Und so ist es. Aber zugleich bietet diese Betonung — sie ist durch das Gegenteil leicht zu sichern — den einzig möglichen Fall eines »von vorne herein« im räumlichen Sinne. Als Gegenteil kommt natürlich nur ein solcher in Betracht, wo einem einzigen von den komponierenden Bestandteilen widersprochen wird, also der im »von« oder im »vorne« oder im »herein« liegenden Angabe. Nach Fresenius besteht das Gegenteil in einem »Weiterhin«: dem könnte nur ein »vorne herein«, d. h. in den vorderen Partien, entsprechen; tatsächlich steht aber ein »v o n vorne herein« da, was nach unserer früheren Feststellung etwas nach der einen Seite viel genaueres nach der anderen hin engeres bezeichnet; also könnte keine räumliche Bedeutung vorliegen. Dem »v o n vorne herein« kann nur ein »v o n hinten, v o n oben usw. herein« entsprechen, zu welchen Möglichkeiten natürlich auch eine die v o n einem Punkte im Innern in gleicher Richtung auslaufende Strecke bezeichnende Angabe gehören würde — oder nur ein »vorne herein« oder »von vorne heraus«. Man sieht, auch auf rein logischem Wege kommt man zu denselben Ergebnissen wie oben, vorausgesetzt, daß die sprachlichen Grundlagen richtig erkannt worden sind.

Indes wird der Sprachkenner sich mit unserer Deutung des Beispiels: »Man fühlt usw.« nur dann zufrieden geben, wenn die Fassung auch wirklich so lautet. Denn angenommen, das »gleich« stände nicht da, es hieße: »Man fühlt von vorne herein, daß ... ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet«, so würde er sagen, die Besichtigung eines Gartens setze sich aus einer Kette einzelner Beobachtungen zusammen so daß jenes »von vorne herein« sich nicht nur auf die von Anfang an, gewissermaßen quer durchgehende Richtung zu beziehen brauche, sondern auch die bei jeder einzelnen Beobachtung sich zu allererst einstellende und auf die Art zum Grundton des Ganzen werdende Erkenntnis im Auge haben und logischen statt zeitlichen Sinn oder beides zusammen annehmen, also neben der Bedeutung »durchweg« auch die von »prinzipiell, a priori, absolut, überhaupt« einschließen könne, für welch letzteres Goethe mitunter das heute nur räumlich gebrauchte »überall« setze. In der umfassendsten Bedeutung haben wir es oben in Goethes Brief ausgelegt. Die Betonung[1]) würde etwa sein »von vórne hereín«, im rein logischen Falle »von vòrne hereín«,[2]) im rein zeitlichen »von vórne herein«, im räumlichen »von vórne herein«. Man sieht, im letzten Falle ist der Ton am stärksten auf e i n e n Begriff konzentriert. Dieser Umstand hat es zuwege gebracht, daß das einfache »vorne herein« in Wirklichkeit nur räumlich gebraucht wird.

Bei allen Beispielen handelt es sich um Bücher, und wie dort der Garten, so kann auch das Buch innerhalb eines logischen Gefüges entweder Subjekt oder Objekt sein, z. B. kann es gewisse Eigenschaften an sich, oder der Leser, wenn er es liest, kann gewisse Empfindungen haben. Ferner ist auch das Buch an sich ausschließlich räumlich, das Lesen zeitlich zu messen; man sagt nur im Scherz, das Buch sei drei Stunden, oder das Lesen dauere drei Seiten lang. Also handelt es sich, wenn das Buch logisch Subjekt ist, immer um räumliches, wenn der Leser logisch Subjekt, immer um zeitliches Verhältnis. Wenn es »von vórne herein« oder »vórne herein« heißt, wird immer das Buch, wenn »von vórne hereín«, »von vòrne hereín« oder »von vórne herein«, immer der Leser logisches Subjekt sein usw. Die Ausdrücke »logisches Subjekt und Objekt« verstehen sich natürlich im Hinblick auf die Zugehörigkeit des »(von) vorne herein«: Gehört es zu einem grammatischen Objekt, so nenne ich dies eben logisch ein Subjekt. In dem Satz: »Ich habe Goethes Werke von vorne herein gelesen« ist nach solcher Terminologie »Goethes Werke« logisch Subjekt, aber im Satze: »Von vorne herein habe ich Goethes Werke gelesen« auch logisch Objekt. Der erste Satz bedeutet nichts anderes als:

[1]) Daß die Frankfurter bei der Aussprache feinere Unterschiede gemacht hätten, will ich weder behaupten, noch kann es ein anderer füglich bestreiten, obwohl man weiß, daß ein »von vórnherein« ihnen an sich am nächsten liegt. Die Aussprache hat mit der logischen Betonung und dem Gebrauch des Wendung nichts zu tun: Im Gegenteil, sie mahnt eher zur Vorsicht. Ebenso ist es bei der Schreibung.

[2]) Heute wohl durchweg »von vornherein« geschrieben, Goethe beobachtet aber keine feste Regel.

Ich habe mit dem ersten Bande angefangen, bin aber nicht weit gekommen«, wogegen »vorne herein« bedeuten würde: »Ich habe in den ersten Bänden gelesen.« Der zweite Satz: »Von Anfang an habe ich . . . gelesen und lese sie noch immer« oder »die Lektüre von . . . bildete die Grundlage« (vielleicht bei einer philologischen Untersuchung) oder beides zusammen: »Die Lektüre von . . . hat von Anfang an die Grundlage gebildet und ist es geblieben.«

Solche Unterschiede waren Fresenius nicht aufgegangen: er hat seine Beispiele kunterbunt durcheinander geworfen. Im folgenden werden sie in zwei Gruppen geordnet.

Vorn herein.

1. So ist mirs auch mit den Institutionen mit der Historia Juris gegangen, die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Eckel die Ohren voll und im letzten da wissen sie nichts, das macht, weil die Herren vornherein ihren Autorem etwas ausgearbeitet haben, aber nicht sonderlich weit gekommen sind. (14. 10. 1767.)

2. Bei der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangiert, dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vornherein unter das venetianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt. (17. 8. 1795.)

3. Ich könnte nicht sagen, daß ich sehr auferbauet worden wäre. Vorn herein hat das Buch wirklich einigen Schein der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es doch gar zu wenig. (17. 12. 1795.)

4. Für die überschickten Hefte der Menechmen danke recht sehr . . . Auf den wenigen Blättern vorn herein, die ich durchlesen konnte, scheint mir die Sprache . . . nicht gewandt . . . doch vielleicht giebt sich das in der Folge, und es läßt sich der Anfang aldann noch einmal durcharbeiten. (18. 9. 1802.)

5. Hier die Stelle aus Lucrez. Vorne herein habe ich der beliebten Deutlichkeit willen einiges verändert. (25. 2. 1805.)

6. Geschichte der Farbenlehre. Vorn herein schematisirt. (2. 8. 1808.)

Es brauchten eigentlich keine weiteren Anmerkungen gemacht zu werden, aber ich möchte doch zeigen, daß diese Beispiele zu den Ergebnissen obiger Untersuchung stimmen. Überall gehört das »vorne herein« zu dem betreffenden Werke, ist also räumlich zu verstehen. Nirgends kam es darauf an, festzustellen, daß die betreffende Erscheinung gleich auf dem ersten Blatt beginne, nur daß es vorne geschehe und sich auf geringe Distanz fortsetze, sollte konstatiert werden, darum durchweg die Form ohne »von«. Lehrreich ist das vierte Beispiel: Es zeigt, wie leicht aus der räumlichen die zeitliche Bedeutung werden kann. Denn das »in der Folge«, dem »vorn herein« gegenüberstehend, ist rein zeitlich: Goethe denkt daran, daß Schellings Gewandtheit, natürlich über seiner Arbeit, allmählich mehr und mehr zunehmen werde; Zeit und Ort fallen dabei gewissermaßen zusammen, weil der Übersetzer nicht nach Gutdünken einmal hier und einmal da Hand anlegt, sondern mit der ersten Seite anfängt und so fortschreitet. Hätte Goethe sein »in der Folge« nicht zeitlich gemeint, dann brauchte er nur die Hefte weiterhin durchzusehen, um sich zu überzeugen, ob Fortschritte gemacht seien oder nicht. Fallen unter die Rubrik »Vorn herein« lauter Beispiele derselben Art, so ist es, wie nach unserer Untersuchung zu erwarten, durchaus verschieden unter der anderen.

Von vorne herein.

7. Zu der Deutschen Andria lege ich das erste Buch meines Cellini, mit Bitte gelegentlich einen Blick hineinzuthun. Besonders etwa von vorn herein ein halb Dutzend Lagen zu lesen und zu beurtheilen, ob das so gehen kann. (15. 9. 1802)

8. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vorn herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. (21. 10. 1823.)

9. Wie reich des Werkes Inhalt sein müsse, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Personen, das umso nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. (Mai 1824).

10. Nachher den Proceß der französischen Minister von vorn herein gelesen, bis zu der Deposition des Herrn Arago gelesen und überdacht. Alles war beschäftigt mit Heiligenchrist-Angelegenheiten . . Ich blieb für mich . . . (24. 12. 1830).

Den Ausdrücken »von vórne herein« und »vórn herein« ist es eigen, daß das Ende der damit bezeichneten Strecken unbestimmt gelassen wird, wobei es aber, wie oben gezeigt worden ist, bei dem ersten weiter zurückbleibt als bei dem zweiten. Diese Eigenheit macht mitunter einen berichtigenden und bestimmenden Zusatz erforderlich. Nehmen wir Beispiel 2. Wenn hier hätte stehen dürfen »dabei aber . . . . . von vórne herein . . . Vorläufer gemischt«, dann wäre die Angabe »unter das venetianische Lokal« weggeblieben. Da nun nur das »vorne herein« gebraucht werden konnte, so entstand die Vorstellung, die Interpolationen reichten weiter als sie es wirklich taten; Somit ergab sich für Goethe die Veranlassung, mit

einem deutlich markierenden Zusatz den Pflock zurückzustecken. Umgekehrt liegt die Sache bei den Beispielen 7 und 10. Hier hatte die Form »von vorne herein« ihren Platz: Es kam Goethe darauf an, daß Schiller die Revision seines Cellini für die Buchausgabe von der ersten Seite an prüfte, und den Prozeß per französischen Minister hatte er von der ersten Seite an mit tiefstem Interesse gelesen. Damit aber Schiller dies' »von vórn herein« nicht wörtlich nehme und nur ein paar Seiten hin sorgsam prüfe, steckt er mit der Angabe »ein halb Dutzend Lagen« den Pflock gehörig vor. Ebenso bei Nr. 10. Wenn hier stand »den Prozeß . . . von vorn herein gelesen und überdacht« und er sah später in der Absicht die Lektüre fortzusetzen, im Tagebuch nach, so hätte er sagen wir Seite 10 aufgeschlagen und auch beim Fortblättern überall ihm schon bekanntes Terrain erblickt, und es wäre ihm schwer gefallen die Stelle wieder zu finden, wo er damals aufgehört. Darum fügt er hinzu »bis zu der Deposition des Herrn Arago gelesen«. So deutlich wie möglich erkennt man es auch an der Fassung der Notiz, daß Goethe etwas nachträglich verbessert hat: sonst hätte — vorab im Tagebuch wo mitunter mehr als lakonische Kürze herrscht — das »gelesen« nicht wiederholt werden können. Er will schreiben »den Proceß... von vorn herein gelesen und überdacht«, bemerkt aber erst nach »gelesen«, daß er die berichtigende, das »von vorne herein« erweiternde Angabe vergessen, fügt sie darum schnell ein und muß wegen des sonst nachhinkenden »überdacht« das »gelesen« wiederholen.

In einem Punkte macht sich zwischen den beiden Beispielen 7 und 10 der Übergang bemerkbar. Das erste Buch des Cellini, das in der Weimarer Ausgabe 180 Seiten umfaßt, wird aus einer stattlichen Anzahl von »Lagen« — wohl zu je vier Quartblättern — bestanden haben: Eine Fortsetzung der sorgsamen Durchsicht über das »halbe Dutzend« hinaus *verlangte* Goethe nicht, die nähere Angabe sollte ein Minimum vorschlagen, ohne aber freiwillige Erweiterung auszuschließen. Bei einer Lektüre des französischen Werks hinwider eröffnet die Marke zugleich die sichere Aussicht auf eine Fortsetzung der Lektüre im Sinne des »von vórne herein«, der nichts übergehenden Gründlichkeit dieser den Menschen und Minister gleich nahe angehenden Lektüre. Man blicke des Maßstabs halber einmal auf die Beispiele 1 und 4 — ich empfinde gradezu die Bedeutung aufs gründlichste,« »mit nie erlahmendem Interesse.« Auch in den beiden noch übrigen Fällen ist dem »von vorne herein« dieser Zug des Ausblicks auf eine Fortsetzung im selben Sinne eigen, so daß sich die ganze zweite Gruppe nicht nur äußerlich und nicht nur wegen der Übereinstimmung in der einen im »von vorne herein« zum Ausdruck kommenden Richtung (»von«), sondern auch in der anderen (»herein«) zusammenschließt und Fresenius' Deutung auf beiden Seiten widerlegt.

Nr. 9 muß durch eine Briefstelle (WA 41, II, 432) ergänzt werden: »Fände sich jemand, unterrichtet genug und von guten Willen, der die Personen des Dramas noch weiter auszöge, so wäre dadurch viel gewonnen, man übersähe gleich Anfangs[1]) die Menge der zu erwartenden Charaktere und das Buch würde lockender.« Meinem Gefühl nach liegt hier der umgekehrte Fall wie in Nr. 4 vor: Das »noch weiter« ist entschieden räumlich, das »von vornherein« zeitlich aufzufassen, denn Goethe meint die Handlung, nicht das Buch, und ein Blick hinein zeigt, daß er nicht im Traume daran denken kann, zu sagen, der betreffenden Personen hauptsächliches Wirken falle in die vorderen Partien, sondern nur, daß sie gleich von Anfang an — natürlich ist dies in der hier gebotenen sinngemäßen Beschränkung zu nehmen — auftreten wie denn mehrere Hauptpersonen der ganzen Geschichte bereits darunter sind.

Wenn ich oben gesagt hatte, sei das Buch logisch Subjekt, dann liege immer räumliches Verhältnis vor, so hat der Satz keine Ausnahme erlitten im Falle das Gefühl die darin dargestellte Handlung substituiert. Rein zeitliches Verhältnis aber liegt im Beispiel 8 vor, wo der Leser logisch Subjekt ist. Zum Vergleich stelle ich eins von den ersten Beispielen daneben:

Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein *ich stieß* von vornherein gleich auf so viele schwache Gedichte, daß *mir* das Weiterlesen verleitet wurde.	Vorn herein *hat das Buch* wirklich einigen Anschein, der uns bestechen kann, in der Folge aber *leistet es* doch gar zu wenig.

Fresenius bemerkt zu dem links stehenden, »von vornherein« das heißt hier »auf den ersten Seiten des Buches«. Nein, es heißt »gleich beim ersten Blick hinein«, wo immer er hingefallen sein mag! Und wenn er fortfährt »läßt doch Uhland selbst seine Lieder sagen, anfangs seien sie fast zu kläglich«, so könnte daraus, *wenn überhaupt* ein Argument dann nur eins für das Gegenteil gezogen werden: Kein Kritiker hebt, wenn es sich nicht um eine fun-

[1]) Warum Goethe hier keine von unseren Wendungen gebraucht hat, vermögen wir auf Grund unserer Untersuchung leicht zu beantworten: »Vorne herein« paßte überhaupt nicht, »von vórne herein« hätte einen schiefen Sinn ergeben wegen der in diesem Falle beschränkenden Bedeutung des »herein«, »von vòrne herein« kam nicht in Betracht, »von vórne herein« hätte vorzüglich gepaßt, wenn der Satz lautete: »man übersähe gleich Anfangs die Menge der Charaktere«, also die Worte »der zu erwartenden« fehlten.

damentale Schwäche handelt, das vom Autor selbst aufgedeckte Manko hervor, sondern prüft das übrige auf Herz und Nieren. Und wenn Goethe von der ersten Seite an gelesen hat, und seine Kritik sich auf die ersten Gedichte bezieht, dann ändert das an dem rein zeitlichen Sinne des »von vornherein« nicht einen Deut: So eng grammatisch das »weiter« mit dem »lesen« verbunden ist, so eng gehört es auch logisch mit ihm, nicht mit den Blättern des Bandes zusammen [1]).

Leicht wird man auch mit den Beispielen fertig, die Fresenius aus anderen Autoren herbeiholt. Schillers Xenion, beginnend »V o r n h e r e i n liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten . . . .,« sollte eigentlich ausfallen: In Prosa hätte Schiller »von vorne« gesagt [2]). Aber es gehört durchaus zur ersten Gruppe, und »von hinten« bezieht sich auf »es«. In dem Beispiel aus Mörike bedeutet unser Wort nichts anderes als »durchaus« oder »es sei vorweg bemerkt,« und ich warte die Mitteilung des authentischen Texts der Rolle ab. Ebenso steht es um das nächste, aus Strauß' Leben Jesu, ich setze gleich die Umschreibung ein: »In der Versuchungsgeschichte spricht J. J. Heß g r u n d s ä t z l i c h nur vom Versucher . . . bis er bei dem zweiten Versuchungsakt auf einmal mit der Bezeichnung desselben als Satan hervortritt.« Fresenius begeht hier den Fehler, den Satz »bis er . . . hervortritt« mit ins Auge zu fassen: »von vorne herein« bezieht sich nur auf die erste Strecke, aber hier vom Anfang bis zum Ende. Würde man ihm den anderen Sinn unterlegen — »In der Versuchungsgeschichte spricht Heß in den vorderen Partieen (oder: zuerst) nur vom Versucher« — dann ginge die Hauptsache von dem, was Strauß hervorheben wollte, verloren: Denn das »nur« bedeutet hier nicht »ausschließlich«, sondern »nicht mehr als«, der unbestimmten Bezeichnung »Versucher« tritt dann das Mehr, die bestimmte, »Satan« gegenüber. Wie man schließlich in dem Beispiel aus Grillparzer räumliche Bedeutung erkennen kann, ist mir unverständlich: »Das Stück von vornherein sehr gut . . . Auf diese ganze löbliche Grundlage kommt nun die Vorliebe des Publikums für übertriebene und märchenhafte Vorfälle, und der vernünftige Autor hört wie ein verworrener Marionettenspieler auf.« Offenbar setzt Fresenius dies »hört auf« dem »von vornherein« statt dem zu »v e r n ü n f t i g e Autor« zu ergänzenden oder vielmehr darin enthaltenen »an und für sich« entgegen, wofür man ebenfalls »von vornherein« sagen könnte: Beidemal handelt es sich um ein durchaus gutes, vernünftiges Fundament, das eben unter den gekennzeichneten Auswüchsen verschwindet; »von vornherein« bedeutet also »im Grunde«.

Und nun zu den Beispielen, die für den Ausdruck der entgegengesetzten Richtung vorgewiesen werden. Einmal k ö n n e n sie gar nicht anders als räumlich sein: Bei der Zeit gibt es eben nur e i n e Richtung, und der Historiker, der rückwärts schreitet, behandelt wie auch sonst immer die Zeit als Ort. Dazu aber beschränkt und vereinfacht der Umstand, daß auch die räumliche Rückwärtsrichtung exzeptionell ist, die Entwicklung der betreffenden Ausdrücke, zumal wenn es sich um Bücher handelt, wo ein Rückwärtsarbeiten oder -lesen nur immer die a l l g e m e i n e Richtung anzeigen kann, deren einzelne Abschnitte in der gewöhnlichen Richtung, d. h. von vorne nach hinten, verlaufen: was zugleich den Fall, daß der letzte, vorletzte, drittletzte usw. Abschnitt auch genau so aufeinander folgen, zur Ausnahme macht. Wenn also Goethe schreibt, er habe »von hinten hervor« gearbeitet, so wird man dies nicht so auffassen, als ob er erst das letzte, dann das vorletzte, drittletzte usw. Kapitel bearbeitet habe, und als Gegenteil ergibt sich überhaupt keiner von den oben behandelten komplizierten Fällen, sondern lediglich etwas, was man für gewöhnlich überhaupt nicht ausdrückt, weil es die Regel ist. Auch wäre »hinten hervor« zweideutig gewesen und hätte nicht ausgereicht, während ein »von hinten herein« ohne begrenzenden Zusatz schlechterdings ausgeschlossen war: Der größere Teil der Italiänischen Reise war in der gewöhnlichen Ordnung entstanden. Es läßt sich keine treffendere Bestätigung aller dieser Dinge denken als das letzte, uns zum Faust zurückführende Beispiel. Goethe schreibt, er habe »bedeutende Zwischenlücken ausgefüllt und »v o m E n d e h e r e i n, v o m A n f a n g z u m E n d e das Vorhandene zusammengeschlossen«. Das heißt doch, von Z bis A und von A bis Z! Weil im g a n z e n zweiten Teil Lücken vorhanden gewesen waren, darum die beiden Enden »von — herein«; weil ihre Ausfüllung in umgekehrter Folge vorgenommen war, darum zuerst das von Z bis A; sonst hätte es heißen müssen »vom Anfang herein« oder vom Anfang zum Ende«, wonach selbstverständlich die umgekehrte Angabe als überflüssig weggeblieben wäre. Und warum sagte Goethe hier, wo es doch an sich — weil es sich um die ganze Strecke des zweiten Teils handelte — trefflich gepaßt hätte, nicht »von hinten herein«? Nun, weil er damit das von ihm in anderem Sinne gebrauchte »von vorne herein« auftauchen sah. Das Beispiel liegt dem im Briefe an Humboldt von allen zeitlich am nächsten (20. 7. 1831

[1]) Steht übrigens das betreffende Uhland'sche Gedicht am Anfang? Wenn nicht, dann könnte Fresenius' Hinweis nur den Zweck haben, u n s über die Qualität der ersten Gedichte zu belehren. Sonst würde er seiner eigenen Deutung den Boden entziehen.

[2]) In keinem Sinne »von vorne herein«, darauf hätte ein anderer Satz folgen müssen.

und 17. 3. 1832), betrifft genau denselben Gegenstand, ist von demselben Standpunkt, dem des vollendeten Faust, aus gedacht: Darum entnehme ich schließlich auch aus diesen Kleinigkeiten, daß ich Goethes Worte in seinem letzten Briefe richtig gedeutet habe.

Der einzige Zweck meiner vielleicht etwas zu gründlich geratenen Untersuchung war: in einer wichtigen Frage die Forschung wieder auf völlig neutralen Boden zu stellen. Ich werde mich hüten, Goethes Ausführungen nun meinerseits kritiklos hinzunehmen und irgendwelcher Art Schlüsse daraus zu ziehen: nicht wie es sich zu den Tatsachen verhalte, sondern nur was Goethe gesagt hat, galt es zu erläutern. Gewiß war die Idee des Faust von vornherein, d. h. schlechthin klar gewesen, aber hinterher hatte sie eine dermaßen grundstürzende Veränderung erfahren, daß man nur von einer neuen Konzeption sprechen darf, bei deren Ausführung das in Ausführung der ersten Geschehene verwendet werden konnte. Welchem Künstler aber ist es zu verdenken, wenn er so etwas für sich behalten will? Es geschah den Leuten grade recht: ihre völlige Verkennung des Zieles, auf das jeder Satz in dem Fragment von 1790 eingestellt war, nicht Lessings Faust, war es gewesen, was Goethen den ersten Anstoß geliefert hatte, seinen Faust am Weiblichen nicht zugrunde gehn, sondern genesen zu lassen.

St. Andrews, Schottland.

G. Schaaffs.

Zum »Urfaust«.

Vers 169 f.

Auf die Erklärung der Auseinandersetzungen zwischen Faust und Wagner über die Beredsamkeit ist viel Mühe verwandt worden, und vor allem hat Minor in seinem Kommentar die inhaltlichen und zum Teil auch terminologischen Berührungen zwischen unserem Gespräch und Gottscheds »Redekunst« eingehend und umsichtig erörtert. Unerklärt ist, so viel ich sehe, bisher die Anspielung auf das griechische Drama als Übung in der Beredsamkeit geblieben. Nun findet sich aber in I. G. Sulzers lexikalischem Werke: »Allgemeine Theorie der schönen Künste«[1]) außer anderen Artikeln über die Redekunst, die ziemlich alles dasselbe enthalten, was Goethe bei Gottsched lesen konnte, ein besonderer Abschnitt über den »Vortrag« als den »wichtigsten und gewiß auch schwersten Punkt« der Beredsamkeit; hier finden wir an der Spitze der technischen Ratschläge einen Hinweis auf die antiken Rhapsoden mit den Worten eingeführt: »Es scheinet, daß die Griechen eine besondere Kunst daraus gemacht haben, die Werke der Dichter (vielleicht auch der Redner) geschickt vorzutragen.« Da hätten wir vielleicht eine Erklärung für Wagners Worte: »Ich hört' euch deklamieren! Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel« aus den Vorstellungen der Zeit heraus.

*

»Landstraße«.

Zwischen Auerbachs Keller und der Gretchenhandlung zeigt der Urfaust die kleine Szene »Landstraße« — die einzige, die in die spätere Dichtung nicht eingegangen ist, die einzige auch, zu der uns ein karges Geschick das Original neben der Göchhausenschen Abschrift erhalten hat. Die paar Zeilen haben die Faustforschung nicht eben viel beschäftigt. Erich Schmidt sieht darin ein »flüchtiges Situationsbild unterwegs auf der ersten, zu Gretchen führenden Weltfahrt, mit zeichnerischer Skizze der Landschaft«, fügt aber vorsichtig hinzu: »Vielleicht nur der Eingang eines größeren Auftrittes, den niemand mehr erraten kann.«[1]) Minor[2]) erinnert mit Recht an ein Motiv der Volkslieder vom Dr. Faust, das späterhin von einigen Puppenspielen aufgenommen wurde und Goethe jedenfalls bekannt war: Faust verlangt von seinem höllischen Gefährten, daß er ihm das Bild des Gekreuzigten male und auch den Namen hinzufüge; der Teufel will ihm eher seinen Pakt zurückgeben, als dies Verlangen erfüllen. Im übrigen sieht auch Minor in dem Ganzen nur eine Reiseszene, welche die Perspektive auf Fausts Reisen überhaupt und damit auf seine Umwandlung zum Weltmann eröffnen soll. Aus der Erwähnung eines alten Schlosses und eines »Bauernhüttchens« in der (übrigens im Original durchgestrichenen) Bühnenanweisung schließt er auf Beziehungen zu der späteren Philemon- und Baucis-Handlung, worin wir ihm nicht folgen können. Aber Minor weist darauf hin, daß die Beschwörungsszene der fertigen Dichtung, wo Faust dem höllischen Pudel das Kreuz vorhält, ein Motiv unserer Szene näher ausführt. Dagegen nimmt Ernst Traumann in seinem neuen, in mannigfacher Hinsicht so förderlichen Faustkommentar[3]) eine ältere Erklärung Collins[4])

[1]) In der mir vorliegenden, »neu vermehrten zweyten Auflage« von 1794: 4. Teil, S. 692 a, unten.

[1]) Goethes »Faust« in ursprünglicher Gestalt, 5. Abdruck, S. XLVI.

[2]) Goethes »Faust« I (1901), S. 128 ff.

[3]) Goethes »Faust« I (München, Beck, 1913), S. 82.

[4]) Goethes »Faust« in seiner ältesten Gestalt (1896), S. 170 f.

wieder auf; er sieht in der Antwort des Mephistopheles auf Fausts Frage eine weltmännische Selbstironisierung, die »den alten Glauben und Aberglauben in das Bereich leicht zu überwindender Gedanken verweist.«

Ich möchte der kleinen Szene doch eine tiefere Bedeutung für die Entwicklung der Handlung im Urfaust« zuschreiben. Die Antwort des Mephistopheles mag immerhin einen frivol-witzigen Ton anschlagen — daß er vor dem Kreuz die Augen niederschlägt, zeigt ihn nicht als Weltmann, sondern als Teufel und Gegner Gottes. Als solchen aber hat Faust ihn kennen zu lernen bisher keine Gelegenheit gehabt; der böse Geist ist ihm, wie die Szene: »Trüber Tag, Feld« erzählt, zunächst in Hundesgestalt als ein Kobold erschienen, der sich gefiel, dem harmlosen Wandrer vor die Füße zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen«, aber damit ist noch nicht seine diabolische Art angezeigt: wie scharf unterscheidet der spätere Faust zwischen den Elementargeistern und dem »Flüchtling der Hölle«! Ebensowenig hat sich die Natur des »alt bösen Feindes« in der Auerbachszene enthüllt, worin ja zudem im Urfaust der Held selbst als eigentlich handelnde Figur auftritt. Dagegen muß sich Faust über die Natur seines Begleiters klar werden, ehe er Gretchen gegenübertritt; erst wenn er weiß, wer ihm rät und hilft, kann er für seine Handlungsweise voll verantwortlich gemacht werden. So benutzt denn Goethe das erwähnte Volksliedmotiv als Prüfstein für Mephistopheles wahre Natur.

Als 1790 das »Fragment« erschien, konnte die kleine Szene wegfallen, da der Dichter sicherlich der so abrupt einsetzenden zweiten Hälfte der heutigen Paktszene eine unmißverständliche Erklärung über das Wesen des Mephistopheles vorausschicken sollte; einstweilen sagte ja die neue Szene »Hexenküche« alles Erforderliche. Daß aber Goethe in Italien eine Fortsetzung der Szene bedacht hatte, scheint sich doch aus der Originalaufzeichnung zu ergeben; das betreffende Blatt der Urhandschrift enthält nämlich außer unseren vier Zeilen auch noch die Paralipomena 6 und 7, die nach Erich Schmidts ansprechender Vermutung in Italien hinzugefügt worden sind; daß sie nicht zufällig auf jenem Blatt stehen, zeigt schon der Umstand, daß der erste der beiden Schnitzel sich dem Gedächtnis von Karl Philipp Moriz in enger Verbindung mit unserer Szene »Landstrasse« fest, wenn auch ungenau eingeprägt hat. Tatsächlich knüpfen aber die beiden Paralipomena 6 und 7 an die Pointe dieser Szene an, wie wir sie oben gedeutet haben. Mephistopheles muß seine teuflische Natur halb widerwillig zugestehen:

»Mich darf niemand auf's Gewissen fragen
Ich schäme mich offt meines Geschlechts
Sie meynen wenn sie Teufel sagen;
So sagen sie was rechts.«

Augenscheinlich sollte Faust dann auf die christliche Auffassung des Teufels eingehen, indem er auf den durch Satan ans Kreuz gebrachten Erlöser hinwies, Mephistopheles aber den Vergleich mit dem zweifelhaften Troste abwehren:

»Mein Freund wenn je der Teufel dein begehrt
Begehrt er dein auf eine andre Weise
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth
Allein die Seel ist unsre rechte Speise.«

Als Goethe endlich die große Lücke ausfüllte, nahm er alle hier angeschlagenen Motive in die Einführungsszene des Mephistopheles auf, ohne an die Herstellung einer besonderen Erkennungsszene mehr zu denken. Die höllische Natur des Pudels enthüllt sich nun gleich bei der Beschwörung, wo ihm, wie Minor richtig betont, das Kreuz so viel zu schaffen macht; dämonisch-ironische Erörterungen bringen die Selbsteinführung des Mephistopheles und seine Sophismen über Licht und Nacht; und was er von Faust begehrt, erklärt er ihm selbst in der Paktszene — deutlicher aber dem Herrn (und auch dem Leser) im »Prolog im Himmel«.

Liverpool.

Robert Petsch.

Zur Entstehungsgeschichte der klassischen Walpurgisnacht.

Von Karl Kaderschafka.

Ähnlich wie Klopstocks »Messias« und Wagners gewaltiger »Ring des Nibelungen« ist auch der zweite Teil von Goethes Faust nicht in arithmetischer Reihenfolge entstanden; was ihn gerade reizte, das griff der Dichter an und so sehen wir ihn abwechselnd bald mit dem, bald mit jenem Akte beschäftigt. Eine solche Arbeitsweise ist im allgemeinen nur dann möglich, wenn dem Künstler sein Werk bis in die Einzelheiten scharf vor Augen steht; bei Goethe war dies eigentlich nicht der Fall. Nur die Grundlinien zeichnete er sich vor, die nähere Ausführung überließ er nicht selten der Gunst der Stunde. Schon als Lebenswerk, das seinen Schöpfer zwei Menschenalter hindurch begleitete und alle Wandlungen seiner

Kunst- und Lebensanschauungen durchmachte, hat die Fausttragödie so manche Änderungen im Plan erfahren. Oft trat aber auch, während Goethe an dem einen Punkte schuf, ein anderer Teil des Dramas plötzlich in ein helleres Licht, neue, für den Dichter selbst überraschende Ideen tauchten auf, die sofort in den Plan eingefügt und nun selbst wieder Ausgangspunkt für neue Intentionen wurden. Erst in seinen späteren Jahren — für den Faust läßt sich ungefähr das Jahr 1800 als Grenze ansetzen — gewöhnt sich Goethe daran, Schemata zu entwerfen, d. h. die Szenen, die er zunächst zu bewältigen gedenkt, in Schlagworten zu skizzieren. Ein gütiges Geschick hat uns mit wenigen Ausnahmen diese »Paralipomena« zum Faust aufbewahrt; aus ihnen gewinnen wir nicht nur ein Bild vom Schaffen des Dichters, sondern wir erhalten auch über die mannigfachen Verschiebungen im Plan und hie und da, wie im folgenden gezeigt werden soll, sogar über die Entstehung von Szenen Aufschluß. Von den für die klassische Walpurgisnacht in Betracht kommenden Entwürfen sind für uns an dieser Stelle bloß zwei von Interesse, Paralip. 124 und 125 [42 und 43.*] Zu größerer Bequemlichkeit seien die beiden Schemata hier abgedruckt, aber, um Raum zu ersparen, bloß soweit, als es für unsere Zwecke notwendig ist.

124 [42].

Schema.

Pharsalische Ebene Mond und Sternhelle Nacht. Erichto Zelte Bivouak der beyden Heere als Nachgesicht Erichto Erichtonius Der jüngere Pompejus. Die Luftwandler. Faust auf klassischen Boden Sie trennen sich Mephistoph. umherwandelnd Kommt zu den Greifen und Sphynxen Ameisen und Arimaspen treten auf, Mephist. die Sphynxe und Greife, Fortsetzung. Die Sirenen Faust, in Betrachtung der Gestalten Hinweisung auf Chiron Die Stymphaliden Köpfe der Lernäa Meph. und Lamien Faust am Peneus Rohr und Schilf Weidengeflüster und Pappelzweige, Faust und Chiron Sirenen sich badend Erderschütterung Seismos Flucht nach dem Meere eingeleitet. Beschreibung des Bergwachsens. Sphynxe zum Entstehen des Berges. Steinregen Thales und Anaxagoras . . . . . .

125. [43.]

Schema den 6. Februar 1830.

Pharsalische Ebene Links der Peneus Rechts das Gebirg Erichto Zelte, Bivouac der beiden Heere Wachfeuer rötlich flammend Das Ganze als Nachgesicht. Erichto führt sich ein commentirt die Erscheinung Der jüngere Pompejus Die Zelten verschwinden Die Feuer brennen fort blaulich Aufgang des Mondes, Anrede der Erichto. Die Luftwandler sencken sich Faust auf klassischen Boden Anfrage und Unterhaltung Sie trennen sich.

Faust am Peneus Rohr und Schilfgeflüster Weidenbusch und Pappelzweig Gesäusel Faust und Chiron sich entfernend. Sirenen sich badend Erderschütterung Flucht nach dem Meere eingeleitet Sphynxe incommodirt. Anaxagoras Steinregen veranlassend Thales den Homunkulus zum Meere einladend . . . . Chiron über Manto sprechend . . . . .

Paral. 125 [43] ist datiert; es stammt vom 6. Februar 1830; dagegen trägt Paral. 124 [42] kein Datum, es ist jedoch, wie schon Pniower und Morris vermutet haben, höchstwahrscheinlich mit jenem Entwurfe identisch, von dem das Tagebuch (=Tgb.) am 16. Jänner 1830 meldet. Konzipiert wurde die kl. Walpurgisnacht, soweit dies aus den uns erhaltenen Zeugnissen ersichtlich ist, im Jahre 1826; aus diesem Jahre sind uns die ältesten großen Entwürfe überliefert, Paral. 99 und 123[1] [40 und 41[2]]. Ausgeführt wurde sie aber erst ungefähr drei Jahre später, von Mitte Jänner bis Ende Juni 1830. Der erste Vermerk findet sich im Tgb. am 16. Jänner; es heißt dort: »[Morgens] Poetisches aus den Konzepten geordnet, ein neues Schema diktiert . . . (Darunter dürfte, wie bereits erwähnt, Paral. 124 [42] gemeint sein.) [Nachmittags] Ich beschäftigte mich mit einigem Poetischen.« — Für die kl. Walpurgisnacht erscheint nun gerade damals längere Zeit hindurch im Tgb. der Ausdruck: Poetisches. Man kann infolgedessen wohl annehmen, Goethe habe einmal in Feuer versetzt, noch am selben Tage begonnen, den am Morgen entworfenen Plan (=Paral. 124 [42]) dichterisch auszuführen. Da uns vom folgenden Tage, vom 17. Jänner, ein Tagebuchblatt Eckermanns erhalten ist, mit der Notiz: Mephistopheles bei den Sphinxen, worunter jedenfalls die Verse 7080—7180 zu verstehen sind, so liegt die Vermutung doch ziemlich nahe, daß die unmittelbar vorausgehenden 75 Verse, also der Monolog Erichthos und die Ankunft der Luftwandler, eben am 16. Jänner nachmittags gedichtet worden wären. Mit Hilfe des Paral. 125 [43] läßt sich jedoch der Beweis erbringen, daß diese Annahme, die sich beim ersten Anblick als sehr einleuchtend aufdrängt, eine irrige wäre; daß also die erste Szene der Walpurgisnacht der Stellung nach nicht auch die erste der Zeit nach gewesen sei. Was uns vor allem am Schema 125 [43] auffällt, ist, daß hier der Auftritt Erichtho ausführlicher skizziert ist als im Entwurf 124 [42] vom 16. Jänner. Ich möchte dies als den ersten Beweis hinstellen, daß

*) Da den meisten Lesern der »Chronik« die Weimarer Ausgabe nicht zur Hand sein dürfte, ist in eckigen Klammern stets auch die Zählung Witkowskis in seinem bei Hesse erschienenen Faustkommentar (1908 und 1910) beigefügt.

die Szene zur Zeit der Niederschrift dieses Paral., a so am 6. Februar, noch nicht gedichtet war. Man könnte mir allerdings einwenden, daß gerade die Genauigkeit des Entwurfes darauf hindeute, die Szene sei damals schon wohlausgeführt auf dem Papiere gestanden. Darauf kann ich jedoch erwidern, daß sich unter den Schlagworten eines findet, das diesen Einwand sofort hinfällig macht Dieses Schlagwort heißt: Der jüngere Pompejus. Aus Lucans Epos »Pharsalia« wissen wir, daß Sextus Pompejus, der Sohn des Triumvirn, Erichtho über den Ausgang der Schlacht bei Pharsalus befragt habe. Goethe wollte diesen Zug, wie sich klar aus Paral. 124 [42] und 125 [43] ergibt, in sein Drama aufnehmen, tatsächlich hat er es aber nicht getan. Wenn nun schon der Monolog Erichthos am 6. Februar bestanden hätte, wie sollte man dann das Vorkommen dieses Motivs, das ja von Goethe in Wirklichkeit fallengelassen wurde, in der Inhaltsangabe des Ausgeführten erklären? Meine Behauptung geht vielmehr dahin, daß G., wenn diese Szene wirklich damals schon vorhanden gewesen wäre, sie entweder überhaupt nicht erwähnt oder höchstens angedeutet hätte. Ich kann dafür aus demselben Paralipomenon einen Beweis erbringen. Wir wissen, daß der Auftritt: Mephistopheles bei den Sphinxen und die sich daran anschließenden Szenen, um nur eine noch zu nennen, Faust und Chiron, am 6. Februar bereits fertig vorlagen (Chiron ist laut eines Zeugnisses bei Eckermann um den 24. Jänner herum geschrieben). Sehen wir uns nun das Paral. 125 [43] an, so finden wir die Szene: Mephistopheles bei den Sphinxen überhaupt nicht erwähnt, und, was Faustens Begegnung mit dem Kentauren betrifft, so finden wir bloß den einen Satz: Faust und Chiron sich entfernend. Daß dieser Auftritt hier doch wenigstens angedeutet ist, ließe sich etwa so erklären, daß G. durch diesen Vermerk bloß die Reihenfolge der Szenen, wie er sie damals plante, festsetzen wollte. Ich hoffe, daß meine Ausführungen doch soviel Überzeugungskraft besessen haben, daß ich als terminus a quo den 6. Februar ansetzen kann. Einen sicheren terminus ad quem zu finden, ist allerdings unmöglich. Wahrscheinlich sind aber die Eingangsverse noch vor dem 7. März, vor dem Abbruch der Arbeit bei Vers 8338 gedichtet worden, so daß wir für die Erichthoszene als Entstehungszeit etwa die 4 Wochen zwischen dem 6. Februar und dem 7. März gewännen.

Wenden wir uns nunmehr den folgenden Szenen zu. Es hat sich unter den Papieren zu Faust auch ein vom 20. Jänner 1830 datierter Zettel gefunden, auf dem von der Szene die Rede ist, wo Faust nach Helena fragt und der Berg entsteht. Das wären also die Verse 7180 ff. Man könnte aus dem Umstand, daß G. nach den Sphinxen nicht die anschließende Szene: Am oberen Peneios, sondern den »Seismos« vorgenommen hat, den Schluß ziehen (vgl. Pniower, S. 244), es sei damals von ihm eine andere Szenenfolge geplant gewesen. Ganz abgesehen aber davon, daß sich dafür aus den Paralipomena gar kein Anhaltspunkt gewinnen läßt, erschiene diese Annahme jetzt schon dadurch hinfällig, daß G., wie sich soeben bei der Erichthoszene gezeigt hat, auch innerhalb der Walpurgisnacht, genau so wie bei der ganzen Dichtung, nicht in arithmetischer Reihenfolge geschaffen hat, sondern stets so, wie es ihn freute. Eine Datierung des Auftritts: Faust am Peneios läßt sich, da alle Angaben mangeln, leider nicht durchführen. Aus dem Vorhandensein des Paralip. 44 (zit. nach Witk.) dürfen wir aber wohl schließen, daß G. in diese Szene ursprünglich mehr hineinlegen wollte und daß ihre Ausführung ihm auch, wahrscheinlich im Zusammenhang damit, etwas schwer gefallen ist.

Durch einen vergleichenden Blick auf die Paralipomena können wir endlich noch für die Chironszene eine gewiß nicht uninteressante Tatsache feststellen. Es war bereits Gelegenheit zu erwähnen, daß Eckermann unter dem 24. Jänner 1830 berichtet, G sei damals mit dieser Szene beschäftigt gewesen. Da kein Grund vorliegt, diese Nachricht irgendwie anzuzweifeln, so müssen wir die Entstehungszeit um den 24. Jänner herum annehmen. Aus Paral. 125 [43] ergibt sich aber, daß nur ein Teil der Szene, vielleicht bis Vers 7445, damals entstanden sein kann; der Rest muß erst nach dem 6. Februar hinzugedichtet worden sein. Denn im Schema 125 [43] heißt es nach der Peneiosszene: »Faust und Chiron sich entfernend«, dann folgt die ganze Seismos- und Homunkulusepisode und dann erst wird die Chironszene wieder aufgenommen mit den Worten: »Chiron über Manto sprechend Fausten bey ihr einführend Übereinkunft.« Wann Goethe diese beiden Szenen in eine verschmolzen hat, läßt sich natürlich nicht vollkommen genau bestimmen, es spricht aber doch vieles dafür, daß er die Vereinigung erst vornahm, als er endgiltig darauf verzichtete, die Walpurgisnacht mit der Hadesszene zu schließen. Das wäre also knapp vor dem 18. Juni gewesen; an diesem Tage nämlich zog er, wie sich aus Paral. 157 [46] ergibt, den Gedanken in Erwägung, die Hadesszene als »Prolog des dritten Acts« der Helenatragödie unmittelbar voranzustellen. Hingewiesen sei schließlich noch darauf, daß die Begegnung Mephistos mit den Phorkyaden in Paral. 124 [42] gar nicht erwähnt, in Paral. 125 [43] nur gestreift ist (»Findet die Sphinxe wieder Verwandelt sich in ihrer Gegenwart. Abscheu und Abschluß.«) Aus dem Bisherigen würde sich eigentlich ergeben, daß das Zusammentreffen damals bereits ausgeführt war, doch diese Vermutung wäre wohl etwas zu gewagt.

Das Ergebnis der obigen Betrachtungen ist, daß Goethe auch in der Walpurgisnacht, wenigstens teilweise, die einzelnen Szenen nicht in der von ihm vorher festgesetzten Reihenfolge geschrieben hat, was meines Wissens bisher noch nirgends deutlich ausgesprochen worden ist.

Miszellen.

Aus Lavaters Reisetagebuch und Zirkularschreiben vom Jahre 1783.

Im 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft »Goethe und Lavater« wird S. 322 aus Lavaters Handschrift »Urkunden zu meiner Lebensgeschichte« die Notiz vom 22 Juni 1783 mitgeteilt: »Wir aßen mit Stolz, Thurneysen, Piel bei Frau Rat Goethe zu Nacht und goethisierten die meiste Zeit.« Ergänzt wird diese Bemerkung durch folgende Notiz, die sich in einem nachträglich aufgefundenen Bruchstück von Lavaters Original-Manuskript »Reise nach Süddeutschland 1783« findet:

Frankfurt, Sonntag den 22. Junius 1783.

Nach dem Nachtessen war ich ein paar Augenblicke bei Frau Rat Goethe allein. — So gut sie war, sie zog mich doch auch gar nicht an. Ich empfahl ihr den Heinrich (den Lavater damals nach Offenbach zu Pfarrer Stolz brachte). Dann von meinen Feinden und Freunden. »Wie viele Menschen ich heute glücklich gemacht hätte!« (Lavater hatte an diesem Sonntag in Offenbach gepredigt.) Es rührte mich so wenig, als ein Wort in der fremdesten Sprache gesprochen; denn leiblich oder geistlich amüsieren heißt noch nicht glücklich machen.

In demselben Tagebuchfragment notiert Lavater für Teinach den 26. Juni 1783: »Ich schrieb ein Zirkularschreiben über meine Reise an meine Freunde in Zürich.« Aus diesem Zirkularschreiben, das sich im Original in Lavaters handschriftlichem Nachlaß in Zürich erhalten hat, sei hier folgende Stelle angeführt: »Den 20. Juni langten wir (Lavater und sein Sohn Heinrich) abends in Frankfurt an, wo wir die Familie Piel, Passavant, Thurneysen und Frau Bernus und Goethe besuchten. Noch denselben Abend kamen wir mit Thurneysen und Frau Goethe nach Offenbach.« — Eine ganz wertlose, äußerst fehlerhafte Kopie dieses Zirkularschreibens findet sich in der im Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Hirzelschen Handschrift (H .G. B. B. 36), die auch fehlerhafte Abschriften von einigen Heftchen des Emser Reisetagebuchs von Lavater enthält. Vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 16, 1901, 380 und Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig IX, 2, 1902, 133 ff.

Ferner veröffentlichen wir hier aus dem Bruchstück des Lavaterischen Original Reisetagebuches von 1783 noch folgende Aufzeichnungen:

Teinach, Freitags den 27. Junius 1783.

Reichardt (er war mit Lavater gleichzeitig Teinacher Badegast) spielte auf dem Klavier ein paar Lieder von mir, einige Oden von Klopstock, einige Stücke von Goethe. — Ich las nachher die zwo von Goethe zum ersten Male gründlich beantworteten Fragen über die Gesetzestafeln und die Geistessprache.

Ich las auf dem Gange vor meinem Zimme Goethes Brief eines Pastor an einen Pastor.

[Sprachen] von Nicolai, von dem Goethe sagte, er sei ein Unteroffizier, der nie, wie im Preußischen, Oberoffizier werden könne.

Teinach, Samstag den 28. Junius 1783.

Um ½7 Uhr zum Brunnen, mit Goethes Schriften IV. Teil. Ich las Über deutsche Baukunst und die Fragmente. Immer Hauch und Funke des Genius — nie festgesetzt, mitteilbar, zerlegbar.

Wir sprachen von Goethes Veradeligung; vom Verhältnisse der Fürsten und Gelehrten oder vielmehr würdiger geist- und kraftvoller Männer. Ich las noch Goethes Vierten Teil zu Ende.

Teinach, Montag den 30. Junius 1783.

Ich schrieb an Goethe, daß ich unmöglich nach Weimar komme, wozu ihm Frau Schultheß Hoffnung gemacht zu haben scheint. Reichardt schrieb ein paar Zeilen und die Melodie bei: Ein Veilchen auf der Wiese stand.

Gernsbach. Heinrich Funck.

An Gräfin Rapp, geb. von Rotberg.

(W. A. I. 4, 279.)

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen,
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns frisch ermuten:
So bedarf es deinen Wegen
Weiter keinen Reisesegen.

Diese Zeilen wurden 1833 im 7. Bande der »Nachgelassenen Werke«, S. 191, zum erstenmal abgedruckt mit der falschen, von Eckermann eingetragenen Überschrift: »An Gräfin Julie von Egloffstein.« In der zweibändigen Ausgabe von 1836/37 erscheinen sie unter der oben angeführten Überschrift mit dem Datum: »Den 7. Juli 1827.«

Die Berichtigung geht wohl auf den Kanzler v. Müller zurück, der unter seinen Gesprächen auch ein Blatt fand mit dem Datum 7. Juli, in dem es heißt: »Goethe war sehr mild, freundlich und mitteilend. Viel über die Gräfin Rapp. Lob meines Gedichts. Auslieferung des Stammbuchblattes für sie . . .

Er selbst mag diese Aufzeichnung in das Jahr 1827 versetzt haben; in der dritten Auflage seiner »Unterhaltungen« (1904) findet sie sich als Nr. 219 in die Gespräche von 1826 gereiht, was Biedermann (Gespr. 2. Aufl. Nr. 2430) unbesehen übernimmt. Es ist aber auch diese Jahreszahl falsch. Müller notiert nämlich weiterhin: »Eckermann war da. Goethe sandte ihn mir zuliebe weg.« Am 7. Juli 1826 kann Eckermann nicht bei Goethe gewesen sein, denn er befand sich seit 6. Juni auf einer Reise nach Hamburg, Stade und Hannover, von der er erst am 14. Juli zurückkehrte. Müllers Bericht bezieht sich vielmehr au den 7. Juli 1825; für diesen Tag verzeichnet Goethes Tagebuch (W. A. III. 10, 76): ». . Frühstück im unteren Garten zu Ehren der Generalin Rapp. Es fiel Regen ein. Mittags Dr. Eckermann. Nach Tische mit demselben das Verzeichnis der Denksprüche. Kanzler von Müller, das heutige Frühstück besprechend ...« Die weiteren Gesprächsgegenstände hat Müller aufbewahrt.

Ich füge noch hinzu, daß Goethes Tagebücher weder am 7. Juli 1826 noch am 7. Juli 1827 der Gräf. Rapp Erwähnung tun.

Es kann demnach kein Zweifel obwalten, daß der Reisesegen für sie mit dem »7. Juli 1825« zu versehen ist und unsere Ausgaben in diesem Teil der Gedichte eine Umstellung vornehmen müssen.*)

Wien. Eduard Castle.

*) Die obigen Ausführungen bestätigen neuerlich das, was wir schon XXII. Bd., S. 10f. und S. 19 gelegentlich der Briefe des Kanzlers Müller an den Grafen Reinhard beobachtet haben. *Anm. d. Red.*

Das ursprüngliche Euphrosynen-Denkmal.

Eine österreichische Stimme über Goethe.

Unserem verehrten Ehrenmitglied und Obmann-Stellvertreter, Exzellenz Dr. Ruß, verdanken wir den Hinweis auf die folgende Stelle in »Oesterreichs Tibur. Herausgegeben von Dr. Franz Sartori. Wien, 1819 S. 250 51«.

»Eine Merkwürdigkeit anderer Art sind die Sammlungen des verstorbenen Wapen- und Edelstein-Schneiders, Joseph Müller in Carlsbad, wozu Herr v. Goethe eine wissenschaftliche Beschreibung geliefert hat. Goethe's Verdienste um deutsche Sprache und Dichtkunst sind längst über alles Lob erhoben, aber nicht so sehr dürfte es wenigstens in Österreich bekannt seyn, wie dieser auf ferne Decennien wohlthätig wirkende Geist, als Präsident der herzoglich-sächsischen mineralogischen Societät in Jena, auch dieser Wissenschaft sein Augenmerk auf die vielwirkendste Weise schenkt. Wenn ich, wie alle Österreicher, die Mitglieder dieses Vereines sind, den Nahmen dieses Präsidenten unserer Gesellschaft mit Stolz ausspreche, so meinen wir dabey nicht den Ruhm, den er sich als Dichter, sondern das Verdienst, das er sich als Mineraloge und Geognost erworben hat.«

Euphrosyne.

Aus Weimar wird uns geschrieben: »M. v. Röllfeld sagt S. 25 von dem alten nach Goethes Entwurf von Döll ausgeführten Denkmal: »Ein Jahrhundert mit seinen Stürmen vernichtet mehr als eine schwache Säule, und so zerfiel auch diese in Schutt und Staub«. Ich weiß nicht, wodurch die Vf. zu dieser Angabe verleitet ist; in Wahrheit befindet sich das echte Denkmal, das in dem neuen nur abgeformt ist, noch durchaus wohlerhalten in dem alten Musäusschen Garten, und die Besitzerin Exc. Busch gestattet gern jeden Goethefreunde die Besichtigung. In den grauen Seeberger Sandstein treten die Konturen des Horenreliefs*) noch mit voller Schärfe hervor; nur an wenigen Stellen haben unbedeutende, kaum wahrnehmbare Ausbeßerungen stattgefunden. Mit seinem einfachen, von Grün umsponnenen Postament, auf einem abgeschiedenen, von alten Bäumen beschatteten Gartenplatz wirkt es viel stimmungsvoller als die moderne Nachbildung auf halber Höhe einer offenen, schräg abfallenden Wiese neben Goethes Gartenhaus.«

*) Vgl. Goethe an Döll 18. April 1799.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 15.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND.

(JAHRGANG 1914.)

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1915.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15



Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVIII. Band. Wien, 10. Juni 1914. Nr. 1—2.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereines. Vereinsjahr 1913. — Zu Goethes Familiengeschichte von Dr. Rudolf Payer von Thurn. (Mit einem farbigen Bilde des Herrn Rat aus Lavaters Sammlung.) — Das Rats-Diplom für Johann Caspar Goethe. — Goethes Quellen und seine Darstellung der Krönung Josef II. Von Dr. Siegfried Sieber. — Zwei Bilder zur Krönung Joseph II. — Wie Goethe-Anekdoten zustandekommen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Samstag, den 21. März 1914, am Vorabende von Goethes Todestag, wurde im Anschlusse an den Vortrag des Obmannstellvertreters Dr. Alexander Ritter v. Weilen über Goethes Erwin und Elmire, der in nächster Nummer der ‚Chronik' zum Abdruck gelangt, die

XXXIV. ordentliche Jahres-Vollversammlung

unter dem Vorsitze des Obmannes, Geheimen Rates Dr. Gustav Marchet abgehalten.

Der Jahresbericht und der Rechnungsabschluß wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen und dem Ausschusse auf Antrag der Revisoren Prof. Ignaz Pölzl und Dr. Siegfried Norbert Rumpler das Absolutorium erteilt.

Da die dreijährige Funktionsperiode des in der Jahres-Vollversammlung vom 7. März 1911 gewählten Ausschusses abgelaufen war, wurde auf Antrag des Mitgliedes Prof. Dr. Karl Haas der Ausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung, bestehend aus den Herren: Univ.-Prof. Dr. Robert Franz Arnold, Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Hermann Brüch und Dr. Immanuel Brüch, Kustos Dr. Friedrich Ritter v. Egger-Möllwald, Schriftsteller Hans Feigl, Hofrat Dr. Eugen Guglia, Privatdozent Dr. Stephan Hock, Hofrat Karl König, Oberstkämmerer Dr. Karl Graf Lanckoroński, Hofrat Dr. Friedrich v. Maasburg, Geheimer Rat Dr. Gustav Marchet, Bibliothekar Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Geheimer Rat Dr. Viktor W. Ruß, Hofrat Prof. Dr. I. Schipper, Regierungsrat Dr. Gustav Waniek, Sektionschef Wilhelm Freih. v. Weckbecker, Univ.-Prof. Dr. Alexander Ritter v Weilen, Herrenhausmitglied Prof. Kaspar Ritter v. Zumbusch per acclamationem wiedergewählt.

Im Namen der Generalversammlung sprach der Vorsitzende hierauf den Funktionären, insbesondere dem Schriftführer Dr. Hermann Brüch und dem Kassier Dr. Immanuel Brüch den besonderen Dank für ihre Mühewaltung aus.

Hierauf konstituierte sich der neugewählte Ausschuß und wählte zum Obmanne Geheimen Rat Dr. Gustav Marchet, zu Obmannstellvertretern Geheimen Rat Dr. Viktor W. Ruß und Univ.-Prof. Dr. Alexander Ritter v. Weilen, zu Schriftführern Dr. Hermann Brüch und Hans Feigl, zum Kassier Dr. Immanuel Brüch, zum Bibliothekar, Leiter des Museums und Redakteur der »Chronik«, Dr. Rudolf Payer v. Thurn.

Dem Jahresberichte entnehmen wir, daß in dem abgelaufenen Winterhalbjahre bisher drei Goethe-Abende abgehalten wurden: Am 10. Jänner 1914 sprach Univ.-Prof. Dr. Karl Siegel über: »Goethe und die spekulative Naturphilosophie«, am 28. Februar 1914 sangen Frau Annie v. Haager und Fräulein Jaroslava Simaček, auf dem Klaviere begleitet von Frau Mathilde v. Egger-Möllwald, Goethe-Lieder von Beethoven (»Mignon«, »Mailied«), Goldmark (»Mailied«), Brahms (»Serenade«), Mendelssohn (»Die Liebende schreibt«, »Suleika«), Johanna Müller-Hermann (»An die Entfernte«) Rubinstein (»Wanderers Nachtlied«), Schubert (»Wanderers Nachtlied«, »Geheimes«, »Rastlose Liebe«, »Lied der Mignon«), Spohr (»Gretchen«), Hugo Wolf (»Die Bekehrte«), am 21. März sprach Univ.-Prof. Dr. Alexander v. Weilen über Goethes Erwin und Elmire, und Fräulein Tilly Kutschera vom Hofburgtheater brachte das Goethische Drama selbst durch ihren vollendeten Vortrag, der die naiven Töne meisterhaft beherrschte und auch den sentimentalen und pathetischen Stellen voll gerecht wurde, zu tiefer Wirkung auf die Zuhörer.

Nachgetragen sei an dieser Stelle, daß auch am 17. April noch ein weiterer Goethe-Abend stattfand. Unser Ausschußmitglied Univ.-Prof. Dr. R. F. Arnold sprach über »Goethe und Cornelius« und erschloß uns in seiner lebendigen und anschaulichen Darstellungsweise aus der gesamten kunstgeschichtlichen Entwicklung der Zeit heraus an der Hand einer Reihe von Lichtbildern das Verständnis für das Wesen dieses großen Faust-Illustrators.

Unser Goethe-Museum hat im abgelaufenen Jahre manche wertvolle Bereicherung erfahren. Angekauft wurden u. a. Gipsabgüsse der Goethe-Büsten von Martin Klauer (1783) aus Weimar und Gottfried Schadow (1816) aus Berlin, geschenkt wurde von Herrn Kunsthändler Alfred Wawra ein prächtiges Aquarell des Alt-Wiener Malers Johann N. Geiger, Goethe in seinem Arbeitszimmer, von Geheimen Rat Dr. Viktor W. Ruß das Schreibzeug von Ulrike v. Levetzow und das Original von Goethes Brief an den Hofmechanikus Körner vom 10. Juli 1813.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins

Vereinsjahr 1913.

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse . . .	2691	62		
Zinsengutschrift bei der Postsparkasse	23	67		
beim Kassier	236	49	2951	78
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse . .	888	—		
b) beim Kassier	171	52	1059	52
Couponerlöse:				
Giselabahnaktie: Juli 1913, Jänner 1914	20	—		
Theißlos: Oktober 1913 . . .	4	—		
Couponerlöse von 3300 K Nom. Renten (b. d. Postspark.) .	68	—	92	—
»Chronik«:				
Erlös für »Chronik« von Adolf Hölder			50	40
Subvention:				
(abzüglich des Quittungsstempels)			498	12
Guthaben des Kassiers			148	08
			4799	90

Ausgaben:	K	h	K	h
Diverse Auslagen	129	73		
Ankauf von Renten durch die Postsparkasse	2767	22	2896	95
»Chronik«			664	12
Museum			253	19
Goethe-Abende:			335	12
Guthaben bei der Postsparkasse			650	52
			4799	90

Bestand an Wertpapieren:

1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale	K 400·—
1 Theißlos Nr. 3449/81 Nominale	» 200·—
4% Mairente samt Coupon Nominale	» 3200·—
4% Novemberrente samt Coupon Nominale	» 100·—
zusammen Wertpapiere Nominale . . .	K 3900·—

Wien, 21. März 1914.

Prof. Ignaz Pölzl, Dr. Siegfried Rumpler
Revisoren.

Dr. Immanuel Brüch
dzt. Kassier.

Neue Mitglieder.

Boschan, Dr. Eugen v., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Oppolzergasse 4.

Blume Heinr., Dr., Professor, V., Gassergasse 9.

Doller Leo Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Hansenstraße 6.

Engel Felix, Bankbeamter, XVIII., Hofstattgasse 25.

Fiala Franz, Prokurist, XVII., Jörgertraße 7.

Geiershöfer Ida Frau, XV/1, Pouthongasse 9.

Goedl Ernst, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I., Operngasse 8.

Hann Martha v., Frl., XIX., Felix Mottlstraße 11.

Koch Max, Prof. Dr., Geheimrat, Breslau, XIII., Kaiser Wilhelmstraße 105.

Koller Marie, Baronin, IV., Gußhausstraße 3.

Schön A. B., Redakteur, XVII/1, Ottakringerstr. 48.

Thaler, Dr. Hans, Dozent, IX., Spitalgasse 27.

Willig, Dr. Ludwig, Notar, I., Petersplatz 14.

Wertheimer Paul, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wipplingerstraße 35.

Zu Goethes Familiengeschichte.

Von Dr. Rudolf Payer von Thurn.

(Mit einem farbigen Bilde des Herrn Rat aus Lavaters Sammlung.)

Vor mehr als einem Vierteljahrhundert hat unsere »Chronik« zum ersten Male eine Abbildung des Hauses gebracht, das Goethes Urgroßvater, der Hufschmied Hans Christian Göthe (geboren um 1623, begraben am 6. August 1694) in Artern an der Unstrut in der Grafschaft Mannsfeld erworben und bewohnt hat.[1]) Seither hat sich die Forschung eingehend mit Goethes Vorfahren beschäftigt: 1894 hat Heinrich Düntzer seine 1888 in den »Grenzboten« veröffentlichte Arbeit über das Geschlecht Textor, vermehrt durch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Familie Goethe, die eine Menge Neues brachten, unter dem Titel »Goethes Stammbäume« in Buchform herausgegeben, 1900 hat Friedrich Schmidt, Volksschullehrer in Sangerhausen, »Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern«[2]) auf Grund sorgfältiger Forschungen in den Kirchenbüchern und Gerichtsakten nachgewiesen, 1908 endlich hat Dr. Karl Knetsch[3]) nach den Grundsätzen der modernen Genealogie auf 30 Tafeln nicht weniger als 350 Personen zusammengestellt, von denen je ein Tröpflein Blut in Goethes Adern rann. Unter ihnen begegnet uns kein Geringerer als Lukas Cranach der Ältere, der in so naher Beziehung zu Weimar und seinem Fürstenhause gestanden ist. Was würde wohl der junge Goethe dazu gesagt haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte in dem weihevollen Augenblicke, als er zum ersten Male in der Weimarer Stadtpfarrkirche vor dem herrlichen Altarblatt des Meisters stand und die Empfindung hatte, daß dieser Anblick ihm allen Staub von der Seele wusch?[4])

Karl Kiefer hat sogar herausgebracht, daß Goethe und Charlotte Buff, die Werther-Lotte, einen gemeinsamen Ur-Ahnherrn, den Bürgermeister Henritze Kornmann in Kirchhain (um 1500) hatten, also eigentlich Blutsverwandte waren,[5]) wovon sich die beiden jungen Leutchen gewiß nichts träumen ließen. In der nächsten Nummer des »Deutschen Herold« (S. 192) hat Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz sofort den Nachweis hinzugefügt, daß zwischen beiden außerdem eine Verschwägerung eingetreten ist, denn Charlottens ältere Schwester Karoline hat 1776 den Reichskammergerichtsprokurator Johann Jakob Dietz geheiratet, dessen Mutter, Susanna Lindheimer, eine leibliche Schwester von Goethes Großmutter, Anna Margarete Lindheimer, die Frau des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor war.[1])

Vor drei Jahren endlich ist es G. Lutze gelungen, die direkten Vorfahren des Namens Goethe bis in die fünfte Generation hinauf zu verfolgen und mit dem Großvater des Hufschmiedes Hans Christian, Hans Göthe dem Ältern, der zwischen 1627 und 1630 in Berka gestorben ist, die Wurzeln des Goetheschen Stammbaumes bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts bloßzulegen.[2])

Im Jahre 1686 — hundert Jahre bevor Goethe seine italienische Reise antrat — hatte sich in »des Heiligen Römischen Reichs Freyen Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Main« ein wandernder Schneidergeselle niedergelassen. Er war am 5. September 1657 zu Artern als Sohn des eingangs genannten Hufschmiedes Hans Christian Göthe auf den Namen Friedrich Georg[3]) getauft worden, war von dem groben Handwerk seines Vaters zu einem feineren übergegangen und hatte das Schneiderhandwerk, zu dem er »eine besondere Inclination und Lusten verspüret«, in seiner Vaterstadt erlernt, und dann, »umb sich weiter zu versuchen und in seiner erlernten Profession zu perfectioniren, löbl. Handwerksgebrauch nach sich in die Fremde und auf die Wanderschafft begeben«. Nach zwölfjähriger Wanderschaft, deren letztes Drittel er im Gelobten Lande der Kleiderkünste, in Frankreich, verbracht hatte, war er ins Vaterhaus zurückgekehrt. Aber dem weltgewandten Manne, der jahrelang in Paris und Lyon gearbeitet und mit höherer Kunstfertigkeit auch höhere Ansprüche von der Wanderschaft mit heimgebracht hatte, wurde es in dem thüringischen Landstädtchen gar bald zu enge. »Mit Konsens und Einwilligung seiner lieben Eltern« hat er, wie er selbst in seinem Gesuche um das Frankfurter Bürger- und Meisterrecht sagt, seinem Vaterland (= seiner Vaterstadt) »als einem geringen Ort, woselbsten wenig zu verdienen ist, valediciret«, und sich in Frankfurt, das er schon aus einer früheren Zeit seiner Wanderschaft kannte, häuslich niedergelassen. Durch seine Verheiratung mit der Schneidermeisterstochter Anna Elisabeth Lutz hat er das Bürger- und Meisterrecht erworben, durch

[1]) 2. Band (3. Jahrg.), Nr. 6 und 7 vom 20. Juni 1888, S. 25.

[2]) Druck von A. Schneider, Sangerhausen, Selbstverlag des Verfassers.

[3]) Goethes Ahnen, Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1908.

[4]) Brief an Herder vom 10. Juli 1776. Briefe, W. A. 3. Band, Seite 86.

[5]) »Der Deutsche Herold«, XXXVIII. Jahrg. Nr. 9, S. 149.

[1]) Vgl. Robert Sommer, Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Leipzig 1908.

[2]) Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, 9. Heft, Leipzig, Ludwig Degener, 1911, S. 63 ff.

[3]) Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater Von Dr. R. Jung, in der »Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift«. Frankfurt a. M. 1899, S. 211 ff.

Fleiß und Tüchtigkeit — er war einer der gesuchtesten Damenschneider, der nicht nur für die vornehmsten Familien der Reichsstadt,[1]) sondern auch für die benachbarten Höfe, z. B. den Hessen-Darmstädter[2]) arbeitete — hat er es zu Ansehen und Wohlstand gebracht, so daß er 1705 in die höchste Steuerstufe eingerückt war. Seine erste Frau starb 1700. Durch seine zweite Heirat mit Kornelia Schelhorn, der Witwe des reichen Weidenhof-Wirtes an der Zeil in Frankfurt, hat er seinen Wohlstand noch vermehrt, und als er 1730 starb, zog sein jüngster Sohn Johann Kaspar von der Bahre des Vaters weg in die Fremde, aber nicht mehr wie Vater und Großvater als wandernder Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand, sondern als vornehmer Studiosus juris an die Universität Gießen. Es ist der spätere »Herr Rat«, der Vater des Dichters, dessen Bild in einer meisterhaften Reproduktion der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt nach dem Originale in Lavaters Sammlung in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek (Nr. 6042) unserer heutigen Nummer beiliegt. Das prächtige Aquarell, das offenbar die Vorlage zu dem Stiche in den Physiognomischen Fragmenten gebildet hat, ist um dieselbe Zeit entstanden, wie das Bild des jungen Goethe, das wir vor einem Jahrzehnt[3]) zur Freude aller Goethe-Freunde der »Chronik« beilegen konnten. Es rührt von der Hand desselben Künstlers, des Malers Georg Friedrich Schmoll aus Ludwigsburg her. Seine Entstehung können wir auf den Tag genau festlegen: »Montag den 27 Juny [17]74« notiert Lavater in seinem Reisetagebuch:[1]) »Goethe war den Abend mit Schmoll, der Rath Goethe portrait heut kenntlich gezeichnet hatte, spazieren gefahren.« Es stellt also den Herrn Rat, der am 31. Juli 1710 getauft worden ist, knapp vor seinem 64. Geburtstage dar. Die »9. X. 1793« datierten holprigen Hexameter Lavaters sind mehr als zehn Jahre nach dem Tode Johann Kaspar Goethes († 25. Mai 1782) hinzugefügt worden.



Johann Kaspar Goethe.
Kupferstich. Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten, III, S. 221.

Während das zwei Tage vorher angefertigte Bild der Mutter,[2]) das wir uns für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten, namentlich im Stich für die Physiognomischen Fragmente (Oktav-Ausgabe, Tafel CXLVII) den heftigen Widerspruch des Sohnes herausfordert,[3]) wird uns das Bild des Vaters als gelungen bestätigt: »Meinen Vater lass ausschneiden und brauch ihn als Vignette, der ist gut.«[4]) Das ist tatsächlich geschehen. Der Stich, den wir hier in der Größe des Originals wiedergeben, wurde auf S. 221 des Dritten Versuches als Schlußvignette verwendet. Lavater führt ihn mit den Worten ein: »Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, alles wohl ordnenden,

1) Eine Rechnung des Schneidermeisters Friedrich Georg Goethe über Toiletten für die putzsüchtige Gattin des Syndikus Dr. Wolfgang Textor, die sogar das Reichskammergericht in Wetzlar beschäftigte, stellt den ältesten urkundlichen Beleg für die Berührungen der Familien Goethe und Textor dar. (Jung, S. 221 ff.)

2) Schmidt, S. 18.

3) XVIII. Band, S. 1 ff.

1) Heinrich Funck, Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft, XVI. S. 290, 34. und Goethe-Jahrbuch, XXIII, 192 f.

2) Ebenda, S. 285 f: »25 Jun. 74«: »Fr. Rath Goethe da. Große Freude über mitgebrachte Zeichnungen., Den Christus wolle sie in Copie er koste was er wolle — ich besahe ihr Miniatur Gemählde viel für sie. Schmoll fieng an sie zu zeichnen.«

3) »Cassir doch, ich bitte dich, die Familien Tafel von uns, sie ist doch scheuslich .... nur meine Mutter soll nicht so dastehn« an Lavater am 24. Juli 1775, Funck 47, 10 ff.

4) Ebenda.

bedächtlich — und klug — anstellenden — aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes.« Am 1. November 1776 schreibt der Herr Rat an Lavater: »Nun eine Bitte auch vor mich und meine Frau, d. i. einige Abdrücke unserer beyder Angesichter von Schmoll im Profil schattirt.« Drei Jahre später, am 13. Juni 1777, erbittet sich Frau Rat von Lavater Abzüge »von des Herrn Raths und meinem Gesicht«,[1]) und am 23. Februar 1779 »noch einige von des Herrn Raths Gesichter, die Herr Schmoll gezeichnet hat«.[2])

Dem Wesen des Herrn Rat sind die Biographen seines großen Sohnes nicht immer gerecht geworden. Neben dem leuchtenden Bilde der Mutter ist das seine — hier und dort sogar ohne Liebe gezeichnet — vielfach zu dunkel geraten, wozu freilich manche Briefstelle des Sohnes und seiner Jugendfreunde die Farbentöne geliehen hat. »Fast alle Angaben der Zeitgenossen über ihn stammen aus seinen früheren Lebensjahren und sind zumeist von jüngeren Leuten verfaßt, die für manches Herbe des Alters noch wenig Verständnis haben.«

Lebensdokumente von ihm selbst waren so gut wie gar nicht zugänglich. Erst seit uns P. v. Bojanowski einen Blick in das Tagebuch seiner italienischen Reise, von dem der Sohn in Wahrheit und Dichtung erzählt, hat tun lassen,[3]) seit Karl Ruland uns »Des Herrn Rat Haushaltungsbuch« erschlossen hat,[4]) sind helle, freundliche Töne in sein Bild gekommen. Einer Wienerin, Felicie Ewart (= Frau Hofrat Exner)[5]) war es vorbehalten, die Gestalt des Herrn Rat lebendig vor uns erstehen zu lassen und sie uns zugleich menschlich näher zu bringen. Vor wenigen Wochen erst ist Rudolf Glaser in den »Grenzboten«[6]), vielfach auf Felicie Ewarts Darstellung fußend, zu dem Ergebnis gelangt, daß Goethe sich nicht trotz seines Vaters, sondern wesentlich mit Hilfe desselben zu dem entwickelt hat, was er geworden ist.

Die Geschichte der Familie Goethe stellt uns das Bild eines langsamen, aber stetigen und wohlbegründeten Aufsteigens in immer höhere Gesellschaftsschichten dar: Von dem »rotzigen Bauern«, wie der Pastor von Berka den ersten urkundlich nachgewiesenen Stammvater Hans Goethe schalt,[1]) zum ehrsamen Handwerksmeister Hans Christian Goethe, dem Hufschmied, der neben dem Hammer auch die Feder zu führen versteht und in den Rat der Stadt Artern gewählt wird, von diesem zu seinem Sohne, dem feinen Damenschneider Friedrich Georg Goethe, der seine Kundschaft in fürstlichen Kreisen hat, und als einer der vornehmsten Hoteliers der Reichsstadt Frankfurt stirbt, um endlich in dem Juris Doktor und Seiner römisch-kaiserlichen Majestät wirklichen Rat Johann Kaspar Goethe die höchste Stufe deutschen Bürgertums zu erreichen.

Daneben aber blühten einzelne Zweige des Geschlechtes im Handwerkerstande fort, und reichten als Zeitgenossen, ja als Bruder und Vetter des Herrn Rat in Frankfurt selbst wohnend, noch in die Kinderjahre des Dichters hinein. Da war vor allem Hermann Jakob Goethe, der ältere Stiefbruder des Herrn Rat (getauft am 15. Mai 1697, begraben am 31. Dezember 1761), Zinngießermeister und Mitglied des Rats der Stadt Frankfurt auf der dritten, der Handwerkerbank, dessen Goethe in Wahrheit und Dichtung nirgends gedenkt, obwohl er ihn gekannt haben mußte, denn der Oheim war offenbar, wie aus der Gleichheit der Taufnamen hervorgeht, der Pate seines jüngeren, im zartesten Alter verstorbenen Bruders Hermann Jakob (1752 bis 1759). Besonders rege wird der verwandtschaftliche Verkehr zwischen den Familien der beiden Stiefbrüder allerdings kaum gewesen sein, das brachte schon der verschiedene Bildungsgrad, das brachte aber vor allem die grundverschiedene Herkunft der Frauen mit sich. Dazu kommt, daß die Quellen von der Gemütsart und den Umgangsformen des Zinngießermeisters, und namentlich seiner Frau Susanne Elisabeth Hoppe (1704—1778) wenig Erbauliches zu berichten wissen.[2]) Dennoch dürfen wir annehmen, daß der aufgeweckte Knabe wohl das eine oder andere Mal dem Oheim in die Werkstätte geguckt hat, und merkwürdig berührt es uns, wenn wir in dem Tagebuche des Geheimrates gerade um die Zeit, als der Plan zu Wahrheit und Dichtung in ihm zu reifen begann, lesen, wie er in Karlsbad am 4. Juni 1808 die Werkstätte eines Zinngießers besucht, beim Brennen der Zinnasche zusieht, und dann ein Handbuch der Technologie zur Hand nimmt, um sich eingehend über die Vorgänge zu unterrichten.

Die Akten des Reichshofrates im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien (Decisa 1808, Frankfurt, Schuhmacher contra Johann [*sic*] Göthe und Magistrat) wissen aber noch von einem anderen Goethe zu

---

[1]) Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster, Leipzig, 1904. I, 18.

[2]) Ebenda. I, 47.

[3]) Weimars Festgrüße zum 28. August 1899, Weimar, Hermann Böhlaus Nachf., 1899, S. 1 ff.

[4]) Ebenda, S. 55 ff.

[5]) Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewart. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899.

[6]) 73. Jahrgang, Nr. 6 vom 11. Februar 1914.

[1]) Lutze, S. 68.

[2]) Grotefend, Zur Geschichte der Familie Goethe. Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., VI. Band, S. 227.

erzählen, von dem die Literatur bisher nur wenig Notiz genommen hat.[1])

Um das Jahr 1738, 53 Jahre später als Goethes Großvater, hatte sich wieder ein wandernder Handwerksbursche des Namens Goethe in Frankfurt niedergelassen. Er war ein Enkel des Hufschmiedes Johann Christian Goethe in Artern, also ein leiblicher Vetter des Herrn Rat und des Zinngießermeisters Hermann Jakob Goethe. Aber während Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater, ein weltgewandter Mann mit guten Umgangsformen war, der ein feines Handwerk betrieb, war Christoph Justus Goethe nur ein »Schuhknecht«, d. h. ein Schustergeselle.[2]) Während des Dichters Großvater ein gesunder, kräftiger Mann war, der ein Alter von 73 Jahren erreichte und eine lebenstüchtige Nachkommenschaft hinterließ, war Christoph Justus Goethe »kleiner und schwächlicher Statur« und auch mit der Heirat scheint es ihm nicht geglückt zu sein. Sogar bei seinem Handwerk selbst hat er keine freundliche Aufnahme gefunden. Wie dies zugegangen, mögen die Akten selbst berichten:

Mit einer am 13. April 1750 beim Reichshofrat präsentierten Appellation wendet sich der Advokat Johann Friedrich Fischer von Ehrenbach »in Sachen der Geschwohrnen des Schuhmacher-Handwercks zu Franckfurth contra den Schuh Knecht Johann [sic] Justus Göthe und den löblichen Magistrat daselbsten« an Kaiser Franz I. und führt aus:

»Alß jezt gedachter Schu Knecht Göthe in dem abgewichenen 1749. Jahr bey denen Geschwohrnen des Handwercks sich umb das Meister-Recht gemeldet, haben letztere sich erkläret, daß Sie keinen Anstand hätten, Ihn darzuzulaßen, sobald er sich der Ordnung nach mit einem Geburths- und Lehr Brieff legitimiren würde. An beyden scheinet es dem Gegner zu fehlen, dahero derselbe hinter dem Handwerck mit einem Memoriale bey dem Franckfurther Magistrat eingekommen und gebetten, daß Er in so lange auff seine Hand arbeiten dürffe, biß sein Geburths- und Lehr-Brieff ankomme, worauff von gedachtem Magistrat laut der Anlaage sub Num. 1 den 18ten December ein Decretum dahin ergangen: daß man Ihm, wann Herr Göthe deß Raths, (So ein Zinngießer und wie aus der Gleichheit des Nahmens zu urtheilen, ein Verwanndter des Supplicanten ist) wegen des Supplicantens ehrlicher Geburth attestiren werde, mit dem Bürgerrecht willfahren, und ohne weiteren Anstand zum Meister Recht admittiren solle.

Hier ist nun gleich anzumercken, daß der Schu Knecht Göthe bey dem Magistrat solchen unverdienten Favor gefunden, daß Ihm würcklich mehr zugestanden worden, alß er selbsten gebetten, indeme aus besagter Anlaage sich ergiebet, daß Er zu Beybringung eines Geburths- und Lehrbrieffs sich schuldig erkennet, und nur verlanget, daß biß zu dessen Anlangung Ihm auf seine Hand, das ist, so viel, alß er selbsten, ohne Gesellen verdienen könne, zu arbeiten erlaubet werden möge, der Magistrat aber ist noch weiter gegangen und hat anstatt des erforderlichen Geburths-Briefs mit dem Zeugnuß eines einigen Zeugens, des Zinngießers und Rathsverwandtens Göthe, sich begnüget, und auff desselben Aussage Ihn nicht allein das Bürgerrecht gestatten, sondern auch ohne einige Erforderung eines Lehr-Brieffs zu dem Meister-Recht zulassen wollen.

Über letzteres hätte es sich wenigstens gebühret, das Handwerck vorhero zu hören, indeme nicht der Magistrat, sondern das Handwerck die sich meldende Gesellen zu Meistern macht, ein jedes Handwerck aber, wie in allen wohlbestellten Republiquen, also auch in Franckfurth zu Erhaltung guter Ordnung seine besondere von der Landes-Obrigkeit genehmigte Gesätze hat, nach welchen das Meister-Recht erlanget werden muß, welche in denen vorkommenden Fällen pro arbitrio et favore nicht aufgehoben und übergangen werden können,[1]) es ist aber die Göthische Supplic dem Handwerck niemahlen communiciret, noch dasselbe mit seiner erheblichen Gegen-Nothdurfft vernommen . . . . . worden.« Obwohl die Geschworenen des Handwerks »den Magistrat unterthänig gebetten haben, Sie mit des Rathsverwandtens Göthe ungenugsamen Attestation zu verschonen und den Schuh-Knecht, Johann [sic] Justus Göthe nicht allein zu einer ordnungsmässigen Beybringung eines Geburths- und Lehr-Brieffs, sondern auch zugleich dahin anzuweisen, daß er, bis solches geschehen, sich des Arbeitens auf seine Hand enthalten, und entweder feyerig oder bey einem Meister als Gesell in Arbeit gehen solle«, so seien sie doch nicht angehört, sondern einfach auf das dem Göthe erteilte Conclusum verwiesen worden. Darum wendet sich das gesamte Handwerk (eine Vollmacht mit den eigenhändigen Unterschriften von 155 Meistern ist dem Akte beigeheftet) mit der Bitte an den Kaiser, daß »der Ma-

[1]) G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg, Frankfurt 1869, S. 332 f. Düntzer, Goethes Stammbäume, Gotha 1894, S. 112, 117, 120 ff.

[2]) »Lebensart hatte er weniger als ein Schuhknecht,« sagt der Höfling Friedrich Dominikus Ring von Klopstock. Charakteristiken von Erich Schmidt. Erste Reihe. 2. Aufl., S. 168.

[1]) § 4 der »von dem löbl. Magistrat der Stadt Frankfurth den 6ten Martij 1617 gegebenen Articuln« sagt: »Soll kein Fremder, der allhier nicht gebohren, zu einem Meister aufgenommen, noch zum Meisterstück zugelassen werden, er habe dann seinen ehrlichen Geburts und Lehrbrieff, auch seiner Eltern Wohlverhalten und dass er drey Jahr bey einem redlichen Meister gelernet, auch in der Stadt drey Jahr continue bey einem oder mehrern Meistern gearbeitet und zum wenigsten noch 6 Jahr gewandert, genugsam beschiehnen.«

gistrat in die Schranken, aus welchen Er getretten zurück gewiesen werden möge«.[1])

Mit Reichs-Hofrats-Beschluß vom 8. Mai 1750 wurden »Burgemeister und Rath der Stadt Frankfurth«, aufgefordert, über den Inhalt dieses Rekurses umständlichen Bericht zu erstatten.

Am 17. September wurde der vom 18. August 1750 datierte Bericht des Magistrates beim Reichhofrate präsentiert. Der Rat will in dem Vorgehen des Schuhmacher-Handwerks »nichts anders, als eine sündliche Bedrückung seines ohne dem beklemmten unschuldigen Neben-Menschen und schnöde Verachtung der dießfalls interponirten in Recht und Billigkeit gegründeten obrigkeitlichen Erkänntnüssen« sehen und bittet zum Schlusse, der Kaiser wolle »dieße so frevelhaffte Appellanten ein vor allemahl von sich ab- und c u m c o n d e m n a t i o n e i n p o e n a m f r i v o l e a p p e l l a n t i u m zu gehorsamer Befolgung unserer gerechten obrigkeitlichen Decretorum . . . . . zurückzuverweisen geruhen«. Um zu beweisen, daß seine Entscheidung »in Recht und Billigkeit gegründet« war, legt er zunächst ein Protokoll vom 6. Februar 1747 vor, in dem es heißt:[2]) »Comparebat Christoph Justus Göthe, Schuknecht von Mannsfeld, und zeigte an, wie Er vernommen, daß die bey Einem Hoch Edlen Magistrat eingekommenen Schuhknechte nunmehro in der Ordnung nach einander geschrieben werden sollten. — Nachdem nun aber Er Comparent in Anno 1745 bereits sich ebenfalls gemeldet, dato im 37ten Jahre stehe 9. Jahre in der Fremde, und würklich 9 Jahre dahier gearbeitet, und keinen ältern vor sich hätte, so wolle Er gehorsamst gebethen haben, auch auf ihn hochgeneigtest zu reflectiren. — Nachdem auch darauf die geschworne des Schumacher Handwerks vorbeschieden worden, und erschienen, so declarirten dieselbe, wie allerdings sich jetzt meldender Göthe für einen der qualifizirtesten anzusehen, wie dann besonders der Geschworne Müller attestiret, daß Er in der Zeit von 3 Jahren, da Er bey Ihm in Arbeit gestanden, sich allezeit ehrlich und redlich bey ihm aufgeführet. Wann anhero bey so bewandten Umständen in Errichtung der Classification beliebt worden, Supplicanten Göthe, als den ältesten und der denen Artikeln am Besten satisfaciret denen andern in so weit vor zu ziehen, daß Er immediate nach dem Ackermann und also in die 2te Classe eingeruckt werden solle.« Es sei also gar nicht einzusehen, warum das Handwerk plötzlich anderen Sinnes geworden sei, zumal es Christoph Justus Göthe an einem Geburts- und Lehrbrief nicht ermangle, was überdies »unser Mit Raths-Freund Göthe (als ein t e s t i s o m n i e x c e p t i o n e m a j o r)« bezeugen könne.

Beilage D besagt: Christoph Justus Göthe habe sich sogar mit einem Immediat-Gesuch an den König von Preußen gewendet, »daß Ihm zu Vollziehung seiner Heyrath in Frankfurt am Mayn seine Geburths- und Lehr-Brieffe vom hiesigen (d. i. Mansfelder) Magistrat gegen die gewöhnliche Gebühren ausgefertiget werden mögten, wogegen Er sein allhier zu hoffen habendes Väteiliches Erbe, so überhaupt 100 Rthr. betragen soll, der Recruten Casse cediren wolle.«

Daraufhin erstattet Schultheiß und Rat von Mannsfeld an den »Königl. Preuß. Kriegs- und Domainen Rath des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mannsfeld« v. Fuchs, am 9. Jan. 1750, folgenden Bericht:[3]) »Ew. Hochwohlgeb. berichten Wir hierdurch auf Erfordern gehorsamst, daß der Schuknecht Christoph Justus Göthe zu Frankfurth am Mayn ad 1) zu seinen väterlichen Erbtheile mit denen gesamleten Interessen 102 Rthr. 23 Gr. 17 Pf. haben sollen, dieses Geld aber bereits den 25ten octobris 1746 an die Königl. Preusische Invaliden Casse nacher Berlin eingesendet worden, . . . dahero 2) demselben in Seinen Gesuch ganz wohl gefüget werden könnte, in Betracht derselbe schon vor Errichtung der Cantons weggewandert, und nur, wiewohl mit einem unrechten Nahmen, Adam, enrolliret worden, auch sonsten von Statur klein und kränklich gewesen; welches dann ad 3) . . . hinlänglich seyn wird, dem guten Menschen, welcher hier bey Meister Rangen gelernet und ein gutes Lob mit sich weggenommen, zu favorisiren . . . .« Trotzdem entscheidet Friedrich der Große (Berlin, 27. Februar 1750), »daß demselben der Lehr- und Geburts-Brieff zurückgehalten und nicht nachgeschicket werden soll, weil lezteres die Leuthe verwahret, außer Landes zu gehen«. Am interessantesten ist jedoch der folgende Auszug aus dem Mannsfeldischen Kirchenbuche, der als Beilage Lit. C. in Abschrift vorliegt:

Salutem L.(ectori) B.(enevolo) a fonte Salutis J.(esu) C.(hristo).

Anno 1697 d. 6. 8bris ist Meister Hanß George Göthe, Hufffchmidt bey Ihro hochgräffl. Gnaden Johann Georgen, Graffen und Herrn zu Manßfeld, mit der damahligen Jungfer Maria . . . . , Mädgen bey hochgedachten Graffens Frau Gemahlin nach dreymahligem ordentlichem Aufgebott, ehrlich und honett in die Schloßkirche zu Artern geführet und daselbst copuliret worden;

[1]) Diesem Akte ist als Beilage Nr. 7 ein Notariats-Instrument vom 12. Februar 1750 aus der Kanzlei des Notars Johann Georg Eybinger angeheftet, dessen Schriftzüge eine große Ähnlichkeit mit denen der Frau Rat aufweisen; namentlich das sonderbare G der Frau Rat (vgl. »Chronik«, IX. Band, S. 44 f.) zeigt genau denselben Duktus. Sollte dieser Notariatsschreiber etwa der Schreiblehrer der Frau Rat gewesen sein? — [2]) Beilage Lit. B. — [3]) Beilage Lit. D. in Abschrift.

Nach diesem ist selbiger sogleich von dem Herrn Graffen auf das Mannsfeldische Schloß zum Huff-Schmidt daselbst genommen worden, und hat Er darauf folgende Kinder taufen und begraben laßen, ist auch endl. in Mannsfeld selbst mit seinem Weibe seel. verstorben, Wie solches folgender Extract aus dem Mannsfeldischen Kirchenbuche besaget:

Extract aus dem Manßfeldischen KirchenBuche:

A° 1699 d. 10ten 8br. ist Mstr Hanß George Göthens, Huffschmidts auf dem Schloße Mannsfeld ein Töchterlein in der Schloß-Kirche getaufft worden, Nahmens Amalia Dorothea
Die Pathen waren
1.) Die hochgebohrne Comtesse Erdmuth Amalia, Gräffin von Solms
2.) Herr Carl Heinrich von Wildenstein, hochgräffl. Forstmeister
3.) Jungfer Anna Dorothea Scholininßen, des gräffl. Amts Schreibers Tochter.

A° 1701. d. 3t Januar: ist Mstr Hanß George Göthen dem gräffl. Huff-Schmidt ein Söhnlein in der Schloß-Kirche getaufft worden, Nahmens Johann Haubold,
Die Pathen waren
1.) Herr Johann Haubold von Einsiedel, Hoff Cavallier.
2.) Frau Scholininßen, des gräffl. Amts-Schreibers Eheliebste
3.) H Jacob Priller, gräffl. Amts-Rath zu Closter Manßfeld

A° 1702 d. 27t 8br. ist Mstr Hanß George Göthen, dem Manßfeldischen gräffl. Huff-Schmiede ein Töchterlein in der Schloß Kirche getaufft worden, Nahmens Maria Margaretha
Die Pathen waren
1.) Herr Theodorus Fasche, gräffl. Küchen Schreiber
2.) Jungfer Maria Christiana Prillerin, des gräffl. Amts-Raths Tochter
3.) Frau Margaretha Müllerin, H. Mathias Müliers, Rathsherrns alhier Ehefrau

A° 1707 d. 5ten Januar: ist Mstr Hans George Göthens, Huffschmidts auf dem Schloß Manßfeld Söhnlein getauft worden, Nahmens Heinrich Andreas:
Die Pathen sind geweßen
1.) Jungfer Sophia Crusinßin, der Fr. Gräffin von Mannsfeld Cammer-Mädgen
2.) Monsieur Heinrich Rödiger von Horn, des hießigen königl. Preußischen Kriegs-Commissarii jüngster Sohn
3.) H Friederich Andreas Tieman, Gräffl. Consistorial und Regierungs-Secretarius auß Eißleben

A° 1711 d. 19ten Julii Wurde Mstr. Hanß George Göthen in der Schloßkirche zu Manßfeld, weilen Er ein Hoff-Bedienter und der verwittibten Frau Gräffin Huffschmidt ist, ein Söhnlein getaufft, Nahmens Christoph Just
Die Pathen waren
1.) Ihro Hochgräffl. Gnaden die Verwittibte Frau Gräffin von Mansfeld, geb. Gräffin von Stollberg Louisa Christina
2.) Der hochgebohrne Graff und Herr Just Christian von Stollberg, Oranienburg Roßla p. p. jüngster Bruder der Fr. Gräffin von Mansfeld, deßen Stelle, weilen Er abweßend, vertrat, H Johann Jacob Priller gräffl. Manßfeld. Amts-Rath
3.) Der hochgebohrne Graff und Herr Christoph Friederich Graff von Stollberg, Wernigerode, Hohenstein p. p. ältester Bruder der Fr. Gräfin von Manßfeld, deßen Stelle, weilen Er abweßend, vertrat der gräffl. Hoffmeister Herr Haubold von Einsiedel.

A° 1699 d. 3 9bris ist Mstr Hanß George Göthens einziges Töchterlein: Nahmens Amalia Dorothea auf hiesigen Gottesacker begraben worden.

A° 1703 d. 21ten Jan: ist Mstr. Hans George Göthens des Huffschmidts Töchterlein mit der halben Schuhl begraben worden, Nahmens: Maria Margaretha.

A° 1709 ist Mstr. Göthens des Huffschmidts Söhnlein, Nahmens: Heinrich Andreas gestorben und den 23t Aug. auf hießigen Gottesacker mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1726 d. 30t Xbris ist Mstr Hanß George Göthe, geweßener Huff- und Waffenschmidt auf dem Schloß Manßfeld mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1727 d. 31t Januar ist Mstr Hanß George Göthens hinterlaßene Wittib mit der halben Schuhl begraben worden.

A° 1731 d. 22t Januar ist Mstr. Johann Haubold Göthe, Burger Huff- und Waffen-Schmidt alhier mit der halben Schuhl begraben worden.

Daß nun Vorstehendes aus obged. Kirchen-Buche von Wort zu Wort extrahiret worden, auch solchergestalt von des seel. Mstr Hans George Göthens mit seiner Ehefrau aus einen reinen und keuschen Ehebette gezeigten Kindern, keines mehr als deßen jüngster Sohn Christoph Just Göthe noch am Leben, sich auch sonst gar keine Freunde mehr hießiges Ortes befinden, und der noch lebende Christoph Just Göthe ehrlich gebohren, sich auch in seinen Lehr Jahren und so lange Er sich hier aufgehalten, from, ehrlich und christl. verhalten; Solches habe hierdurch unter meiner eigenen Hand und Siegel attestiren sollen und wollen.

Manßfeld d. 1t Junii 1750

(L. S.)

M: Johann Nicolaus Rosenhayn
general Decanus der Graffschaft Mansfeld,
Assessor Consistorii primarius des Manß-
feld. Consistorii und Pastor zu Schloß und
Thal Mansfeld.

Der Hufschmied Hans Georg Goethe, von dessen Nachkommenschaft Friedrich Schmidt, S. 16, gar nichts Zuverlässiges zu berichten weiß (wohl deshalb, weil sie schon 1731 bis auf den auf der Wanderschaft befindlichen Christoph Justus Göthe ausgestorben war), war ein Sohn des Hufschmiedes Hans Christian Göthe, somit ein jüngerer Bruder von Goethes Großvater. Während aber die Nachkommenschaft eines älteren Bruders, des Tischlers Hans Philipp Goethe, die in Friedberg in Hessen lebte, in Verbindung mit der Familie des Dichters gestanden zu sein scheint (Goethes Großmutter steht Pathe, der Name des Herrn Raths erscheint in der Konkursmasse),[1]) während in Dichtung und Wahrheit von den armen Verwandten in Friedberg ausdrücklich die Rede ist, findet der Schuster Christoph Justus Goethe ebensowenig als der noch näher stehende Zinngießer Hermann Jakob Göthe Erwähnung.

Dagegen tauchen in dem Matriken-Auszug wiederholt zwei Namen auf, die im Leben des Dichters eine Rolle gespielt haben, die Namen Stolberg und Einsiedel.

Von den drei Geschwistern Stolberg, der Gräfin Louise Christine (geboren 1675, gestorben am 16. Mai 1738), am 11. Dezember 1704 vermählt mit Johann Georg III. Grafen v. Mannsfeld, der 1710 stirbt; am 11. Mai 1712 zum zweiten Male vermählt mit Christian Herzog zu Sachsen-Weißenfels, Justus Christian (geboren 24. Oktober 1676, gestorben 17. Juni 1739) und Christoph Friedrich (geboren 18. September 1672, gestorben am 22. August 1738), ist der Letzgenante der Großvater der Brüder Leopold und Christian und der Gräfin Auguste. Das fünfte von den neun Kindern aus seiner Ehe mit Henriette Katharina Freiin v. Bibrau und Modlau ist nämlich der am 9. Juli 1714 geborene Graf Christian Günther, der Vater der Dichter-Brüder. (Zedler, Universal-Lexikon, 40. Band, S. 362 f.)

Von der weitverzweigten Familie v. Einsiedel verzeichnet Zedler (3. Band, S. 589 f.) zwei Mitglieder mit den Vornamen Hans Haubold: Hans Haubold von Einsiedel auf Vatterode, Anhalt-Zerbstischer Vizepräses und Landrichter, geboren 1679, und Hans Haubold v. Einsiedel auf Kesselshayn und Eula, geboren 1676. Ob und wie diese mit dem Oberhofmeister der Herzogin Anna Amalia Hildebrand v. Einsiedel zusammenhängen, ist mir augenblicklich nicht möglich festzustellen.

Mit Reichshofrats-Beschluß vom 24. November 1750 wurde der Bericht des Magistrates der Schuhmacher-Zunft zur Gegenäußerung »communicirt«. Diesmal tritt für das Handwerk ein anderer Anwalt, Achatius v. Klerff ein, der in seiner am 26. März 1751 präsentierten Gegenschrift eine besonders scharfe Feder führt und die volle Schale der Ironie über den Magistrat wie über den Zeugen Jakob Hermann Göthe ausgießt:

[1]) Schmidt, ebenda.

»In der Stadt Frankfurt ist eine eigene besondere Verfassung, welche man nicht leicht anderwärts antrifft: die Consulenten oder Syndici werden zu denen deliberationibus des ganzen Raths nicht zugelaßen, und also haben alle Sachen, so daselbst vorkommen, keinen Referenten, sondern sobald eine Supplic verlesen, wird auf gut Glück, und nach eines jeden Einsicht und Leidenschafft votirt, und wann sich jemand durch ein ausgefallenes Conclusum beschweret erachtet, und dargegen ein in Rechten erlaubtes Remedium ergreiffet, so werden alsdann erst die Acta einem derer Syndicorum zu dem Ende zugestellet, daß er defendiren soll, was bey Rath die Majora überschnellet, es mag der Schluß lauten wie er will. Da nun einem solchen Mann keine rationes decidendi an Hand gegeben werden, sondern er dieselbe erst aussinnen muß, so wird gar öfters ein Argument mit Haaren herbeygezogen, von welchem der Concipient als ein vernünftiger Mann in seinem Gewißen überzeuget ist, daß es den Stich nicht halte, es gehet aber niemahlen anders, wann man aus Tag Nacht, und aus krum gerad vi officii machen, oder deutlicher zu sagen, etwas defendiren soll, was nicht zu defendiren ist.«

Nachdem er die vom Magistrat vorgebrachten Argumente zu widerlegen versucht hat, fährt er fort: »Nicht besser siehet es um den angezogenen t e s t e m o m n i e x c e p t i o n e m a j o r e m, den Feuer-Handwercks-Raths Verwandten und Zinngießer Goethe aus. Vermuthlich wird die demselben beygelegte Eigenschafft einer Unverwerfflichkeit in dem Raths Glieds axiomate liegen sollen, welches man auf seinem Werth beruhen läßet, und nur so viel dabey anmercket, daß ein Raths-Glied kein doppelter, sondern einfacher Mann seye, mithin dessen Aussage allezeit unzulänglich bleibe, u n u s e n i m t e s t i s n u l l u s t e s t i s, e t m a n i f e s t e s a n c i t u m e s t, u t u n i u s t e s t i s r e s p o n s i o n o n a u d i a t u r, e t i a m s i p r a e c l a r a e c u r i a e h o n o r e p r a e f u l g e a t,[1]) das ist, wann er schon ein Frankfurter Rathsherr ist.« Wem würde bei diesem kecken Einwand nicht die Stelle aus Dichtung und Wahrheit in den Sinn kommen, wo Goethe uns durch das Frankfurter Rathaus, den Römer, geleitet und das Sessionszimmer des Rates beschreibt: »Bis auf eine gewisse Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände so wie die Wölbung weiß, und das ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelsten Wand in der Höhe las man die kurze Inschrift:

Eines Manns Rede
Ist keines Manns Rede:
Man soll sie billig hören Beede.«

[1]) Corpus Juris Cap. 9 de Testibus.

Aber auch der Dekan Rosenhayn geht nicht leer aus: »Des Mansfeldischen General Decani Rosenhayn Attestat aus dem Kirchenbuch würde mehreren Glauben verdienen, wann derselbe es blos bey dem Auszug aus gedachtem Buch gelaßen, und kein Vor- und Nachrede vor sich dazu gemacht hätte, welche die Sache selbst um so mehr verdächtig machen, als der Extract aus dem Kirchen-Buch erst von denen Kindern, und wann dieselbe getaufft worden, anfängt, von welchen gar nicht zu zweifflen, daß sie gebohren und getaufft worden, da hingegen die Verheyrathung des Hanß Georg Göthe, als des Appellati angegebenen Vatters, worauf es doch vornehmlich ankommt, aus keinem Buch genommen, sondern von dem General-Decano aus seinem Kopff darzu gesezt zu seyn scheinet, weilen nicht gebräuchlich, daß andere Lebens-Umstände in dergleichen Bücher getragen werden, wie zum Exempel derjenige ist, daß Hanß Georg Göthe nach seiner Verheyrathung sogleich von dem Grafen auf das Manßfeldische Schloß zum Huff Schmid daselbst angenommen worden, ja wann dieses, und die Copulation in einem beglaubten Kirchen-Buch stünden, würde die rubric

E x t r a c t a u s d e m M a n s f e l d i s c h e n
K i r c h e n - B u c h

gleich vornen, und nicht erst nach der relation über die Copulation gesezet worden seyn.«

Zum Schlusse behauptet der Anwalt der Schuhmacher-Zunft, daß »der Appellat, wenn ihm schon das Lob eines tüchtigen Arbeiters nicht abgesprochen werden kann,dannoch theils wegen der offenbaren bösen Folgen, theils auch um deswegen keinen f a v o r e m verdienet, weilen derselbe nach der beglaubten Anlag Sub Nr. 14 bey der Einschreibung sich freywillig schrifftlich anheischig gemacht, in das Handwerk zu heyrathen, nunmehro aber dem ganz sicheren Vernehmen nach eine andere Person zu ehelichen gesonnen seyn soll, welches A p p e l l a n t e s bei dem Unterrichter nicht einmahl anführen mögen, damit es nicht den Schein gewinne, als ob es Ihnen mehr um Unterbringung einer Tochter, als um die Handhabung der Geseze zu thun seye.«

Am 9. September 1752 wies der Reichshofrat im Namen des Kaisers die Beschwerde der Schuhmacherzunft als unbegründet ab. »Als dieser Spruch dem Handwerk verkündigt wurde, wäre beinahe ein Aufruhr entstanden: eine Anzahl von Meistern that sich zusammen und drohte laut, man werde dem Goethe das Leder in Stücke schneiden. Erst als diese Meister in Haft genommen worden waren, hörte der Widerstand auf. Nun erst (Januar 1753) wurde Christoph Justus Göthe als Bürger und Meister aufgenommen «[1])

[1]) G. L. K r i e g k, Die Brüder Senckenberg. S. 333.

Das Rats-Diplom für Johann Caspar Goethe.

(Nach einer beim Nobilitierungs-Akte Johann Wolfgang Goethes im Adels-Archive des k. k. Ministeriums des Innern in Wien erliegenden Abschrift.)

Kayserlicher Raths Titul

für Johann Caspar Goethe J: U: D:
Frankkfurth den 16ten May 1792
Strauß

Wir Carl der VIIte (totus titulus) Bekennen offentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, wie wohl Wir aus Römisch-Kayserlicher Höhe und Würdigkeit, darein der allmächtige Gott Uns gesetzet hat, auch angebohrner Güte und Mildigkeit allezeit geneigt seynd, aller und jeder Unserer und des heyl: Reichs, auch Unserer Erb-Königreich, Fürstenthumen, und Landen Unterthanen und getreuen Ehr, Nutz, aufnehmen, und Bestes zu betrachten, und zu befördern: So seynd Wir doch billig mehr gewogen, diejenige, welche Uns, dem Heyl: Reich, und Unserem Chur Haus vor anderen mit getreuer Dienstbarkeit anhängig seynd, mit sonderbaren Kay: Gnaden zu bedencken.

Wann Wir nun gnädiglich angesehen wahrgenommen und betrachtet die Ehrbarkeit, Redlichkeit, gute Sitten, Vernunfft, Fähig - und Geschicklichkeit, Wormit vor Unserer Kay: May: Unser und des Reichs lieber getreuer Johann Caspar Goethe angerühmet, und dabey allergehorsamist vorgebracht worden, was gestalten Er durch den auf verschiedenen Teutschen Academien in denen Studiis gelegten Grund, und deren völligen Vollendung sowohl als nachhero bey Unsern und des Reichs Cammer-Gericht zu Wetzlar, dem Reichstag zu Regenspurg, und Reichs-Hof-Rath viele Jahre hindurch verlehrnete Reichs Praxeos, soffort auf Reisen geschöpfte Einsicht verschiedener vornehmen Staaten Sitten und Gebräuche, die erforderliche Eigenschafften und Erfahrenheit Uns und dem gemeinen Weesen nützlich- und erspriesliche Dienste leisten zu können löblich erreichet und überkommen habe, auch davon werckthätige Proben abzulegen und bis in seine Grube damit gegen Uns und das wehrte Vatterland fortzufahren des allerunterthänigsten Erbiethens ist, wie Er dann wohl thun kann mag und soll,

So haben Wir demnach aus jetztbemeldten und anderen Uns bewegenden Ursachen obernannten Johann Caspar Goethe auf sein unterthänigste Bitte, die Gnad gethan und ihn zu Unsern würckl: Kayserl. Rath gnädiglich gewürdiget an- und aufgenommen, Thun auch solches mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen hiermit in Krafft dieses Briefs, und meinen, setzen, und wollen, daß mehrberührter Johann Caspar Goethe nun und hinfüro Unser würkl: Kayserl: Rath seyn, sich also nennen und schreiben, auch von männiglich dafür erkennet, geehret und gehalten werden, auch sonsten allen Vorgang, Ehr, Würde, Vortheil, Recht und Gerechtigkeit, wie andere Unsere Kayserl: Räthe haben, sich derselben freuen, gebrauchen. und genießen solle und möge, von allermänniglich ohnverhindt. Doch solle Er Unsere geheime, wo und wie die von Uns oder sonsten denen Unserigen, an ihn gelangen werden, nicht allein bis in seine Grube verschwingen, sondern auch nach seinem besten Wissen und Vermögen, Unser und des Vatterlends Beste und Frommen beförderen, Schaden warnen, und durch sich selbsten oder andere, was darzu gereichen kann, fleissig berichten, auch zu Beobachtung Unsers Kayserlichen Ansehens jederzeit dahin bedacht seyn, sich ehrbarlich, nach Teutscher Redlichkeit zu halten, und keinen in Königlichen oder deren Churfürsten und Ständen des Reichs Diensten stehenden Räthen gleiches Stands weichen, und sonst alles anders thun und leisten, was einem getreuen Rath gegen seinen Kayser, Oberhaupt und Herrn zu thun gebühret, und wohl eignet, immassen dann wie gemelt, Unser Kays: gnädigstes Vertrauen in sein des Johann Caspar Goethe Persohn ohne dem gestellet ist, getreulich und ohne Gefährde.

Mit Urkund dieses Briefs besiegelt mit p.
Frankfurth den 16. May 1742.

Goethes Quellen und seine Darstellung der Krönung Josefs II.

Von Dr. Siegfried Sieber (Aue in Sachsen.)

Goethes Schilderung von der Krönung Josefs II. ist in erster Linie Darstellung, nicht Quelle. Das wird uns sofort deutlich, wenn wir uns erinnern, daß Dichtung und Wahrheit nach längeren Vorarbeiten erst seit 1811 niedergeschrieben wurde. Nach den Feststellungen von Karl Alt[1]), der sich auch mit Goethes Krönungsbeschreibung eingehender beschäftigt hat, ist der Abschnitt über die Krönungsfeierlichkeiten im April und Mai 1811 verfaßt worden, also bald 50 Jahre nach den Ereignissen. Es ist von vornherein klar, daß Goethe eine so umfassende und bis ins einzelne gehende Darstellung nur auf gründliches Quellenstudium basieren konnte. Wie überhaupt in

[1]) Karl Alt, Stud. z. Entstehungsgesch. v. Gs. D. u. W. Münch. 1878. S. 66.

Dichtung und Wahrheit »strenge Bücherarbeit steckt«.[1]) Wir treffen hier also auf den Historiker Goethe, dessen Bedeutung ja durch die Farbenlehre, die Biographie Winckelmanns, oder die Schilderung seiner Vaterstadt und des Reichskammergerichtes gekennzeichnet wird. Von unserm besondern Standpunkt aus dürfen wir aber auch des Folkloristen Goethe gedenken, der mit seinen Bildern vom römischen Karneval »Beachtenswertes in der Geschichte objektiver Völkerbeschreibung«[2]) geleistet hat, und der so gern die Volksbelustigungen darstellt.

Die Quellen, aus denen Goethe schöpfte, sind zum größten Teile schon von Alt[3]) geprüft worden. Namentlich hat er die Abhängigkeit Goethes vom Sergerschen Krönungsdiarium[4]) bemerkt und hauptsächlich für die Schilderung des Einzuges des Herrschers oft wörtliche Übereinstimmung nachgewiesen. Dafür, daß Goethe das »Ehrengedächtnis«[5]) benutzt hat, ist anzuführen, daß dort die kurpfälzische Illumination erwähnt ist und ebenso die »Waldrappen«[6]) vorkommen. Lersner[7]) und Kirchner[8]) haben vermutlich den allgemeinen historischen Zusammenhang und den Hintergrund geliefert, wenn auch ihre unmittelbare Einwirkung nicht speziell für unsere Stellen nachzuweisen ist. Letztere beiden Bücher befanden sich unter den zur Abfassungszeit für Goethe aus der Weimarer Bibliothek entliehenen Werken[9]). Ebenso verhält es sich mit Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, den Goethe auch sonst benutzt hat und wo I S. 35 die Szene zwischen Plotho und dem Notar Aprill zu finden ist. Die rührende Begegnung zwischen Kaiser Franz und dem Landgrafen von Hessen stammt vielleicht aus dem (mir nicht zugänglichen) »Ehrengedächtnis des Landgrafen Ludwig IX.« (gleichfalls der Weimarer Bibliothek entlehnt). Aus Johann Friedrich Seyfarts Buch »Geschichte Kaiser Franz I. Nürnberg 1766« sind wahrscheinlich einzelne von Alt angeführte Stellen benutzt worden. Weiter hat Goethe sicherlich die Diarien von der Krönung Karls VII. und Franz I. gekannt, aus letzterem stammen namentlich die Bemerkungen über Maria Theresia[10]) und die Überbringung des Krönungsdekrets durch den Landgrafen von Hessen.[11]) Eben daher leitet sich seine Kenntnis von dem Ochsenschädel, den die Weinschröter in ihrem Schrothaus aufgehängt hatten[1]). Auf das Diarium von Karls VII. Krönung geht vermutlich die Erwähnung der sechs isabellfarbigen Pferde zurück, die dort eine große Rolle spielen. Eine besonders wichtige Quelle für Goethe war die Skizze, die sein Großoheim Johann Michael v. Loen in seinen »Kleinen Schriften«[2]) von der Krönung Karls VII. entworfen hat. Die Verrichtung der Erbämter fand er bei Loen so lebhaft gezeichnet, daß er sich lieber daran hielt, als an die langweiligen und breiten Aufzählungen der Diarien. Von dem preisgegebenen Haber (Goethe schrieb ursprünglich Haber wie Loen, änderte das später in Haferhaufen[3])) heißt es bei Loen[4]), »einige faßten ihn in Säcke. worinnen andre Löcher schnitten« Vgl. Goethe W A 26, 325), oder vom Verteilen des Geldes »man sah um den Erbschatzmeister herum nichts als Hände und Gesichter. Je mehr die Münzen durch die Luft flogen, desto mehr regte sich der dicht zusammen gepreßte Hauffe[5]).« Vgl. Goethe: Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden.« Bei Loen ist ferner das Abbrechen der Ochsenküche sowie andere Vorgänge ähnlich wie bei Goethe geschildert. Besonders beweiskräftig ist aber eine Stelle, nach deren Herkunft schon Alt vergeblich gesucht hat: Das Ausheben des Pflasters unterm Tor für die Einfahrt des kaiserlichen Wagens. Bei Loen[6]) gilt es der Staatskutsche des Kurfürsten von Köln: »Ihr Gebäude ist eigentlich nicht größer, als andere Kutschen auch, allein die geschnitzten Zirrathen, die man oben auf der Decke angebracht hat, haben sie dermaßen erhöht, daß man . . . ein Thor in dieser Stadt hat tiefer graben und das Pflaster aufnehmen müssen.« Diese Stelle verwendet Goethe, benutzt aber zur weiteren Illustrierung (Spiegelglas, Krone, Adler, Genien usw. am Wagen des Kaisers) Angaben des Diariums, woher auch die Bemerkung über die Kramladendächer stammt. Man sieht also schon hier, wie eigenartig Goethe verschiedene Quellennotizen ineinander gearbeitet hat. Wahrscheinlich hat er noch mehr von Loen entnommen als bloße Schilderung der Vorgänge. Loen hat einmal während der Festzeit Hausarrest«,[7]) allerdings wegen eines Schnupfens. Da kommen Freunde und erzählen ihm, was sich inzwischen zu-

[1]) G. Roethe, D. u. W.; Ber. d. Fr. deutsch. Hochstiftes. N. F. 17. 1901. S. 8.

[2]) Kurt Jahn, Goethes D. u. W.; Halle 1908. S. 53.

[3]) Alt, 31.

[4]) Diarium d. Wahl u. Krönung Josefs II. Mainz 1769/71. F. E. Serger.

[5]) Ehrengedächtnis von der Wahl u. Kr. J. II. Augsburg 1768.

[6]) Weimarer Ausgabe 26, 299.

[7]) A. A. v. Lersner, Chronik d. Fr. Reichsst. Frankf. 1734.

[8]) A. Kirchner, Gesch. v. Frankf. a. M. 2. Teil 1810.

[9]) Alt, Tabelle.

[10]) Krönungsdiarium Franz I. I. T. 271.

[11]) II. T. 61.

[1]) II. T. 64.

[2]) II. Bd. 3. Aufl. Frankfurt 1756.

[3]) W. A. 26, 375.

[4]) II, 220

[5]) II, 224.

[6]) II, 174 u. 183.

[7]) II, 201.

getragen hat. Genau so hat Goethe Hausarrest nach Entdeckung von Gretchens Gesellen, und das gibt den Anlaß, das inzwischen Vorfallende in wenige Worte zusammenzufassen. Auch wird Loen von einem Befehlshaber der sächsischen Schweizergarde in den abgesperrten Raum durchgelassen, ähnlich wie der wißbegierige Knabe einen pfälzischen Hausoffizianten bewegt, ihm nach dem Römersaal Zutritt zu gewähren. Schließlich erzählt Loen viel und mit Vorliebe von dem preußischen Gesandten und hebt dessen schlichtes Auftreten im Gegensatz zu dem der andern Botschafter hervor, genau so wie wir bei Goethe öfters vom Baron Plotho hören.

Auffällig ist mitten in der Erzählung die Erwähnung Lavaters. Er ist allerdings um die Krönungszeit durch Frankfurt gereist [1]), Goethe hat offenbar nach näheren Angaben geforscht über den ihm bekannten Zusammenhang zwischen dem Einzug des Mainzer Erzbischofs und dem des Antichrist in dem Epos »Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn,« (1780. 19 Gesang) und zu diesem Zwecke in der Weimarer Bibliothek [2]) Geßners Leben Lavaters entliehen.

Mündliche Berichte von den letzten Krönungen, etwa durch Senator Willemer, der 1790 bei der Krönung beteiligt war, und Frau Aja, sind nicht notwendig anzunehmen, ergeben sich aber als anregend von selbst. Frau Rat, [3]) die 5 Krönungen mit angesehen hatte, erzählte ja gern davon und besaß nicht nur in Bettinen [4]), sondern ebenso im Erbprinzen von Mecklenburg und seinen Schwestern eifrige Zuhörer.

Für die eigene Erinnerung Goethes bleibt dann wenig Gelegenheit zur Betätigung. Abgesehen von allgemeinen Zügen und darstellerischen Umbildungen und Verzierungen sind nur folgende Erwähnungen bis jetzt nicht nachweisbar aus Quellen:

1. Die Schilderungen aus Persönlichkeiten der Wahlbotschafter, des Kurfürsten Emmerich Joseph und des Grafen Pappenheim, der schön, schlankgebildet und mit gestrählten fliegenden Haaren« auftritt.

2. Einzelheiten vom Aussehen des Kaisers und des jungen Königs beim Krönungszug.

3. Die Erzählungen von Plotho, namentlich die Szene, wo er seinen ungeschickten Vordermann auslacht, sowie die Illumination des Saalhofs.

4. Die Behauptung, daß die Gesandten moderne Beinkleider, weißseidene Strümpfe und modische Schuhe trugen zu ihrem spanischen Habit und den großen Hüten.

[1]) Georg Geßner, Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung Winterthur 1802/3. I, 274.

[2]) Alt, Tabelle.

[3]) K. Heinemann, Goethes Mutter, 10.

[4]) Oehlke, Bettina v. Arnims Briefromane. 1905. 176.

Für alles übrige hatte Goethe seine Vorlagen. Aber auch die hier erwähnten Einzelheiten sind fast alle derart, daß er sie kaum seinem Gedächtnis entnommen haben wird.

Andererseits sind ihm gegenüber den Angaben in seinen Quellen eine Reihe Fehler und Versehen nachzuweisen; die Tischordnung der Kurfürsten gibt er nicht richtig an, als Träger des Baldachins nennt er 12 Schöffen statt 10, die Nürnberger Insignien wurden in einem offenen Wagen gebracht, [1]) wobei die Krondeputierten nicht »in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz saßen«, sondern nebenher gingen, und der Krönungstag verlief durchaus nicht so harmlos wie Goethe es darstellt, vielmehr schoß das Militär auf die Menge und tötete ein 18jähriges Mädchen. [2]) Der Erbschenk ist nicht zum Weinbrunnen geritten, um dort zu schöpfen, sondern holte den gefüllten Becher von einem Tisch, [3]) und das Auswerfen von Broten [4]) erwähnt Goethe überhaupt nicht. Dagegen hat er die Nachricht vom »banenweisen« Zusammenwickeln und Verteilen des Brückentuches, (nur Kriegk [5]) hat es noch, offenbar aber erst von Goethe), in Wirklichkeit wurden Tuch und Brücke genau wie zu anderen Zeiten sogleich zerstückelt und preisgemacht. [6])

Besonders merkwürdig ist seine Entschuldigung, er wüßte nicht, ob Metzger oder Schröter den Ochsen erbeutet hätten. Im Diarium steht das ganz genau, mitten unter Angaben, die Goethe benutzt hat. Vermutlich liegt eine absichtliche Auslassung vor: Goethe stellt sich, als habe er eine Kleinigkeit vergessen, um das Ganze desto mehr als Produkt seines Gedächtnisses erscheinen zu lassen. Er wollte die Spuren seines Quellenstudiums verwischen. Auf ähnliche kleine Feinheiten in der Darstellung hat schon Alt [7]) hingewiesen.

In jeder Hinsicht müssen wir das kunstvolle Gewebe bewundern, wo Selbsterlebtes mit den Extrakten aus den verschiedensten Vorlagen in einer Weise vereinigt erscheint, die uns gar nicht zu Bewußtsein kommen läßt, wie heterogen die Bestandteile vielfach sind. Gerade der novellistische Einschlag, der durch die Gretchenszenen in die Krönungsbeschreibung kommt, worin »das Auf und Ab der zer-

[1]) Serger III, 62 u. 79.

[2]) Historisches Archiv Frankfurt. Handschriften aus Kriegks Nachlaß, Tom. XI, 369 u. A. v. Arneth, Maria Theresia, VII. Bd. 1876, S. 86.

[3]) Sieber, Volksbelustigungen bei deutschen Kaiserkrönungen. Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge, Bd. IX. S. 79.)

[4]) Ebenda S. 89.

[5]) G. L. Kriegk, Die Deutsche Kaiserkrönung. Z. f. d. Kulturgesch. 1872. S. 138.

[6]) Serger III, 139.

[7]) Alt, 34.

streuten Interessen den höchsten künstlerischen Eindruck«[1]) erzeugt, verhindert allerdings eine Entfaltung rein historischer Darstellungskunst. Das Memoirenhafte, wie es auch im historisch gemeinten Literaturkapitel von Dichtung und Wahrheit nicht unterdrückt ist, wird ja durch die innige Verflechtung mit persönlichen Erlebnissen des Knaben energisch betont, aber beidemal einzig der Eigenart des ganzen Werkes zuliebe. In Wirklichkeit sind beide Darstellungen unmittelbar aus Quellen geschöpft.

Kann man also die Krönungsschilderung nicht als rein historisches Gebilde ansprechen, so ist in Einzelheiten immerhin eine beachtenswerte Kunst der geschichtlichen Erzählung zu finden, so in der meisterhaften Skizzierung des Hintergrundes, wo durch flüchtigen Hinweis auf Friedrich den Großen, Maria Theresia, den Hubertusburger Frieden und das künftige Regiment Josefs II., durch Rückdeutung auf die letzten beiden Krönungen und Charakterisierung des politischen Elends im alten durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschütteten Deutschen Reich mit den einfachsten Mitteln die wichtigsten allgemeinen Beziehungen gegeben werden. Hinsichtlich des Aufbaus ist vor allem die sorgfältige Vorbereitung bemerkenswert. Bereits im ersten Buch weist Goethe mehrfach auf die große Nationalfeier hin und setzt im fünften wiederholt an, ehe er zu der wundervoll gesteigerten Erzählung kommt, die er dann mit dem Krönungstage jäh abschneidet. Die Feierlichkeiten und Funktionen gleichen in seiner Darstellung wirklich einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben herunter gelassen wird, indessen die Schauspieler fortspielen, d. h. mit sorgfältig gewählten Kunstmitteln weiß er Spannung zu erzielen und vermeidet dabei allzu breite, gleichmäßige Ausführlichkeit. Erreger der Spannung sind namentlich die verschiedenen Einschiebsel der Gretchenepisode, die Reminiszenzen an frühere Krönungen oder das Eingehen auf Lavater, womit zugleich eine bessere Vorstellung von der Dauer der Krönungszeit hervorgerufen wird. Die verschiedenen Schauplätze werden durch kleine Kunstgriffe gleichzeitig zugänglich: Bald läuft der Erzähler vom Fensterplatz in den Römersaal und umgekehrt, bald legt er den Bericht der Vorgänge anderen Leuten in den Mund. Schließlich sei noch auf die feine Vertiefung und Verlebendigung der Quellenangaben (wieviel anschaulicher ist die Schilderung bei Goethe gegenüber der des Augenzeugen Loen!) sowie deren unauftrennbare Verflechtung aufmerksam gemacht.

Zwei Bilder zur Krönung Josefs II. 1764.

Dank dem gütigen Entgegenkommen des Kommandos der Ersten Arcièrenleibgarde Seiner Majestät des Kaisers und Königs können wir unserer heutigen Nummer zwei interessante zeitgenössische bildliche Darstellungen der vor hundertfünfzig Jahren erfolgten Krönung des unvergeßlichen Volkskaisers als besondere Beilage mit auf den Weg geben. Sie sind mit Genehmigung des Verfassers dem kürzlich erschienenen prächtigen Jubiläumswerke: »Die Erste Arcièrenleibgarde Seiner Majestät des Kaisers und Königs Ein Rückblick auf ihre hundertfünfzigjährige Geschichte von Garde und Major Emil Paskovits« (Wien, Friedrich Jasper, 1914) entnommen. Die Originale befinden sich in einer Serie von sechs großen Ölbildern im sogenannten Stöckelgebäude in Schönbrunn. Bei dieser Krönung, die einen so gewaltigen Eindruck auf den fünfzehnjährigen Knaben Wolfgang Goethe gemacht hat und ein halbes Jahrhundert später von ihm in »Dichtung und Wahrheit« auf Grund eines sorgfältigen Quellenstudiums ausführlich geschildert worden ist, hat er zum ersten Male zwei Generationen des Hauses Habsburg-Lothringen gesehen, dem er bis zu seinem Tode treue Verehrung bewahrt hat.

Wie Goethe-Anekdoten zustandekommen.

»Am 15. Oct. 1826 fuhr ich mit dem damals sogenannten Eilwagen aus meiner Vaterstadt Baireuth, wohl versehen mit Empfehlungsschreiben nach der Universität Jena, um daselbst meine Studien zu beginnen.

Die Universität Jena hatte mir mein Vater gewählt, weil daselbst ein naher Verwandter und sein Freund, der geh. Rath und Präsident des Schöffenstuhles in Jena Ernst Schmid als Profeßor lebte und mich daselbst ein in jeder Beziehung vortheilhafter und angenehmer Aufenthalt erwartete.

Unsere Erwartungen täuschten uns auch nicht, da ich im Schmidschen Hause nicht nur wie zu Hause gut aufgehoben war, sondern auch durch die Verwandtschaft mit Schmid, damals der Staatschmid bei den Studenten genannt, weil er seit Jahren allgemeines Staatsrecht tradirte, eine zuvorkommende freundliche Aufnahme fand.

Mir jedoch war eine andere Empfehlung beinahe mehr werth weil ich durch sie hoffte mit Göthe, der in meinem älterlichen Hause wie ein halber Gott verehrt wurde, auf irgend eine Weise in Berührung zu kommen, ihn wenigstens sehen zu können.

[1]) Roethe, 19.

Es lebte damals in Baireuth ein altes Fräulein, Henriette von Knebel, die viel in meinem älterlichen Hause verkehrte und die eine nahe Verwandte des Majors Knebels des bekannten Freundes von Göthe war. Knebel lebte seine letzten Jahre in Jena, wo er auch starb, und es war also keine schwere Sache Göthe bei einen Besuche, den er Knebel machte, zu sehen.

So dachte ich, allein es hatte denn doch einen großen Haken, denn Göthe war zu jener Zeit schon schwer zugänglich. Ich gab aber getrost meine Empfehlung von Fräulein Henriette an Knebel ab. Knebel war freundlich mit mir, nannte mich Landsmann und duzte mich. Den mir so wichtigen Empfehlungsbrief aber nahm er in die Hand, sah ihn an und steckte ihn in die Westentasche mit den Worten »ich weiß schon was darinn stehen mag. Die alte Henriette ist eine gute Person. Er frug nach meinem Vater, den er persönlich kannte und sprach gewiß eine Stunde lang mit mir.

Ich studirte indeßen die philosophischen Vorbereitungswißenschaften Logik, Physik u. dgl. bei Fries, war fleißig, aber von einer Folge der Empfehlung der »guten Henriette« war nichts zu spüren. Endlich nach langen 4 Monathen als ich mich schon darein ergeben hatte, die Empfehlung der »guten Henriette« sey unberücksichtigt geblieben, schickte der alte Knebel wie er gewöhnlich genannt wurde, den Erzieher seines Sohnes Theophil Baier zu mir, mich zum Speisen einzuladen.

Ich war freudig überrascht und fand mich natürlich zur Zeit ein. Die Frau Majorin empfieng mich zuckersüß in einer fantastischen Toilette mit einem roth und blauen Turban auf dem Kopfe. Bekanntlich war sie das Original zu Philinchen. Sie entschuldigte sich 1000 mal »daß sie es sich nicht schon früher von mir ausgebeten habe aber so ist der Alte, er ließ den Brief Brief sein, und ich fand ihn erst bei der Wäsche in seiner Westentasche. Das Eßen war gut, der Wein ebenfalls, aber dem alten Knebel war alles schlecht, er wollte gar den guten Rehbraten dem Hunde geben: »Die Alte kann nichts« sagte er.

Sie aber replicirte: Der Kritikus verstehts nicht beßer, das ist so immer seine schöne Art. Knebel selbst war freundlich, ließ sich von mir aus einer Zeitschrift etwas vorlesen, ich glaube es war das Morgenblatt von Menzel, und da ihm mein Vorlesen gefiel, so lud er mich ein, öfter zu kommen, und ich versäumte auch nicht dies wöchentlich dreimal zu thun. Göthe ließ sich ein ganzes Jahr nicht bei Knebel sehen. Auch nicht in Weimar selbst hatte ich das Glück und ich konnte meinem Vater nicht sagen als ich auf den Ferien zu Hause war, daß ich unsern Abgott gesehen.

Doch bereitete sich damals in Baireuth die Freude vor den großen Mann zu sehen und dazu half »die gute Henriette«. Als ich abreiste, gab sie mir eine Antike, einen Stier von Bronce, den ich dem alten Knebel bringen sollte. Am Tag meiner Ankunft in Jena packte ich meinen Stier auf und eilte zu Knebel. Als ich das Haus betrat, lief mir Philinchen entgegen und rief »er ist da, Sie werden ihn sehen; das trifft sich glücklich! Ich gab ihr die Sendung von Henriette, da war sie außer sich vor Freude. Sie werden ihn jetzt sicher sehen und sprechen das ist etwas für ihn. Sie eilte in den Salon und ich hörte sie rufen: Exc: ein Freund unseres Hauses bringt von Cousine Henriette eine Antike für den Alten da. Nur herein Landsmann, rief Knebel, nur her damit.

Schüchtern mit klopfendem Herzen trat ich ein: aber beschreiben kann ich den Eindruck nicht, den die Augen Göthes oder eigentlich ihr Anschauen auf mich machten, ich fühlte so recht, wie ich nichts war, dem Mann gegenüber und doch konnte ich ihn mit Vertrauen anblicken.

Knebel stellte mich vor. Das ist mein lieber Landsman, und mein Vorleser, er liest gut. Freut mich, sagte Göthe, und ich kramte meine Sendung aus. Ich richtete Knebel Grüße von meinem Vater aus, mit der Versicherung »der Stier ist ächt. »Der ist ein bekannter Kunst und Alterthumskenner apostrophirte Knebel. Das weiß ich, sagte Göthe. Höre Alter, du mußt mir den Stier mitgeben, ich habe eine Idee, die muß ich weiter verfolgen! das ist Jupiter, der die Europa entführt, ich sehe wo sie geseßen. Es war bei Göthe so, daß er ohne Nachdenken plötzlich durch bloses Anschauen auf manches kam, was andre, oft auch sehr begabte Männer mit vielem Nachdenken nicht eruirten. Doch war es auch bekannt, daß er wenn er irgend einen Kunstgegenstand aus Freundeshand zum Anschauen bekam, schwer zum Zurückgeben zu bewegen war. Dies mochte Knebl augenblicklich durch den Kopf gefahren sein, denn er raufte sich entsetzt seine langen Haare und rief: Wehe! wehe! Apollo der Hirt hat mir meinen Ochsen gestohlen! worauf ein allgemeines Gelächter folgte: Es waren noch einge Herrn aus Weimar da, auch Zelter und Langerman aus Berlin. Alter, sagte Göthe, du bekommst ihn wieder, dem Freunde die Hand reichend.

Die Zeit verlief so unter Scherzen und geistreichem frohen Gespräche. Nach cirka einer Stunde stand Göthe auf mit den Worten: Ade, ade, es ist spät ich fahre mit dem Ochsen ab. Alle empfahlen sich und ich blieb in Verlegenheit stehen und getraute mich nicht den Mann anzureden. Knebel, der das bemerkte, sagte nun: Landsmann empfehle dich bei deinem Herrgott! Ich weiß nicht, wie es kam, ich trat auf Göthe zu und wußte nicht, was ich vor-

bringen sollte. Da erinnerte mich mein guter Genius an Götz von Berlichingen und ich sagte: Ich kann nur wie Göthe den Bruder Martin im Götz sagen läßt auch sagen: Es ist doch eine Wonne einen großen Mann zu sehen! Gut mein Junge, sagte Göthe, indem er mir lächelnd die Hand reichte, sollst auch ein Andenken haben. Er hatte vorher einige Büsten von sich, die ihm von Loos in Berlin zugeschickt waren, gezeigt. nahm eine aus dem Etui, gab sie mir mit den Worten »Zum Andenken an Apollo den Hirten, der den Ochsen gestohlen! Mit diesen Worten trat er rasch zur Thür hinaus. Das war das einzige Mal, daß ich den großen Mann sprach und überhaupt sah. Bald darauf starb in Rom sein Sohn und er ward dadurch so erschüttert, daß er sich selten vor Jemand mehr sehen ließ und sich von aller Welt zurückzog. Ich bezog bald die Universitat Berlin, sah dort auch große Männer als Humbold Rauch Schinkel u. a. mehr und ward von ihnen mit Ansprachen geehrt, doch muß ich gestehen, daß keiner von ihnen den Eindruck auf mich machte wie Göthe, der jugentliche Greis.«

Diese Aufzeichnung, in der auf den ersten Blick kaum ein Zug den Verdacht des Goethe-Kenners erweckt, fand sich — nicht unterschrieben und nicht datiert — im Nachlasse eines Mannes, der das, was er hier mit so lebendiger Anschaulichkeit erzählt, ganz gut erlebt haben konnte: Christian Heinrich Wucherer war am 5. Oktober 1807 in Bayreuth als Sohn des dortigen königl. bayerischen Regierungskanzleidirektors und Rates beim K. bayerischen Pupillen-Kollegium geboren und wurde tatsächlich am 18. Oktober 1828 (nicht 1826) an der Universität Jena als Theologe immatrikuliert. Sein Name kommt, wie Herr L. L. Mackall festzustellen die Güte hatte, in den Studentenverzeichnissen vom Winter-Semester 1828/29 bis zum Sommer-Semester 1830 vor, aber nicht später. Nach seinem Abgange von der Universität lebte er 6 Jahre als Erzieher in Böhmen, wandte sich dann der im Aufschwung begriffenen Rübenzucker-Fabrikation zu, in der er — vorübergehend sogar in leitenden Stellungen — bis zum Jahre 1871 tätig war, und starb am 13. Februar 1899.

Herrn Leonard L. Mackalls gründlicher Goethe-Kenntnis ist es jedoch gelungen, nachzuweisen, daß der Erzählung zwar ein wahrer Kern zugrunde liegt, daß sich die Sache aber unmöglich so zugetragen haben kann, wie sie Wucherer erzählt:

Goethe hat tatsächlich einen antiken Bronzestier, den Knebel von seiner Bayreuther Nichte Henriette erhalten hatte, an sich gebracht in einer Weise, mit der Knebel nicht ganz einverstanden war. Aber das war im Jahre 1810 geschehen, zu einer Zeit, als Wucherer noch nicht drei Jahre alt war. Am 15. Mai 1810 schreibt nämlich Knebel[1] an seine Schwester Henriette, Erzieherin und später Hofdame der Weimarschen Prinzessin Karoline: »Henriette (die Tochter seines verstorbenen Bruders) hat mir durch Langermann den bronzenen Stier geschickt, den ich ehemals bei unserem Bruder schon bewunderte. Er ist vortrefflich. Goethe hat ihn sich eben ausbitten lassen, um ihn näher zu besichtigen. Ob er gleich ein Präsent sein soll, so will ich doch suchen, ihn zu Geld zu machen, um der guten Henriette etwas zu schicken.« Vorher heißt es im selben Briefe: »Goethe wird morgen in aller Früh abreisen, und diesen Abend nebst Seebeck und Langermann noch bei mir zubringen.« Drei Tage später, am 18. Mai 1810,[2] bricht er in die Klage aus: »Der schöne Stier ist fort. Goethe hat ihn mit sich genommen nach dem Karlsbad. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich ganz damit zufrieden wäre, doch mit Freunden seiner Art muß man nicht rechnen. Er ließ ihn von mir abholen und schickte mir ihn nicht wieder zurück. Nach seiner Abreise erhielt ich beiliegendes Billet von ihm.[3]) Nun muß ich zwar sagen, daß ich selbst den Stier nicht ganz antik glaube und nicht von der vollendetsten Arbeit, aber das Ganze war doch geistig gedacht, und vermuthlich nach einem größern Original. Ich nahm mir sogleich vor, als ich den Stier erhielt, ihn zu verkaufen, und das Lösegeld dafür unsrer Niece als meinen Beitrag zu ihrer Karlsbader Reise zu schicken. Ich sagte deshalb an Goethe, ich glaubte, unser Bruder habe ihn für 12 Dukaten erstanden. Er taxierte ihn etwas leichter, doch sagte er mir nicht, daß er ihn kaufen wolle. Nun muß ich damit zufrieden sein, und unsre Niece mag es auch sein . . .«

Einen Monat später, am 12. Juni 1810, schreibt Goethe aus Karlsbad an Knebel: »Über den ehernen Stier, den ich dir verdanke, habe ich mir eine eigene Hypothese ausgebildet. Ich halte nämlich dafür, daß es Jupiter in dieser Gestalt sey, der Europen trägt, oder vielmehr trug, da leider diese Schönheit verloren gegangen ist. Das Majestätische und Pferdehafte klärt sich dadurch am besten auf; zu den äußeren Kennzeichen scheint mir eine auf dem Rücken befindliche, nunmehr aber zugelöthete Öffnung zu gehören.«

[1]) Aus Karl Ludwig v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena 1858. S. 446.

[2]) Ebenda S. 447.

[3]) Briefe, 21. Bd., S. 303, Nr. 6000: »Mit tausend Danck für alles erzeigte Gute sende Ich dir 20 rh. Sächs. für den Halbgott, du wirst hoffe ich im Nahmen deiner Committenten damit zufrieden seyn. Ich will das Werck weder rühmen noch herab setzen, es kostet mich aber noch 10 rh. bis ich es wieder auf die Beine bringe und dann ist es just der rechte Preis. Lebe recht wohl! Gedencke mein. Von Carlsbad vernimmst du das Weitere

d. 16. May 1810. G.«

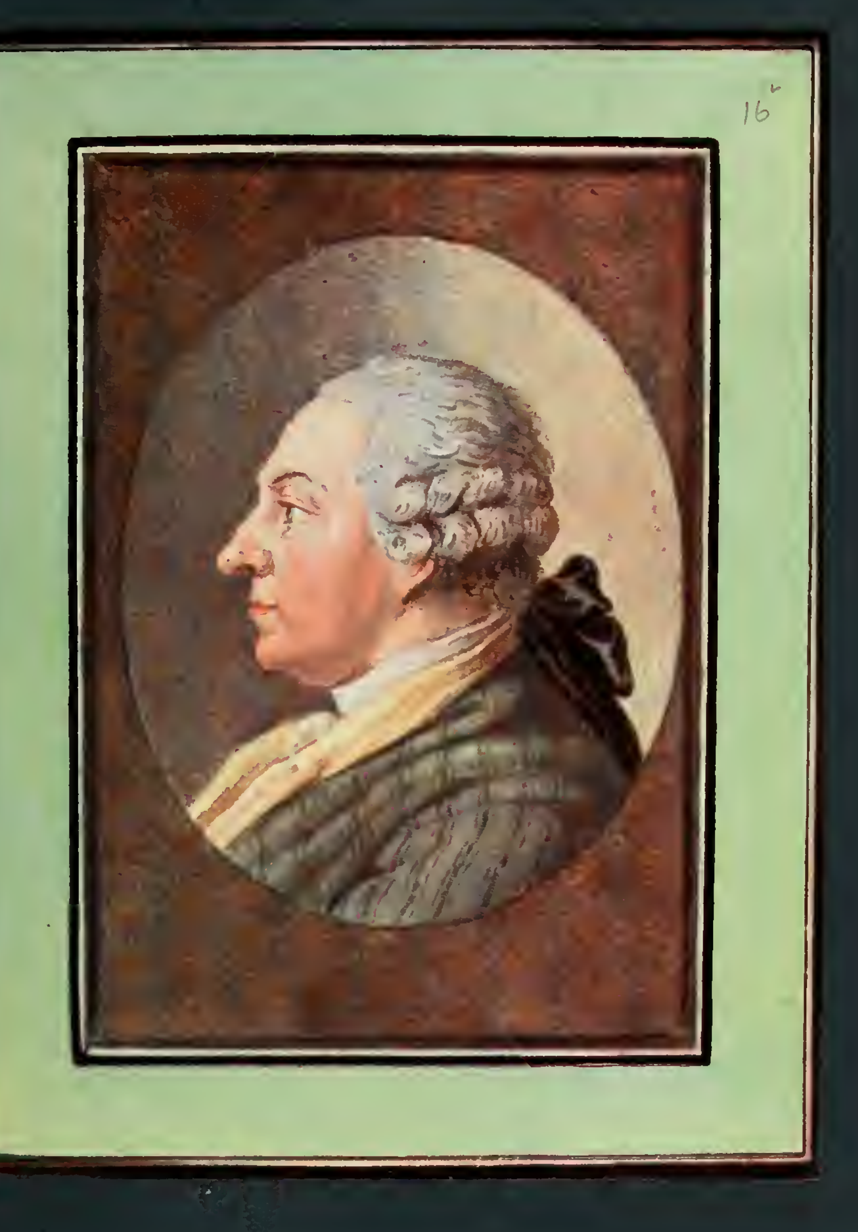
Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler. I., Rothenthurmstraße 25.


goethe's
vater.

goethes Vater.

Frankfurt zeigte gewiß die
Form von diesem gesichte –
aber, wie konntest du, Form,
das genie voll Leben
erzeügen?
Du so gesetzlich gerecht, so genau-
heit liebend, so stadtsteif –
alles, was du thust, das hat das
gepräge der ordnung.
·f

8·X·1793 L.





Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

CHRONIK des WIENER GOETHE-VEREINS.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXVIII. Band. Wien, 10. Juni 1915. Nr. 3—6.

INHALT: Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Jakob Schipper †. — Karl König †. — Erwin und Elmire, Vortrag, gehalten im Wiener-Goethe-Verein am 21. März 1914 von Alexander von Weilen. — Karl Friedrich Zelter und die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von Richard Smekal. — Goethe an Ferdinand Kobell. (Mit einer Beilage in Photolithographie.) — Goethe an Carl August Böttiger. — Goethe über seine Dichtungen.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sind nicht in der glücklichen Lage Goethes, der im Jahre der Völkerschlacht bei Leipzig in seine Tag- und Jahres-Hefte schreiben konnte: »Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.« Obwohl uns Goethes Leben und Schaffen gewiß nicht ein »Entferntes« ist, so werden unsere Mitglieder es begreiflich finden, wenn in einer Zeit, in der »Nord und West und Süd zersplittern«, auch die Tätigkeit des Wiener Goethe-Vereins aus mannigfachen Gründen ein wenig eingeschränkt werden muß, und die vorliegende Nummer der »Chronik« verspätet in ihre Hände gelangt. Auch die diesjährige ordentliche Jahres-Vollversammlung soll erst im Spätherbste abgehalten werden.

Darum wurden im vergangenen Winter auch nur zwei Goethe-Abende veranstaltet: am 28. Jänner 1915 sprach Dr. Otto Brechler, Assistent der k. k. Hofbibliothek, der kurz vorher von der Front beurlaubt worden war, und seither wieder Kriegsdienst leistet, über den Feldzug in den Argonnen 1792, und am 24. Februar 1915 Prof. Dr. Eduard Castle über Goethes Gespräche mit Eckermann.

Seit die letzte Nummer der »Chronik« erschienen ist, hat der Ausschuß zwei seiner ältesten und hervorragendsten Mitglieder durch den Tod verloren. Am 20. Jänner 1915 starb im Alter von 72 Jahren

Jakob Schipper,

k. k. Hofrat, emer. ordentlicher Professor der Universität Wien, wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 1842 zu Friedrich-Augusten-Groden im Großherzogtum Oldenburg geboren, war er nach kurzer Lehrtätigkeit an der Universität in Königsberg 1877 nach Wien berufen worden, wo er bis zu der ihm durch die gesetzlichen Bestimmungen gezogenen Altersgrenze die Lehrkanzel der englischen Philologie, die er mit kaum 30 Hörern angetreten hatte, zu mächtiger Entfaltung brachte. Schippers Bedeutung als Forscher und Lehrer hat unser Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. Alexander v. Weilen in der »Wiener Abendpost« vom 22. Jänner d. J. eingehend gewürdigt.

Kaum ein Jahr nach seiner Berufung nach Wien war Schipper in der ersten Vollversammlung des Wiener Goethe-Vereins vom 5. Mai 1878 in den Ausschuß des Wiener Goethe-Vereins gewählt worden, dem er bis zu seinem Tode, somit 37 Jahre lang, ununterbrochen angehört hat. Bis ihn im letzten Jahrzehnte das vorschreitende Alter zwang, mit seinen Kräften hauszuhalten und sich auf sein engeres Gebiet zurückzuziehen, hat er sich durch Abhaltung von Vorträgen, durch gelegentliche Mitarbeit an der »Chronik« und durch eifrige und sachkundige Teilnahme an den Beratungen des Ausschusses um den Verein hervorragend verdient gemacht.

Am 27. April 1915 starb Architekt

Karl König,

k. k. Hofrat, emer. Professor der technischen Hochschule in Wien.

König, dessen architektonische Bedeutung von seinem Schüler Professor Dr. Max Fabiani in der von der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs am 14. Mai d. J. veranstalteten Gedenkfeier eingehend und großzügig geschildert worden ist, war in gewissem Sinne der Antipode Otto Wagners. Die hervorragendsten seiner Werke, jedem Wiener bekannt und durch ihre monumentale Wirkung den Beschauer gefangennehmend, sind der Ziehrer-Hof in der Augustinerstraße und die Frucht- und Mehlbörse in der Taborstraße. Im Dezember 1892, als die Vorarbeiten für die Errichtung das Goethe-Denkmals greifbarere Gestalt anzunehmen begannen, wurde König als künstlerischer und technischer Beirat in den Ausschuß berufen, dem er bis zu seinem Tode ununterbrochen angehört hat. König hat mit warmem Interesse und offenem Blick jederzeit an der Leitung der Vereinsangelegenheiten teilgenommen.

»Erwin und Elmire.«

Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 21. März 1914 von Alexander v. Weilen.

Kein großes, unsterbliches Werk der höchsten poetischen Kraft oder der Altersweisheit Goethes wollen wir Ihnen heute vorführen; wir wenden uns in die Tage der leichten dichterischen Produktion des Sturms und Drangs, wo ihm alles zum Drama wird, wo er ausruft: »Wenn ich nicht Dramas schriebe, ginge ich zu Grunde.« Da hat er denn auch neben übermütigen Farcen und kecken Improvisationen einer Modegattung seiner Zeit gehuldigt und Singspiele geschrieben, Operetten, wie wir heute sagen würden. So ferne sie unseren bühnenbeherrschenden Spielen stehen, auch sie sind berechnet auf die Vereinigung von Gesang, Musik und etwas Tanz, und die Sympathie des Publikums, wie der Darsteller gehörte ihnen schon im 18. Jahrhundert, wenn auch der Erfolg sich noch nicht in dreistelligen Ziffern wie heutzutage ausdrückte.

Aus England zunächst, dann aus Frankreich war diese leichte Gattung importiert worden. Christian Felix Weiße war der Hauptlieferant der Texte, Johann Adam Hiller der melodienreiche Vertoner geworden. In Leipzig, wie in Frankfurt erfreute sich Goethe daran und einem Freunde, dem Musiker Johann André brachte er seine Gabe dar.

Mit Rousseaus: »Devin du village« war das Urbild des Singspiels gegeben: Zwei Liebende geraten in einen Zwist, ein Dorfwahrsager versöhnt sie wieder. Ein beratender Freund, eine warnende Mutter treten oft hinzu. Schauplatz und Personen sind ländlich, die Form ist — in Deutschland wenigstens — Prosa mit eingelegten Liedern, meist volkstümlichen Charakters, über Terzette und kleinere Chöre geht man selten hinaus.

Diesem Bild entspricht nun jedenfalls schon der ursprüngliche Plan von Goethes »Erwin und Elmire«. Wir haben das uneinige Liebespaar, das durch den Einsiedler, den hier der Liebende selbst spielt, vereint wird, die Mutter Elmires, Olympia, den besuchenden Freund. D n Stoff fand Goethe in einem Lieblingsbuche, das ihm durch Herder vertraut geworden, und dem er noch in späten Lebensjahren einen bedeutsamen Einfluß auf sein poetisches Schaffen selbst zuspricht: es ist der, für Dichtung und Wahrheit ja so maßgebende Vikar of Wakefield von Goldsmith. Dort steht die Romanze von Edwin und Angelina. Sie erzählt ungefähr folgendes: Angelina, die schöne vielumworbene Tochter eines reichen Adeligen, wird vom armen Edwin in stiller, inniger Liebe verehrt. Sie aber spielt grausam mit ihm, bis er sie verläßt, er ist verschollen. Nun lernt sie seine tiefe Empfindung schätzen, sie bereut und begibt sich als Page verkleidet in den Wald, um einsam zu sterben. Dort begegnet ihr ein Eremit, der sie gastlich aufnimmt; sie beichtet ihm ihre Schuld und Todesabsicht, da gibt er sich als Edwin, sie sich als Angelina zu erkennen und sie werden ein glückliches Paar.

Goethe nimmt die Hauptfiguren der beiden Liebenden getreu herüber, er ändert nur ihr Zusammentreffen: durch einen Freund wird Elmire dazu gebracht, den als Einsiedler verkleideten Erwin im Walde aufzusuchen; so wird in dramatischer Weise, was im Gedichte Zufall war, zur Absicht. Eine Einleitungsszene führt die Mutter ein, in köstlich-derber Manier gehalten, so daß sie an Frau Aja gemahnt: namentlich das Schelten über den Vater und seine verkehrte Erziehung läßt an die pädagogischen Grundsätze denken, die der Herr Rat der Schwester Wolfgangs gegenüber durchzuführen beabsichtigte. Eine Reihe von Zügen, wie der scharfe Tadel der Überklugheit der heutigen Jugend ist traditionell, man denke aber auch an Dichtungen des Leipziger Liederbuchs wie: »In großen Städten lernen früh die kleinsten Knaben was.«

Der Ton ist durchaus sentimental: Erwin wie Elmire sind Schwärmer in Art von Lotte und Werther, Natur und Kultur erscheinen kontrastiert, man schwelgt Rousseauisch in Wald und Flur, das Hüttchen wird im Geiste Gleims und der Anakreontik gefeiert, der Einsiedler ist Lieblingsfigur der Zeit. Möglich, daß auch Motive aus dem Verkehre Herders und seiner Braut mitgespielt haben, daß in dem Vertrauten, der auch Elmires Sprachlehrer war, Merck vorschwebte, neuerdings hat man auch auf Goethes Jugendfreund Crespel hingewiesen. Ein Lied, wie »Das Veilchen«, das nachweislich zum ältesten Bestand des Singspiels zählt, entstammt jedenfalls dem Geiste des Darmstädter Kreises. Dort seufzte man wohl: »Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch, durch sie zu ihren Füßen noch«; echt Goethesch dagegen das Heidenröslein mit seinem: »Und der wilde Knabe brach's Röslein auf der Heiden.« So muß man sich auch hüten, Goethe mit dem Erwin zu identifizieren. Der Name wurde sichtlich im Hinblick auf den geliebten Meister Erwin v. Steinbach geändert; der Name Elmire ist schon von Molière her bekannt.

So mag das Stückchen wohl im Jahre 1773 ausgesehen haben, als Goethe es, »ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont unserer Akteurs und unserer Bühnen gearbeitet«, ja, es direkt für die Marchandsche Truppe in Frankfurt bestimmt hat. In dieser uns unbekannten Gestalt hat er es auch Lavater auf der Rheinreise im Juni 1774 vorgelesen.

Doch bis zum Abschlusse erfuhr es noch eine, zwar äußerlich jedenfalls unbeträchtliche, doch innerlich

außerordentlich reiche Erweiterung. »Erwin und Elmire,« heißt es in Dichtung und Wahrheit, »war aus Goldsmiths Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahnten, daß uns etwas Ähnliches bevorstehe.« Die Dichtung war dem Leben vorausgeeilt. Und der erste Druck des Singspiels in der »Iris« von 1775 bringt schon die Widmungsverse:

»Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde,
Den kleinen Strauß, er ist von mir.«

Belinde, Elmire, Lili — überall hören wir den kosenden hellen Vokal – ist Anna Elisabeth Schönemann, und ihr Verhältnis zu Goethe gibt auch diesem kleinen Werkchen die tiefe Färbung des Erlebten.

Tochter einer vermögenden Bankierswitwe, hatte sie Goethe, wie er in Dichtung und Wahrheit erzählt, in ihrem Hause, am Klavier kennen gelernt. Die schön gewachsene sechzehnjährige Blondine mit ihren wundervollen blauen Augen, dem reizvollen Lächeln, übte auf ihn sofort die größte Anziehung, die sie wohl bemerkte, wie sie ihm bei näherem Verkehre bald gesteht. Er kann nicht mehr ohne sie, sie nicht mehr ohne ihn sein. »Herz, mein Herz, was soll das geben?« fragt er und weiter:

»Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?«

An ihrem »Zauberfädchen« hält sie ihn in ihrem »Zauberkreise« fest. Er schreit auf: »Liebe! Liebe! Laß mich los!« Es ist die erste Dame der Welt, der Gesellschaft, die in Goethes Kreis getreten. Das hatte einen großen Reiz für ihn, aber auch unangenehme Seiten, soziale Verpflichtungen und Folgen, denen sich gerade der Stürmer und Dränger nicht fügen wollte. Ironisch schildert er sich selbst in einem Briefe als den »Fastnachts-Goethe«, der »mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht«. Und der Dichter fragt ebenso:

»Bin ich's noch, den du, bey so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?«

Und spätere Erinnerungen reden noch von den »hundert Lichtern, die dich umglänzen, und all den Gesichtern, die dich umschwänzen«. Er wurde ungeduldig, oft unerträglich, sie blieb sich gleich in ihrer Liebenswürdigkeit. Im Frühjahr zog sie zu ihren Verwandten nach Offenbach, und in der Intimität des Landlebens reißt sie ihn vollends hin. »Sie war schön wie ein Engel, und liebster Gott, wie viel ist sie noch besser als schön«. Einer Vereinigung stand äußerlich nichts im Wege; ein alterndes Mädchen greift da ein; eines Abends rief sie ihnen zu: Gebt Euch die Hände! »Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme« Goethe war Bräutigam. Ein reizvoller, aber auch ein peinlicher Zustand! Jetzt traten die gesellschaftlichen Verpflichtungen erst in ihre vollen Rechte. Goethe wird wütend über die vielen Verwandten und Onkels mit ihren täppischen Zutraulichkeiten, die sich bis zu Küssen steigern. Er quält sie, er quält sich. Was in seinem Innersten vorgeht, dafür haben freilich er und seine Zeit noch nicht den literarischen Ausdruck scharf geprägt, den unsere Epoche der gesteigerten Seelenanalyse zur Verfügung hat. Goethe hatte Angst vor dem Gebundensein, er sucht den »Weg ins Freie«, wie es die »Stella« viel deutlicher ausspricht.

Er flieht vor ihr; keine drei Wochen nach der Verlobung reißt er ohne Abschied aus, um zu versuchen, ob er sie entbehren könne; er bleibt zehn Wochen fort. Aber am Zürcher See seufzt er auf: »Wenn ich liebe Lili dich nicht liebte, welche Wonne gäb' mir dieser Blick«, und auf der Höhe des Gotthard folgt er nicht dem Zuge nach Italien, an Lilis Geburtstage küßt er das goldene Herzchen, das sie ihm geschenkt:

»Flieh' ich Lili vor dir! Muß doch an deinem Bande
Durch fremde Lande
Durch ferne Täler und Wälder wallen!«

Und zurück geht's nach Deutschland. Ende Juli ist er in Frankfurt. Das alte Verhältnis wollte sich nicht wiederherstellen. In der Familie der Braut machten sich feindselige Strömungen gegen Goethe geltend, der keine Stellung habe, sein Vater war dem modischen Wesen des ganzen Schönemannschen Hauses, das auf die altväterliche Wirtschaft des Herrn Rat verächtlich sah, gram, auf der Reise hatte er Schwester Kornelie besucht und die eindringlichsten Warnungen vor der Heirat hören müssen. Der Unterschied der Religion fiel schwer ins Gewicht, Goethe deutet auf die Intrigen eines Dritten hin — alles Hindernisse, die er am Abende seines Lebens »nicht unübersteiglich« nannte. Die Hauptsache bleibt sein »Dämon«, der ihn fort treibt.

Ist er bei ihr, foltert er sie mit Launen und Eifersüchteleien, er stürmt dann wieder, »was kann wohl tollers sein, wie Kain in die Welt hinein«, wie es in einem Briefgedicht heißt. Und da denkt er ihrer und der Augenblicke, da

»Ich Hand in Hand mit Engeln saß,
Mich in des Himmels Blau vergaß,

Das aus dem süßen Auge winkt,
Drin Lieb' und Treu' wie Sternlein blinkt.«

Wie Faust sitzt er einsam im Zimmer des Liebchens und klagt sich an: »Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!« Oft macht ihn ihre Gegenwart weich, er vergleicht sich mit einem — Käse: »Der Kerl ist wie ich, so lange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, sind wir feste, tapfere Kerls!« Und doch gestaltet wieder Entfernung »das Band noch fester, das mich an sie zaubert«. Er trotzt mit ihr und meidet sie in Komödie und Konzert, er stürzt sich in neue Liebe, doch zittert er vor dem Augenblicke, wo sie ihm gleichgiltig, er hoffnungslos werden könnte, dann wieder, ganz wie bei Gretchen, regt sich's in seinem Herzen zu ihrem Vorteil. So durchlebt er, wie er im Oktober 1775 schreibt, »die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, lauesten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre« seines Lebens. Er muß loskommen. Sehnsüchtig harrt er der versprochenen Einladung zum Weimarschen Hofe, da sie zu lange ausbleibt, verläßt er Frankfurt, um nach Italien zu gehen. Wieder ohne eigentlichen Abschied. In den Mantel gehüllt, schleicht er abends unter ihr Fenster, eine Situation, die noch im Wilhelm Meister vorschwebt, es hört sie sein ihr geweihtes Lied »Warum ziehst du mich so unwiderstehlich Ach! in jene Pracht« singen, er sieht ihren Schatten am Fenster; — so trennt er sich von ihr für immer. Im Reisetagebuch ruft er ihr zu: »Lili, Adieu Lili, zum zweiten mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen . . . O Lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden.« Unschuldige Schuld! Es ist sein Verhältnis zu Friederike, das drohend wieder vor ihm aufgestiegen. Auch dort hatte er süße Hoffnungen erweckt und vernichtet, sein »Dämon« hatte ihn von Sesenheim vertrieben wie von Frankfurt.

Aber so rasch schwand Lili nicht aus seinem Herzen. Wehmütig verklärt erscheint sie ihm in »Jägers Abendlied«, wo ihm ihr liebes, süßes Bild den Frieden des Mondes bringt; in einer Nacht, in der er durchs Fichtelgebirge reitet, singt er vor sich hin:

»Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.«

Deutlich tritt ihre Gestalt in der »Stella« hervor, deren glückliche Lösung ebenso wie die von »Erwin und Elmire« sichtlich auf sie zurückgeht; ein projektiertes Drama, »Der Falke«, soll sie in der weiblichen Hauptfigur verherrlichen. Und die »Stella« geht an sie mit den Widmungsversen:

»Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.«

Erst nach und nach wird er ruhiger unter der zwingenden Gegenwart der Frau v. Stein, April 1776 erklärt er sie für »abgetan«, mit Haß gedenkt er des »Volkes«, das sie umgibt, und bedauert »das arme Geschöpf, daß sie unter so einer Race geboren ist«. So atmet er bei der Nachricht ihrer Verlobung erlöst auf. Volle Befreiung fand er erst, als er, ebenso wie Friederike in Sesenheim, nunmehr sie, die inzwischen Frau v. Türckheim geworden war, in Straßburg aufsuchte. »Ich fand« — berichtet er September 1779 — »den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bey ihr. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht gut verheiratet ist.« Er scheidet mit schöner Empfindung . . . »Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft traten mir in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind.« Goethe ist jedenfalls fertig mit dieser Episode seines Lebens, und in den etwas verächtlich ironischen Bezeichnungen für die einst Geliebte liegt die ganze Distanz, die Goethe zwischen sich und Lili aufrichtet.

Und Lili selbst? Welche Rolle spielte sie in dem Verhältnisse? Es hält nicht so leicht, ein sicheres Bild zu gewinnen. Beweis dafür, daß man es oft völlig verzeichnet hat. Man stützte sich dabei viel zu sehr auf eine Dichtung wie »Lilis Park«, ohne zu beachten, daß Goethe selbst erklärte, das Gedicht drücke den zarten Zustand nicht aus, sondern trachte »mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen und durch komisch ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln«. Humor und bitterster Ernst, Tändelei und wilder Aufschrei mischen sich hier. Als Fee erscheint sie, der alle Geschöpfe huldigend zu Füßen stürzen, so wie Goethe in dem schon erwähnten Briefgedichte die Kinder ihrer Verwandten aufruft, ihr auf den Schoß zu klettern, sich an ihr Knie zu schmiegen. Und Goethe selbst, er ist der Bär, wie er sich damals öfter in Briefen nennt, der sich an einem Seidenfädchen lenken läßt, zu entlaufen versucht, aber sich wieder vor ihr wälzt und mit Wollust ihre Liebkosungen und Neckereien hinnimmt. Aber in ihm begehrt's wild auf, er droht

mit dem Rufe: »Ich fühl's, ich schwör's, noch hab' ich Kraft!« So haben Goethe-Biographien von ihren »kleinen Künsten« geredet, sie unwürdiger Koketterie geziehen. Das ist ganz unrichtig: Der beste Zeuge Goethe selbst, der nicht nur in den verklärenden Erinnerungen von Dichtung und Wahrheit, sondern auch in den leidenschaftlich bewegtesten Briefen dieser Zeit kaum ein Wort des Unmuts gegen sie vorbringt. Ihr Wesen war natürliche sonnigste Liebenswürdigkeit, es war ihr Bedürfnis zu beglücken und zu entzücken; aber immer, das hebt Goethe ausdrücklich hervor, weiß sie ihn besonders mit einem Blicke, einem Worte auszuzeichnen, auf daß er sehe, wie teuer er ihr sei. Und sie hat, unter dem hetzenden Ansturm der Verwandten, fest zu ihm gehalten, sie hat sein innerstes Wesen begriffen wie keine zweite, wenn sie sagte: man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte. In ihr lag eine Kraft, die alle Schwierigkeiten überwältigt hätte. Sie war bereit, erzählt Goethe, mit ihm zu fliehen und nach Amerika zu gehen. Sie hat sich erst langsam ihren Seelenfrieden erobert. Auf Drängen ihrer Mutter verlobte sie sich mit einem Manne in anscheinend sehr guten Verhältnissen, aber sie erwiesen sich als zerrüttet, und er floh aus Europa; nach langem Krankenlager gab sie der Werbung des Straßburger Bankiers und Politikers v. Türckheim Gehör, und hatte ihre Wahl niemals zu bereuen. Sie wird glückliche Frau und Mutter, freilich sind die ersten Jahre ihrer Ehe noch von trüben, sehnsüchtigen Stimmungen durchzogen, die von einem verlorenen größeren Glücke zu träumen scheinen.

Mag auch Entstellung in dem Berichte herrschen, den Gräfin Egloffstein über ihre Begegnung mit Lili niederschrieb, der Kern ist gewiß wahr mit dem Geständnisse Lilis über ihre Leidenschaft, die mächtiger gewesen sei als Pflicht und Tugendgefühl; sie dankt ihm allein ihre geistige Ausbildung, sie betrachtet sich daher als sein Geschöpf. Der Ausdruck ist gewiß übertrieben, wenn auch Goethe ihn akzeptiert, doch ebenso hat sie zur selben Zeit zu Bäbe Schultheß gesprochen: »Ich... freue mich beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren und auch es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen zu lassen.«

In den ersten Zeiten des Liebesglückes und Liebesleides hat »Erwin und Elmire« die Gestalt angenommen, in der das Stück veröffentlicht wurde. Goethe stellt noch ein zweites Singspiel daneben, in dem wir ihre Gestalt vielleicht noch deutlicher erkennen: »Claudine von Villa Bella«. Hier setzt er ein mit einer Geburtstagfeier Claudinens, bei der ihr jung und alt seine Huldigungen darbringt, die sie mit entzückender Anmut aufnimmt. So hat er in später Erinnerung ein Gelegenheitsstück »Sie kommt nicht!« skizziert, das er, wie er wohl irrtümlich meint, für diesen Anlaß geschrieben. Die Romanze Goldsmiths hat sich ihm vertieft: Sie hatte uns, meint er noch 1816, »früher herzlich gerührt. Aber sanft, weil sie befriedigend endigte. Später, wo wir die Auflösung der Verhältnisse befürchten mußten, waren es schmerzliche Töne zu Begleitung meines gefürchteten Schicksals.«

Handlung, Figuren, Charakteristik sind vorgezeichnet. Aber, was Merck ihm einmal sagt, tritt auch hier ein: »Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben.« Goethe freut sich beim ersten Abdruck im Frauenzimmertaschenbuch Iris Jacobis, wie gut es sich da schicke: »Es ist gewissermaßen ein Stück zur Erziehung der Töchter.« Vielmehr, einer ganz bestimmten Tochter. Wie in Lilis Park, schildert er die Heldin unbeständiger, als sie wirklich war, um ihr zu zeigen, was ihrem Verhältnisse drohe. Als das Stück während seiner Schweizerreise in Frankfurt gegeben wurde erkundigt er sich eifrig, ob Lili auch dabei war. So hat erst hier das Stück die Akzente tiefer Leidenschaft, bohrender Selbstanklage erhalten. Gewisse Einzelheiten können erst jetzt hineingekommen sein: so die Schilderung ihres Benehmens gegen Erwin, wenn er Blumen und Früchte brachte, die Erwähnung ihrer Reitkunst — »Du solltest den Engel im Reitkleid zu Pferd sehen,« schreibt er einmal — Erwins Bemühungen um ein Amt, zu denen man Goethe immer nötigte, die Anklagen gegen die »Zerstreuungen ihrer bunten Welt«, der Vergleich mit dem Hunde, den sie neckt und wegstößt, wie in ihrem Parke den Bären. Und der Vertraute, eine recht unsicher gezeichnete Figur, die bald einen Diener, bald einen Hausfreund vorstellt, dieses »Alltagsgesicht« hat erst jetzt seinen Namen erhalten: Bernardo, nach dem Onkel Lilis Bernard, den Goethe als wahrhaft ruhig und vernünftig bezeichnet.

Schon die erlebten Momente heben das Werk weit über den spielerigen Bannkreis des Weisseschen Singspiels hinaus. Die Form ist ihm geblieben: aber Goethe führt schon einmal ganz aus dem ländlichen Milieu heraus, und seine Lieder entspringen durchwegs aus der Situation und aus dem Prosadialoge, wo Weisse sie meist recht willkürlich einklebt. Es sind Dichtungen tiefster Empfindungen· neben das »Veilchen« tritt Erwins Sang »Ihr verblühet, süße Rosen«, ein Lieblingslied Lilis. Noch weiter von

Weisse entfernt sich die Claudine, ein echtes Sturm- und Drangstück, in dem auch das Volkslied eine bedeutsame Rolle spielt.

»Erwin und Elmire« erschien 1776, im selben Jahre auch die Komposition Andrés. Für Weimarer Aufführungen vom Mai 1776 schrieb Anna Amalia die Musik, Goethe gibt dazu zwei neue Arien, teilt das »Veilchen« als Terzett ab und läßt zum Schlusse die Mutter wieder auftreten, eine entschiedene Verbesserung. Auch Stegmann und Kayser haben es vertont, der zahlreichen Kompositionen des »Veilchen« ist hier nicht zu gedenken. In Prosa löste ein gewisser J. C. Huber 1776 die Gesänge auf, und in dieser Form erschien es in München und schon am 13. Juli 1776 als erstes Goethesches Werk auf dem Burgtheater, wo es bis 1794 gegeben wurde.

Zu dieser Zeit hatte Goethe aber schon längst das Stück in andere Form gekleidet. Auf der italienischen Reise wurden »Erwin und Elmire« sowie »Claudine« ganz im Sinne und Stile der italienischen »opera buffa« umgestaltet, der er sich unter dem Einflusse des Musikers K. Ph. Kayser eifrig zuwendet. Einiges Lyrische in den Stücken, bekennt er, ist ihm lieb und wert, wo es »von vielen, gar thörigt, aber glücklich verlebten Stunden« zeugte, »wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unbewußten Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt«. Ihn stört aber der prosaische »äußerst platte« Dialog, der ihm als »eingebürgerter Italiener« nicht mehr entspricht; und er redet wegwerfend von der »Sudelei«. So hat er das Werk vollkommen umgewandelt. Olympia und Bernardo fallen gänzlich, an ihre Stelle tritt, getreu nach italienischem Typus, ein zweites Paar Rosa und Valerio. Dieser zieht, gereizt durch Eifersüchtelei des Mädchens, zum Einsiedler, an dessen Stelle er Erwin findet; die beiden Mädchen kommen hin, Erwin spielt seine Rolle und eine Doppelversöhnung beschließt das Stück.

Gewiß ist die Form vollendeter und der Stil durch den Vers ausgeglichener, wenn auch nun die alten Gesänge etwas wunderlich gegen die Tassoartige Tonart des Ganzen abstechen; aber der Reiz der Unmittelbarkeit und des Persönlichen ist weggewischt, der Bezug zur Wirklichkeit ist getilgt. Goethe selbst warnt seine Freunde, diese Arbeiten als Dichtungen zu betrachten, sie müssen gespielt und gesungen sein. »Zum Lesen, auch zum bloßen Aufführen hätte man sie viel besser machen müssen.« In dieser Form wurden beide Stücke vereint 1787 in die Göschensche Ausgabe aufgenommen und von Reichardt zur großen Befriedigung Goethes komponiert.

So wird ihm das alte Singspiel wieder lebendig »Diese Recapitulation von Gegenständen, von denen ich immer getrennt zu sein glaubte, zu denen ich fast mit keiner Ahndung hinreichte,« machte ihm große Freude, wie er schreibt. Auch von Lili sollte er noch hören. Ihr Schicksal hatte sich merkwürdig gestaltet. Das glänzende Haus, das sie in Straßburg geschaffen, wurde durch die Revolution zerstört, ihr Gatte mußte fliehen, von Saarbrücken aus forderte er seine Frau auf, ihm nachzukommen. Als Bäuerin verkleidet, macht sie sich auf den Weg, mit ihren fünf Kindern, deren jüngstes sie auf dem Rücken gebunden trug, wanderte die Nacht durch, mußte sich gegen die Zudringlichkeiten französischer Soldaten wehren, bis sie zu Tode ermattet die Stadt erreichte, mit dem Gatten traf sie erst in Mannheim zusammen. Wie sie später nach Straßburg zurückkehrte, lebt sie ganz der Erziehung ihrer Kinder; ihre Briefe, die in nächster Zeit vollständig herausgegeben werden sollen, zeigen ihre tiefe Empfindung, feine weibliche Klugheit und echten Humor. Sie verwaltet Hof und Haus mit Energie und Kraft, und wie einst Goethe von ihrem Zauber sprach, so rühmen die Söhne das »Zauberstäbchen«, mit dem sie alles gestalte.

Ob sie Goethe, der von ihrem Schicksal — nur wissen wir nicht bestimmt wann — genau Kenntnis erhielt, bei seiner Bäuerin Dorothea vorschwebte, ist zweifelhaft, mag auch ein oder der andere Zug der Tapferkeit des Mädchens durch sie angeregt worden sein, deren »entschlossenen Mut« er in einem Briefe von 1801, der ein Schreiben von ihr erwidert, bewundert. Sechs Jahre später sollte nochmals eine schriftliche Begegnung stattfinden. Ihr Sohn hatte ihn besucht, ohne sich als Sohn Lilis kundzugeben, erst aus Dresden schickte er ihm ihren Brief, in dem sie sagte: »Lassen Sie des Gedankens mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang eben so glücklich auf meine Kinder wirken wird, als die in meinem Herzen unauslöschlich tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft«, und Goethe erwidert mit einem Tone der Innigkeit, wie wir ihn nicht oft bei ihm vernehmen: »Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küße, in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wol und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu mir später gelangt sind und bey denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken.« Und er schließt als »Ihr ewig-verbundener Goethe«.

Dies sind keine leeren Floskeln. Als er daranging, die letzten Bücher von Dichtung und Wahrheit auszuarbeiten, da wird ihm die fernste Erinnerung greifbarste Gegenwart und der Gedanke an die noch lebende Geliebte hält ihn von der Fortsetzung seiner

Goethe an Ferdinand Kobell.

Nehmen Sie einen recht aufrichtigen an-
danck für die schönen Zeichnungen
die Sie mir geschickt haben. Mir
scheint unmöglich die Wirkungsstück [?] höher
zu treiben. Ich habe mich kürzlich
hingesetzt und eins nachgebuchstabt [?], um
fühlt [?] die Sache, die der Künstler vermischt [?]
hat, nicht leibhaftiger, als wenn man
versucht ihm einige Buchstaben nachzu-
blattern [?]. Allen meinen Freunden hab ich
zur Bewunderung aufgefordert, und
meine kleine Sammlung erhält ein neues
Leben. Ich wünschte mich über diese
Schuld auf einige Weise bezahlen
zu können. Erhalten Sie mich in gutem
Andenken, und grüßen Sie die Ihrigen.
Sobald der Frühling eintritt, sollen
Sie nicht eine Zeichnung, sondern eins
der Probarbeiten [?] haben, mit denen ich
manchmal Natur und Kunst, Gott und
den Künstler verehre [?]. Weimar. d. 9 Febr
1781.

Goethe



Selbstbiographie lange zurück. »Ich wäre stolz gewesen,« meint er, »der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung?«

1817 war Lili gestorben, doch erst aus Goethes Nachlasse trat der 4. Teil von Dichtung und Wahrheit ans Licht. Und noch 1830, während er daran schrieb, fühlt er »den Hauch ihrer beglückenden Nähe«. »Sie war,« spricht der Greis, »die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen. Denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge berührten, waren mit jener ersten verglichen, leicht und oberflächlich«.

So steigt alte Lieb' und Freundschaft in überwältigender Macht vor ihm auf; und mit ihr auch ein Werk wie »Erwin und Elmire« in seiner ersten Gestalt, wie wir es heute vorführen wollen.

Auch dieses kleine Werk in seiner traditionellen Form, in seinem spielerigen Gehaben birgt einen tiefen echt Goetheschen Gehalt: es ist ein Bekenntnisdrama, ein Stück Dichtung und Wahrheit.

Karl Friedrich Zelter und die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

(Mit ungedruckten Briefen Zelters.)

Von Richard Smekal.

Einmalig in seiner Art, wie vieles im Leben Goethes, ist auch das Dokument seiner Alterfreundschaft mit dem Musiker Zelter. Als sie einander zum erstenmal trafen, lag hinter beiden der eigentliche Kampf um die ihnen angemessenen Lebensbedingungen, und es breitete sich ihnen ein Herbst aus, der tagtäglich neue Früchte brachte. Nicht von ungewissen Plänen und Erwartungen sind die Briefe, die sich Goethe und Zelter in den letzten drei Jahrzehnten ihres Lebens schrieben, erfüllt, sondern von reifen Beobachtungen, genauen Programmen und den Berichten der beiderseitigen Erfolge. Und wie Goethe die äußeren Lebensformen stets genau im Auge behielt und sich an Ehrungen, die ihm der Tag zubrachte, gerne erfreute, so hielt es auch Zelter, der vom Handwerk emporgestiegene Selfmademan. Von einer solchen Ehrung des Goethefreundes soll im folgenden berichtet werden; sie enthält zugleich einen, wenn auch schwachen Faden, der von Wien zu dem Titanen in Weimar leitet.

Am 9. Februar 1828 schrieb Zelter an Goethe: »Es ist Sonnabend, die Post will fort. Doch will noch melden, daß die Gesellschaft der Musikfreunde des Kaiserl. Oesterreichischen Kaiserstaates mich unverhofft zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und mir darüber ihr Diplom zugesandt.«

Etwa im Jänner 1828 war die Zusendung der Urkunde an Zelter erfolgt. Sein Dankschreiben, das beiliegend (nach einem Faksimiledruck in der Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, herausgegeben von Rich. v. Perger und Robert Hirschfeld, Wien 1912) wiedergegeben ist, trägt das Datum vom 26. Jänner 1828. Es wurde dem leitenden Ausschusse der Gesellschaft am 13. Februar präsentiert. Die Adresse lautet:

An
Ein hohes Praesidium
der von Sr. Kaiserlichen Majestaet
Franz dem Ersten bestätigten
Gesellschaft der Musikfreunde
des Oesterreichischen Kaiserstaats
zu
Wien.

Eine Absicht des leitenden Ausschusses der im Jahre 1812 gegründeten »Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates« (wie der offizielle Titel lautete), den Direktor der königlichen Singakademie in Berlin und den weitberühmten Komponisten Zelter durch eine Ernennung zum Ehrenmitgliede auszuzeichnen, findet sich schon im April 1827 in den Akten des Archives der Gesellschaft. Damals wurde ein Entwurf zu einem Begleitschreiben des Diplomes angefertigt und von dem damaligen Präsidenten der Gesellschaft, dem Grafen Goes, am 27. April begutachtet. Es lautet:

»Die Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates erkennt und ehrt die seltenen Verdienste, welche sich Euer Wohlgeboren als Tonsetzer und thätiger Beförderer um die Tonkunst erworben haben. Sie schätzt dieses edle Streben um so mehr, als die Emporbringung der Musik in allen ihren Theilen ihr eigener Zweck und beständiges Augenmerk ist. Als Beweis ihrer ausgezeichneten Achtung übersendet sie Euer Wohlgeboren im Anschlusse das Diplom als Ehrenmitglied der Gesellschaft.

Wien, am . . . . 1827.«

Denselben Text sollte das Begleitschreiben an Friedrich Rochlitz, den großherzoglich Sachsen-Weimarschen Hofrat und Musikschriftsteller, auch einen Mann aus dem engeren Goethekreis, enthalten. Nur statt »Tonsetzer« wäre ein »Schriftsteller« einzusetzen

gewesen. Gleichzeitig war die Zusendung des Diploms an Ludwig Spohr, an Cherubini, Rossini und Jean François Lesueur vorgesehen.

Die Ehrung Zelters aus Wien war wohlberechtigt und wurde von dem Musiker mit Stolz aufgenommen. Seine Beziehungen zur österreichischen Kaiserstadt waren gelegentlich einer Reise im Sommer 1819 enger geknüpft worden, wenn Zelter auch schon früher mit Wienern korrespondierte. Damals jedoch lernte er während eines zweimonatlichen Aufenthaltes in Wien und Baden das österreichische Wesen kennen. Sein Tagebuch, das er Goethe sandte und aus dem sich dieser über Wiener Art unterrichten konnte, ist nicht gerade glücklich in der Charakteristik der Eindrücke. Obwohl Zelter mit Carpani, Weigl, Salieri, dem Abt Stadler und dem jungen Grillparzer in persönlichen Verkehr trat, weiß er nicht viel Bedeutendes von diesen Bekanntschaften zu berichten; und was er von Beethoven erzählt, ist eine jener originellen Anekdoten, die freilich Goethe, der diesen Zweig der erzählerischen

Begabung an Zelter besonders schätzte, erfreuen mußte. Das Urteil Bauernfelds, daß die österreichische Literatur und Kunst von den Deutschen nicht voll beachtet wurde und daß selbst Grillparzer lange Zeit im Schatten stand, schließt mit einer an Zelter geübten, nicht ganz ungerechten Kritik: »Die Wiener Briefe des derben Maurermeisters und Strophenliedlers Zelter, der von Poesie soviel wie nichts verstand (von Musik nur wenig), waren nicht geeignet, dem Groß-Kophta von Weimar eine bessere Meinung von unserem Wiener Tragiker beizubringen.«[1]) Dieses Reisetagebuch in Briefen, das Goethe auf das sorgsamste studierte und umschreiben ließ, hätte wirklich berufen sein können, den Anteil Goethes an den künstlerischen Bestrebungen in Wien zu wecken. Es war jedoch von einem Manne geschrieben, dem das österreichische Wesen gänzlich verschlossen blieb.

Die drei nachfolgenden, bisher unveröffentlichten Briefe Zelters stammen aus dem Archive der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, in welchem auch das Danksageschreiben aufbewahrt ist. Prof. Dr. Eusebius Mandyczewsky stellte sie mir in liebenswürdiger Weise für einen Abdruck zur Verfügung. Sie sind sämtlich an Musiker gerichtet: Der erste an den eigentlichen Schöpfer der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, den wohlbekannten Josef Sonnleithner, einen Oheim Grillparzers; der zweite an die Sängerin Anna Milder, welche zum erstenmal den »Fidelio« auf der Bühne geschaffen hat und von 1816 bis 1829 in Berlin wirkte; und der dritte an den Vater des später in weitesten Kreisen berühmten musikalischen Kritikers und angesehenen Liederkomponisten Karl Banck; es handelt sich darin um die Aufnahme des jungen Musikers in die Berliner Singakademie.

An Joseph Sonnleithner.

Ich habe weder einen Brief vom 26. April, noch einen Auftrag von Ihnen mein werther Freund erhalten, die Glocke im Großen anfertigen zu lassen. Deßen ungeachtet, ist dieses Instrument hieselbst schon vor beynahe 2 Monathen angefertiget, von S. M. Levy mit 24 rh. conv. bezalt und unterm 28 März von hier nach Breslau an die HE Gebrüder Kuh abgegangen; von denen auch Antwort zurück ist daß es am 2 April daselbst angekommen sey, und fordersamst nach Wien an das Haus Arnstein abgehen solle. Ich wundere mich daher nicht wenig über die Verschwiegenheit unserer Dame Glocke, wenn sie Ihnen ihre gewaltigen Töne noch nicht hat hören laßen, woran aber hier niemand schuld ist.

W. Voitus hat in einem vornehmen sächsischen Hause als Erzieherinn eine vortheilhafte Stelle angenommen und ist also jetzt nicht mehr in Berlin. Der junge Fischer gab am Ende seines Hierseins Hoffnungen ein guter Sänger zu werden; im Fall er es geworden ist wünsche ich Glück dazu. Schreiben Sie mir doch Gelegentlich, welchen Proceß seine Schwester, die Mlle. Fischer in Wien hat; auch sie gab Hoffnungen obgleich ihre Stimme nicht von übergewöhnlicher Bedeutung ist. Freilich ist der Lärm um solche Dinge immer gleich groß um so gespannte Erwartungen zu erfüllen und das Publikum auf der andern Seite will sich nicht mehr am Schönen, Guten, Rechten begnügen; es will ergriffen werden, erstaunen und bewundern, da kann den freilich keine Zufriedenheit entstehen, wenn die beyden Partheien nicht in der Mitte zusammen treffen wollen.

Leben Sie fein wohl und denken

Ihres

Berlin 19 Mai 1808 Zelter

Herrrn Sonnleithner Wohlgeboren
Secretair bey der Hoftheater-
Direction
zu Wien.

An Frau Anna Milder-Hauptmann.

Von verschiedenen Seiten aufgefordert wünschen wir den Judas Makkabaeus zu wiederholen und zwar künftige Woche Donnerstags den 31ten Januar.

Und nun ergeht meine Bitte an unsere schöne edle Freundin Madame Milder um ihren Beystand auf den wir alle bauen

Ihr

Berlin den 23 Januar 1828. unveränderlicher Zelter.

An den Rektor Banck in Magdeburg.

Berlin 6 April 1828.

Auf Ewr. Wohlgeboren sehr geehrtes Schreiben vom 4 April das ich so eben erhalten kann ich in diesem Augenblick nur kurz antworten, da diese Woche noch bey mir zur Marterwoche gehört.

Von unserem Königl. Ministerio habe bereits die Anweisung erhalten Ihren Sohn aufzunehmen. Das Rescript zirkulirt indeß noch bey den Lehrern der Anstalt — doch kommen Sie nur mit Ihrem Sohn so bald es Ihnen beliebt da dann sicher das Fernere besorgt werden soll. Die Empfehlung eines so von mir geschäzzten Mitkünstlers wie Hr. Wachsmann ist, wäre schon allein genug gewesen Ihren braven Sohn zu empfehlen.

Da Sie selbst mitzukommen versprechen so wird sich das Übrige mündlich besprechen lassen. Mit größter Hochachtung

Ew Wohlgeboren

ergebenster Zelter.

Herrn
J. E. G. Banck Wohlgebohren
Lehrer am Domgymnasium
und Domorganist
nach Magdeburg.

[1]) Bauernfelds Aufsätze. Herausgegeben von Stephan Hock. (Schriften des Literarischen Vereines in Wien, Band 4.)

Goethe an Ferdinand Kobell.

(Mit einer Beilage in Photolithographie.)

Der wunderschöne Goethe-Brief, den wir dank dem so oft bewährten gütigen Entgegenkommen des hochverdienten Direktors der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Hofrates Prof. Dr. J. M. Eder, in photolithographischer Reproduktion unserer heutigen Nummer beilegen können, ist in der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethe-Briefen, 5. Band, S. 46, abgedruckt, aber nicht nach dem Original, das damals verschollen war, sondern nach einer Abschrift Strehlkes. Das Orginal befindet sich jetzt in der k. k. Hofbibliothek in Wien (Autograph XIII, 46.), die es in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer »Witwe Kuffner« erworben hat.

In der Weimarer Ausgabe ist er einer der wenigen an andere Personen gerichteten Briefe, die damals in der Zeitfolge die Tag für Tag aufeinander folgenden Briefe und Billette an Frau v. Stein unterbrechen. Darum wird es uns auch nicht wundernehmen, daß er durchaus auf den Ton dieser Briefe gestimmt ist.

Gerichtet ist er an den Maler Ferdinand Kobell (1740 bis 1799), ein Mitglied der weitverzweigten Künstlerfamilie dieses Namens, damals Sekretär und Professor der Akademie zu Mannheim. Goethe dürfte ihn durch Sophie La Roche kennen gelernt haben, die im zehnten ihrer Mannheimer Briefe eine anziehende Schilderung von Kobells Wesen im Hause, »in dem es jedem gutgesinnten Menschenkinde so wohl ist«, entwirft. Kobell ist der erste deutsche Meister, welcher die landschaftliche Radierung bezüglich der äußern Elemente der Darstellung zu einer vollendeten Durchbildung gebracht hat. Er suchte sich absichtlich die einfachsten landschaftlichen Situationen, den schlichtesten menschlichen Verkehr; indem er das stille Wirken der Natur in ihrer Reinheit und Einfalt wiedergab, leitete er den Aufschwung unserer Kunst ein, welche sich auf diesem Wege allmählich von den Fesseln des französischen Geschmacks befreite. In den Arbeiten seiner dritten Periode ist namentlich die Luft in so meisterhafter Art behandelt, wie man es auf Radierungen selten wieder findet. Im Jahre 1809 erschien bei Frauenholz in Nürnberg unter dem Titel: »Oeuvre complet de Ferdinand Kobell« eine Sammlung von 170 Kobellschen Radierungen, 1842 bei Cotta in Tübingen eine neue Auflage, zu der Kugler ein einleitendes Vorwort schrieb.[1])

Kobell hatte eine Reihe von Bildern und Zeichnungen auf Bestellung für die herzogliche Familie geliefert. Am 3. Dezember 1780 schrieb ihm Goethe:

»Ihre Gemälde, mein lieber Kobell, sind richtig angekommen und haben viel Vergnügen verursacht. .... Ich habe dieser Tage her wie mit einem Stäbchen dabei gestanden, und einem jeden, der es hören wollte, die Auslegung davon gemacht.... Mir hat es ein grosses Vergnügen gemacht, daraus auch wieder Ihren Reichthum an Erfindung zu sehen, zu beobachten wie gewiss Sie Ihrer Sache sind, und dass Sie eben machen können was Sie wollen.... Ich habe auch für mich eine kleine Zeichensammlung angefangen, wenn Sie mir dazu etwas aus Ihrer Fülle gönnen wollten, würden Sie mich sehr verbinden.... Der Musikus Kranz von hier, der einige Zeit in Mannheim bleiben soll, wird Sie besuchen, und ich bitte Sie um einige Gefälligkeiten gegen diesen guten Menschen.«[2])

Daraufhin hat Kobell offenbar einige Blätter gesendet, für die Goethe im vorliegenden Briefe seinen Dank ausspricht.

Schuchardts Katalog von Goethes Kunst-Sammlungen verzeichnet von Kobell

Unter den Radierungen, Kupferstichen usw.:

I 129 Nr. 254. Landschaft mit einer Mühle. qu. 8. Ferd. Kobell à Manheim f. 1771. Guter Abdr.

Nr. 255. Gebirgige Landschaft. 4 to. Aquat. id. fec.

Unter den Handzeichnungen:

I 271 Nr. 387. 9 Bl. verschiedene Landschaften, meist sehr ausführlich mit der Feder oder Bleistift gezeichnet, einige getuscht. Versch. Format, sämmtl. bez.

Nr. 388. 2 Bl. eine Bauernschlägerei und musizierende Bauern mit zwei dabeistehenden Frauen, in Ostades Manier. Ausführliche Federzeichnung. Sehr kl. 4 to.

Diesen Blättern liegt eine kurze Charakteristik Kobells von Goethe bei.

»Ganz fürtrefflich und rechte Stärkung für den Künstler-Sinn« nennt Goethe noch vier Jahre später, am 12. Jänner 1785, Kobellsche Zeichnungen, die ihm F. H. Jacobi gesandt hatte. (Briefe VII, 8, 15.)

Johann Friedrich Kranz, geboren um 1754 zu Weimar, bildete sich unter dem Konzertmeister Göpfert zu Weimar zum Violinisten, erhielt 1778 eine Stelle in der Hofkapelle, wurde 1781 vom Herzog zur weiteren Ausbildung nach Italien geschickt und muß wohl eine Zeitlang in Wien den Unterricht Haydns genossen haben. In Rom ist er mit Goethe zusammengetroffen. »Kranz war heute bei mir,« schreibt er am 17. Jänner 1787 an Frau v. Stein aus Rom, »er geht das Neapolitanische Carneval zu besuchen. Er ist dick und fett geworden.« Durch ihn versucht Goethe Fritz v. Stein und den kleinen Herders Spielsachen, Frau v. Stein Zeichnungen, Knebel Mineralien zu übersenden. Aber Kranz scheint sich seines Auftrages schlecht entledigt

[1]) Eisenhart in der »Allgemeinen Deutschen Biographie«, 16. Band, S. 353.

[2]) Briefe. V. Bd., 11, 12.

zu haben: »Kranzen hab ich eine Schachtel mitgegeben die er nicht einmal den Verstand gehabt hat auf eine fahrende Post zu geben, da er nicht nach Hause ging. Es ist nichts von Werth drin, aber Samen und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen wenn sie verlohren gehn,« schreibt Goethe am 10. November 1787 recht unwillig an seinen getreuen Diener Seidel.

In Rom war es auch, wo Goethe den Versuch machte, ihn als Komponisten für seine Singspiele zu gewinnen: »Kranzen habe ich gesprochen, zu Tische und zu einem kleinen Concert gehabt. Er war nach seiner Art vergnügt. Auch hab ich über Musik mit ihm geredet, ihm, da er von komischen Opern als einem Lieblingsfache sprach, eine von meinen neuen angeboten. Er ließ sich aber nicht recht ein. War es Zerstreuung, Verlegenheit oder sonst was,« schreibt er am 3. Februar 1787 an Seidel. Kranz soll die Musik zum »Großkophta« geschrieben haben. Robert Eitners »Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten«, dem die Lebensdaten entnommen sind, verzeichnet von ihm (5. Band, S. 428): »Romanze aus der Oper: ‚Theatralische Abenteuer' von Goethe [1]). Kl.-A. Weimar, Fol. (Vgl. Briefe XIII, 127, 6.)

Nach seiner Rückkehr wurde er 1789 Musikdirektor in Weimar. 1791 erwarb er vom Direktor Bellomo käuflich das Schauspielhaus zu Lauchstädt (Briefe, IX, 245). Am 18. März 1802 wurde er wegen einer bei einer Aufführung des »Don Juan« begangenen Ungebühr gegen die fürstliche Hofsängerin Jagemann suspendiert. Karl August hob diese Entlassung später jedoch dahin wieder auf, daß Kranz zur Musikdirektion nur bei solchen Opern nicht gebraucht werden solle, in denen die Jagemann mitwirke. (Pasqué, »Goethes Theaterleitung«, II. 178.)

Damals schrieb Goethe an die Hoftheaterkommission (Jena am 8. Mai 1802): »... wenn er sich untersteht ein gleiches [Promemoria] an die Theatercommission zu bringen, und zu fragen: ob seine Sache vergessen werden soll, so will ich ihm den Kopf waschen daß er Zeitlebens an mich denken wird.« [1])

1803 ging Kranz als Kapellmeister an das Stuttgarter Hoftheater, wo er bis 1808 erwähnt wird. Sein Todesjahr vermag Eitner nicht anzugeben.

Was unter dem »Stosgebet« zu verstehen ist, vermag auch der kundige Gräf nicht sicher zu deuten.[2])

Goethe an C. A. Böttiger.

Die »Neue Freie Presse« vom 4. April 1915, Nr. 18081, bringt folgenden bisher ungedruckten Goethe-Brief:

»Ew. Wohlgeboren erhalten hierbey ein Blatt, welches Herrn Eisert vorzulegen bitte; er hat bisher schon das meiste von diesen Bedingungen erfüllt, es ist nur gut, daß ausgesprochen werde, was man wünscht; ich bin zum voraus für die gütige Vermittlung dankbar.

Auf Ihre Beute von der Schlangen- und Drachenjagd verlange ich sehr. Hier kommen die Milinischen Schriften zurück,

Die Mitteilung der Klopstockischen Oden macht mir viel Freude. Zusammen werden sie ein herrliches Denkmal eines seltenen Mannes bleiben. Auf mich machen sie immer denselben Effect, es ist alles hoch und tief, aber in der Breite wird mirs eng und bänglich. Ich hoffe, Sie bald zu sehen und vor meiner Wanderschaft nach den Schweitzer Bergen noch manches zu besprechen. G.«

Das Original, ein Oktavblatt von Schreiberhand, mit der eigenhändigen Signatur »G« befindet sich in Wiener Privatbesitz.

Der Brief ist gerichtet an Carl August Böttiger und begleitete das »Blatt«, welches in der Weimarer Sophien-Ausgabe der Briefe, 12. Band, S. 176, abgedruckt ist und die Bedingungen enthält, unter denen Eisert als Erzieher für Goethes Sohn August aufgenommen worden war. Die »Milinischen Schriften« sind offenbar die 1797 erschienene »Introduction à l'étude de l'archéologie, des pierres gravés et des médailles« des französischen Archäologen Aubin Louis Millin.

Goethe über seine Dichtungen.

Von dem monumentalen Werke Hans Gerhard Gräfs, dessen Erscheinen wir vor mehr als 14 Jahren so freudig begrüßt haben (»Chronik«, XIV. Bd., S. 45, XV. Bd., S. 52, XX. Bd., S. 9), sind inzwischen vier weitere inhaltreiche Bände erschienen. Der fünfte Band (Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1906, VIII und 597 S., Mk. 16·—) bildet den dritten Band des zweiten Teiles: Die dramatischen Dichtungen, und enthält (in alphabetischer Folge) die Zeugnisse über: Götter, Helden und Wieland, Götz von Berlichingen, Groß-Cophta, Hanswursts Hochzeit, Iphigenie auf Tauris, Iphigenie in Delphi, Isabel, Jery und Bätely, Künstlers Erdewallen, Künstlers Vergötterung, Laune

[1]) Eine Bearbeitung der komischen Oper „L'impresario in angustie" mit Musik von Cimarosa, die Goethe in Rom mit großem Vergnügen gesehen hatte. Der Text ist in dem soeben erschienenen 53. Bande der Sophien-Ausgabe S. 102 ff. abgedruckt.

[1]) Briefe XVI, 82.

[2]) Gräf Hans Gerhard: »Goethe über seine Dichtungen«, III. Teil, I. Band, S. 66.

des Verliebten, Lila, Löwenstuhl, Mädchen von Oberkirch, Mahomet, Mann von fünfzig Jahren, Maskenzüge, Mitschuldigen, Natürliche Tochter, Nausikaa, Nero, Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. Der sechste Band (Ebenda, 1908, VIII u. 711 S., Mk. 20·—) bringt die dramatischen Dichtungen zum Abschluß. Er enthält: Paläophron und Neoterpe, Pandora, Prolog zum Medon von Clodius, Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, Prometheus, Proserpina, Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts, Romeo und Julie, Ruth, Satyros, Scherz, List und Rache, Schillers Todtenfeier, Selima, Sie kommt nicht! Sokrates, Sposa rapita, Stella, Theaterreden, Thronfolger Pharaos, Torquato Tasso, Tragödie aus der Zeit Karls des Grossen, Triumph der Empfindsamkeit, Tugendspiegel, Ungleichen Hausgenossen, Unglück des Jacobis, Vögel, Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters, Was wir bringen, Die Wette, Ynkle und Jariko. Der I. Anhang umfaßt: Namenlose dramatische Pläne; Motive und Unbestimmtes, der II.: Fortsetzung von und Anteil an dramatischen Dichtungen Anderer. Tabelle I gibt eine sehr aufschlußreiche Übersicht der dramatischen Dichtungen nach den Jahren ihrer Entstehung, der am Rande rechts das Jahr des ersten Druckes hinzugefügt ist, Tabelle II läßt die Verteilung der dramatischen Dichtungen Goethes in den verschiedenen zu Goethes Lebzeiten erschienenen Gesamtausgaben überblicken. Ein sehr eingehendes, nahezu 200 Seiten umfassendes Register erleichtert die Benützung dieser Abteilung.

Mit Band 7 (Ebenda, 1912, XXII u. 640 S., Mk. 20·—) und 8 (Ebenda, 1914, IV u. 668 S., Mk. 20·—) beginnt nach längerer Pause, in der die Fortführung dieses unentbehrlichen Werkes in Frage gestellt war, schließlich aber durch einen namhaften Beitrag aus den Mitteln der Weimarer Goethe-Gesellschaft gesichert worden ist, der Dritte Teil: Die lyrischen Dichtungen. An Stelle der alphabetischen Anordnung nach den Überschriften, die sich bei den epischen und dramatischen Dichtungen als die zweckmäßigste bewährt hat, bei den Gedichten aber nicht durchführbar war, schon aus dem Grunde, weil viele Gedichte überhaupt keine Überschrift haben, tritt hier die rein chronologische Anordnung der gesamten Masse. Schnelles und sicheres Zurechtfinden in ihr ermöglichen, außer den Registern, zahlreiche Verweisungen bei den einzelnen Zeugnissen, die den Benutzer in den Stand setzen, von jeder beliebigen Stelle aus rückwärts oder vorwärts, ohne große Mühe, das Zusammengehörige zu finden. Lieder und Arien aus den Romanen, Dramen, Singspielen und Opern sind in diesem dritten Teil nur dann mit behandelt worden, wenn Goethe sie auch, losgelöst aus dem Organismus der Dichtung, als für sich bestehende lyrische Gebilde betrachtet hat; im übrigen haben sie bereits in Teil I II ihre Behandlung gefunden.

Das vorliegende Werk ist, wie wir schon oft und nachdrücklich hervorgehoben haben, für jeden, der sich in irgend einer Weise wissenschaftlich mit Goethes Werken beschäftigen will, als Nachschlagewerk geradezu unentbehrlich. Aber auch denjenigen, der — einigermaßen mit Goethes Werken vertraut — ohne einen derartigen Zweck darin blättert, wird es gar bald anziehen und zu fortlaufender Lektüre verlocken, denn es ist ja durch die Unmittelbarkeit der Äußerungen die anziehendste und zugleich die authentischeste Darstellung der Entwicklung eines Kunstschaffens, wie wir es mit ähnlicher Sicherheit und Vollständigkeit von den ersten Keimen bis zur letzten Vollendung wohl nirgends sonst in gleicher Weise überblicken können. Trotz seiner scheinbar mechanischen Anordnung ist das Werk, aus einer innigen Durchdringung des Goetheschen Schaffens heraus entstanden, das ureigenste Werk seines Verfassers, ein Werk, das nicht überholt werden und niemals veralten kann. Die Worte aber, mit denen der Verfasser sich im Vorwort zum siebenten Bande gegen die von sehr gewichtiger Stimme ausgesprochene Prophezeiung, daß man seine Arbeit auf das unverschämteste ausbeuten werde, als habe man seine Mühe (und welch eine Mühe!) selber angewandt, zu verwahren sucht, kann ich mir nicht versagen, hierherzusetzen: »Ich muß offen gestehen, daß ich diese Befürchtung im Grunde niemals habe teilen können, und daß mir vor allem jenes Bedauern über die durch das Werk herbeigeführte Erleichterung der Arbeit für andere noch heute vollkommen unverständlich ist. Gerade im Gegenteil möchte ich sagen: Wollte der Himmel, wir hätten oder bekämen noch recht viele derartige Erleichterungs- und Zeitersparungsmittel! Ist denn nicht die Wissenschaft, so gut wie Staat und Gesellschaft, angewiesen auf ein großes gegenseitiges Hilfeleisten? Und für wen arbeitet denn unsereiner? Freilich nicht für die Trägen und Schmarotzer (was schadet es aber schließlich, wenn auch wirklich ein paar Faule mit Hilfe unserer Bücher unverdient und mühelos etwas fabrizieren?), sondern für die ehrlichen, fleißigen Arbeiter, vor allem aber für die wahrhaft großen Geister, deren eigenes Werk durch solche zeitsparende Hilfsmittel wesentlich beschleunigt und gefördert wird.« Diese Worte, zwei Jahre vor Ausbruch des großen Krieges niedergeschrieben, sind in ihrer Art ein echter Ausdruck jenes wahren deutschen Geistes, dem auf den Schlachtfeldern in Frankreich und in Polen der endgiltige Sieg zufallen muß.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien.
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, I., Rothenthurmstraße 25.

CHRONIK

DES

WIENER GOETHE-VEREINS.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

IM AUFTRAGE DES AUSSCHUSSES DES WIENER GOETHE-VEREINS

REDIGIERT VON

DR. RUDOLF PAYER VON THURN.



WIEN 1916.

VERLAG DES WIENER GOETHE-VEREINS.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER, I., ROTHENTHURMSTR. 15



Im Auftrage des Wiener Goethe-Vereins verantwortl. Redakteur: *Dr. Rudolf Payer von Thurn* IV., Prinz Eugenstraße Nr. 56.

CHRONIK
des
WIENER GOETHE-VEREINS.

Die Chronik erscheint sechsmal jährlich im Umfang von je 8 S. und geht den Mitgliedern kostenlos zu.

Mitgliedsbeitrag 4 K = 3·33 Mk. jährlich.

Alle die »Chronik« betreffenden Mitteilungen und Einsendungen sind an den Redakteur Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV/2, Prinz Eugenstraße 56, zu richten.

XXIX. Band. Wien, 21. März 1916 Nr. 1.—6.

INHALT: Das Bild der Frau Rat (mit einer besonderen Beilage). — Kaspar Ritter von Zumbusch †. — Aus dem Wiener Goethe-Verein. — Rechnungsabschluß des Wiener-Goethe-Vereins für die Jahre 1914 und 1915. — Zur Entstehungsgeschichte von Schillers Demetrius von Eduard Castle. — Eine Anklage gegen Goethes Altvater Infimus Werner von Ewald Engelhardt.

Das Bild der Frau Rat.

Die beständig wachsenden Kosten von Druck und Papier, die eine hoffentlich nur vorübergehende Begleiterscheinung des Krieges bilden, sowie der Umstand, daß der Druckkostenbeitrag, den wir seit nunmehr zehn Jahren alljährlich vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht erhalten haben, seit Kriegsausbruch nicht mehr flüssig gemacht worden ist, nötigen uns, dem Beispiele anderer wissenschaftlichen Zeitschriften zu folgen und den Umfang des laufenden Jahrganges der „Chronik" auf die vorliegende stärkere Nummer zu beschränken Einigen Ersatz hoffen wir unseren Mitgliedern durch das wunderschöne Bild der Frau Rat aus Lavaters Sammlung in der k. und k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek zu bieten, das wir dank dem gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht hoch genug zu schätzenden Entgegenkommen des hochverdienten Direktors der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt Hofr. Prof Dr. J. M. Eder in einer außerordentlich gelungenen Reproduktion unserer heutigen Nummer beilegen können. Wir lösen damit das Versprechen ein, das wir auf S. 4 des XXVIII. Bandes der „Chronik" gegeben haben. Demjenigen, was dort von der Entstehung des Bildes gesagt ist, haben wir hier nur noch hinzuzufügen, daß der Stich nach dem Bilde, den Goethe als „scheuslich" bezeichnet, im dritten Bande der sogenannten Oktavausgabe von Johann Caspar Lavaters Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Winterthur. In Verlag Heinrich Steiners und Compagnie 1787 als Tafel CXLVII. dennoch erschienen ist. Er ist auf S. 20 der vorliegenden Nummer in Originalgröße reproduziert. Auf S. 312 versucht Lavaters das Bild mit folgenden Worten zu charakterisieren: „Gutes, mütterliches, regierungsfähiges, originelles Weib — die in sehr vielem seyn kann, was sie will — Der untere Theil hat viel Einfalt, Kindersinn, Adel — Die Stirn ist sanguinisch, das Auge sanguinisch-cholerisch, die Nase und der Mund sanguinisch-phlegmatisch."

Kaspar Ritter v. Zumbusch †.

Der Wiener Goethe-Verein, der in der letzten Nummer der „Chronik" das Ableben zweier vieljähriger, hochverdienter Mitglieder des Ausschusses, der Hofräte Jakob Schipper und Karl König, beklagen mußte, hat inzwischen einen weiteren, sehr empfindlichen Verlust erlitten: am 27. September 1915 starb zu Rimsting in Bayern Kaspar Ritter v. Zumbusch. Er war am 23. November 1830 zu Herzebrock in Westfalen geboren. In seiner frühen Jugend wurde der berühmte Bildhauer Christian Rauch, derselbe, der den überall verbreiteten und allgemein anerkannten plastischen Typus des alten Goethe in lebhaftem persönlichem Gedankenaustausch mit dem Altmeister selbst geschaffen hat, auf sein Talent aufmerksam. 1853 vollendete Zumbusch seine Studien an der Modellierschule des Münchener polytechnischen Institutes und ging hierauf nach Italien. 1873 wurde er Professor der Plastik an der Akademie der bildenden Künste in Wien und trat 1901 nach Vollendung des 70. Lebensjahres vom Lehramte zurück. Gleichzeitig wurde er vom Kaiser als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrates berufen. Die Denkmäler Beethovens, der Kaiserin Maria Theresia und des Erzherzogs Albrecht, sowie die Reiterfigur Kaiser Franz Josef I. an der Fassade des Rathauses vergegenwärtigen uns Wienern das Schaffen dieser durch und durch vornehmen Künstlernatur. Kurz vor seinem Tode arbeitete er noch an einem Denkmal für Rudolf von Habsburg, das ein würdiges Gegenstück zu seinem Maria Theresia-Denkmal werden sollte.

Dem Ausschusse des Wiener Goethe-Vereins gehörte Zumbusch ohne Unterbrechung seit 15. Juni 1897 an. Unschätzbar war uns seine Autorität in allen künstlerischen und technischen Fragen der Denkmalerrichtung, aber auch nach Enthüllung des Denkmals blieb der gefeierte Künstler ein treues Mitglied des Ausschusses, das ungeachtet seines hohen Alters gern an unseren Sitzungen und Vortrags-Abenden teilnahm und die Interessen des Wiener Goethe-Vereins wahrnahm und förderte, wo er nur konnte.

Aus dem Wiener Goethe-Verein.

Auch die Veranstaltung der Goethe-Abende mußte eingeschränkt werden. Lediglich am 21. März 1915 sprach zur Erinnerung an Goethes Todestag unser Ausschuß-Mitglied Universitäts-Professor Dr. R. F. Arnold, der gegenwärtig als Oberleutnant im Militärdienste steht, über Goethes Faust, II. Teil im Bilde. Während der erste Teil zahllose Illustratoren gefunden hat, haben den zweiten Teil bisher nur drei Künstler in fortlaufender Folge mit ihren Schöpfungen begleitet. Der zu seiner Zeit stark überschätzte Dresdner Moritz Retzsch hat viel dazu beitgetragen, die Dichtung in den Ländern angelsächsischer Zunge populär zu machen. Seine dürftigen Umrißzeichnungen, die gern das Häßliche und Groteske betonen, sind jedoch weit davon entfernt, den Gehalt der Dichtung auszuschöpfen. Etwas höher steht der Kaulbach-Schüler Seibertz, der seine Kompositionen mit recht hübschen Blumen- und Blatt-Arabesken umrahmt. Keiner dieser beiden Vorgäuger hat sich jedoch zu jenem Verständnis der Dichtung aufzuschwingen vermocht, das in den Zeichnungen unseres Zeitgenossen Franz Stassen (geb. 1869 zu Hanau) zum Aus-

druck kommt. An der Hand einer langen Reihe von Lichtbildern erläuterte der Vortragende in ungemein fesselnder, lebensvoller Darstellung, wie die verschiedenen Künstler, je nach dem Ausmaß ihres künstlerischen und technischen Könnens und ihres dichterischen Verständnisses den einzelnen Szenen der Dichtung gerecht zu werden suchten.

Im Anschlusse an den Vortrag fand die XXXV. ordentliche Jahres-Vollversammlung unter dem Vorsitze des Obmannes, Geheimen Rates Dr. Gustav Marchet, statt. Sie beschränkte sich diesmal darauf, daß der unten folgende Rechnungsabschluß über die Jahre 1914 und 1915 genehmigt und dem Kassier Dr. Immanuel Brüch auf Antrag der Revisoren Prof. Ignaz Pölzl und Dr. S. N. Rumpler das Absolutorium erteilt wurde.

Neue Mitglieder: Prof. Dr. Max Lederer, IX, Georg Siglgasse 12. Dr. Max Pirker, IV., Prinz Eugenstraße 54.

Rechnungsabschluß des Wiener Goethe-Vereins Vereinsjahr 1914/15.

Einnahmen:	K	h	K	h
Guthaben:				
bei der Postsparkasse	650	52		
Zinsengutschrift bei der Postsparkasse	10	11	660	63
Mitgliedsbeiträge:				
a) bei der Postsparkasse	861	—		
b) beim Kassier	164	50	1025	50
Couponerlöse:				
Giselabahnaktie: 3 à 4 K	30	—		
Theißlos: 4 à 4 K	16	—		
Couponerlöse von 3300 K Nom. (b. d. Postspark. erliegenden Renten)	264	—	310	—
»Chronik«:				
Erlös für »Chronik« von Adolf Hölder			38	40
			2034	53

Ausgaben:	K	h	K	h
Guthaben des Kassiers			148	08
»Chronik«			846	90
Goethe-Abende:			309	58
Museum			187	70
Diverse Auslagen			83	37
Guthaben bei der Postsparkasse			455	24
» beim Kassier			3	66
			2034	53

Bestand an Wertpapieren:

1 Giselabahn-Aktie III. Em. Nr. 36966 Nominale	K 400·—
1 Theißlos Nr. 3449/81 Nominale	» 200·—
4% Mairente samt Coupon Nominale	» 3200·—
4% Novemberrente samt Coupon Nominale	» 100·—
zusammen Wertpapiere Nominale	K 3900·—

Wien, 31. Dezember 1915.

Prof. Ignaz Pölzl, Dr. Siegfried Rumpler
Revisoren.

Dr. Immanuel Brüch
dzt. Kassier.

Zur Entstehungsgeschichte von Schillers »Demetrius«.

Vortrag, gehalten bei der Schillerfeier des Vereines »Die Glocke« am 13. November 1915, von Eduard Castle.

»Bluthochzeit zu Moskau« notierte sich Schiller in einem Verzeichnis zu bearbeitender Stoffe. Wir wissen nicht, wann und durch welchen Gewährsmann ihm »die abenteuerliche Expedition des falschen Demetrius« interessant gemacht wurde. Nur soviel ist jener Aufschreibung zu entnehmen, daß von vornherein die Katastrophe des »tollen Sujets«, »das Mordfest«, Schillers Phantasie beschäftigte.

Die durch Schwager Wolzogen betriebene — und bald darauf auch glücklich zustand gebrachte —, für die Zukunft der Weimarischen Lande so unendlich wichtige Verbindung des Erbprinzen Karl Friedrich mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna mag den Ausschlag gegeben haben, daß Schiller den Tag nach der ersten Theaterprobe zum »Tell«, am 10. März 1804, »sich zum Demetrius entschlossen«.

Schillers Tod brachte die Welt um das vollendete Werk, ließ sie aber dafür — freilich nur zu schwachem Ersatz — Einblick in des Dichters Werkstatt tun. Treuer Familiensinn hat die Hauptmasse der Nachlaßpapiere sorgsam bewahrt und schließlich an einem würdigen und sichern Ort — dem

Goethe- und Schillerarchiv in Weimar — hinterlegt. Es sind drei Hefte: das Szenar mit der Seitenbezifferung 1—114, das Studienheft Seite 115—176, Collectanea Seite 177—208, und dann lose Bogen und Blätter Seite 209—442.

Die Bezifferung erfolgte, wie es scheint, vor der Übergabe der Papiere an Goedeke, den ersten Herausgeber, ganz mechanisch nach der zufälligen Aufeinanderfolge der Blätter.

Weder Karl Goedeke [1]) noch nach ihm Gustav Kettner [2]) ist es gelungen, die Entstehung des »Demetrius« vollkommen aufzuhellen. Eine Dissertation aus Kösters Schule [3]) hat, wie ich glaube, den Ausgangspunkt verfehlt und vermag auch richtig aufgefundene Spuren nicht immer festzuhalten.

Es gilt, einen Faden zu finden, der uns durch die labyrinthischen Gänge dieses Unterbaus von monumentaler Größe führt: ein Versuch ist lockend und lohnend.

I.

Die erste Arbeitsperiode am »Demetrius« währte 18 Wochen, vom 10. März bis 11. Juli (1804), mit einer dreiwöchigen Unterbrechung durch die Reise nach Berlin (26. April bis 21. Mai).

In diese Zeit fällt die Lektüre der Quellenschriften zur russischen Geschichte von Treuer, Müller, Levesque und der »Beschreibung des Königreichs Polen« durch Connor. Aufzeichnungen aus ihnen machen einen Teil der C o l l e c t a n e a aus, deren Entstehen ich im einzelnen hier nicht verfolgen will.

Den höchsten Wert für Schiller bekam Müller, der wieder die Identität des Prätendenten mit dem entlaufenen Mönch Grischka Otrepiew vertrat.

Aufzeichnungen aus Müller stehen an der Spitze des S t u d i e n h e f t e s, das Schiller zunächst aus sechs ineinandergelegten Bogen herstellte. Der Rohstoff, den Schiller dieser Quelle entnimmt, regt sogleich seine Phantasie zu Fragen, Gegensätzen, Erfindung von Motiven an, die er auf dem Papier festhält, während er in dem Buch weiterliest. Schon tauchen einzelne Situationen, einzelne Szenen, einzelne wirksame Bühnenbilder auf (materielles Erkennungszeichen an oder bei Demetrius, Marina und ihre Schwestern, polnischer Reichstag, Kosaken, Heiratskontrakt — aus »König Lear« assoziiert sich später dazu das Motiv der Landkarte —, Dorfszene, Demetrius in Tula, der Fabricator doli, Einzug in Moskau, Axinia, Marfa, Zusammenkunft mit der Mutter, des Demetrius Sturz, die Ankunft der Marina): aber alles noch chaotisch, ohne Zusammenhang, ohne Ordnung. Da Schiller zur Katastrophe des Demetrius gelangt — am Ende der siebenten Seite seiner Notizen (S. 117—123) —, kommt mit einemmal die große Erleuchtung, wie aus diesem Rohmaterial das Kunstwerk hervorgehn könne:

»Die polnische Braut, welche das G l ü c k des Demetrius zuerst gegründet, bringt auch das U n g l ü c k mit sich.

Demetrius wird eine tragische Person, wenn er durch fremde Leidenschaften, wie durch ein Verhängnis, dem G l ü c k und dem U n g l ü c k zugeschleudert wird und bei dieser Gelegenheit die mächtigsten Kräfte der Menschheit entwickelt, auch die menschliche Verderbnis zuletzt erleidet.«

Schiller läßt fünf Seiten zu späteren Nachträgen frei und fährt fort (S. 165):

»Das G l ü c k, welches den einen emporträgt und den andern zugrund richtet.

Dmitri zeigt sich wirklich fürstlich sowohl im U n g l ü c k als im G l ü c k.«

Der Schlüssel für die rätselhafte Persönlichkeit des Prätendenten ist gefunden. Es ist, mit Goethe zu reden, das geniale Aperçu, einmal das Glück die Rolle des »großen gigantischen Schicksals« spielen zu lassen. Darum ist »des Demetrius Glück« das immer wiederholte Stichwort in den Entwürfen wie in den ausgeführten Szenen. Seltsamerweise hat man dies bis jetzt fast ganz übersehen und mit allzu geringer Meinung von Schillers Originalität die Tragik des Stoffes in der Verletzung des Legitimitätsprinzips oder der sittlichen Wahrheitsforderung gesucht.

Der angeschlagene Faden wird nun weiter gesponnen. (S. 166—170:) »Alles beruht auf einer glücklichen Eröffnung der Handlung. 1.) Um das Fremdartige, Seltsame und Abenteuerlich-Unwahrscheinliche des Stoffes objective möglichst zu überwinden und 2.) um die Neigung und das Interesse, subjektiv, dafür in Bewegung zu setzen.« In raschem Fluß folgt die Erfindung der Samborszenen: alle die Hauptmotive, zu denen Schiller immer wieder zurückgekehrt ist, sind schon hier vorhanden, aber im einzelnen noch unbestimmt. (Marinas Bräutigam wird nicht getötet, er reizt Grischka nur, den Degen zu ziehen. Grischka kann etwas Versiegeltes haben. Wenn die ungeheure Entdeckung geschehen, so folgt sogleich etwas, welches zu ihrer Bestätigung dient: ein russischer Großer erscheint. Eine Polin von niedrigem Stande liebt den Demetrius: sie wird gleich darauf Lodoiska genannt.) Ein Zweifel bleibt: von wem die Hauptintrige ausgeht.

---

[1]) Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. 15. Teil. 2. Band. Stuttgart 1876.

[2]) Schillers Dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben. 1. Band. Weimar 1895. Vgl. A. Köster im Az. f. d. A. XXIII (1897), 185—196; A. Leitzmann im Euphorion IV (1897), 508—537. Da die Bezifferungen Kettners zweifellos verfehlt sind, greife ich auf die ursprüngliche Seitenbezifferung des Nachlasses zurück.

[3]) Arthur Hordorff, Die Entstehungsgeschichte des Schillerschen Demetrius«. Ein Versuch zur kritischen Sichtung der Fragmente. Weida i. Th. 1909.

Diese drei Blätter hat Schiller wiederholt durchgelesen und mit zahlreichen Randbemerkungen versehen, die die Erfindung weiterführen.

Der Stoff schwoll zusehends, das Heft mußte durch eine Einlage von neun Bogen (S. 129—164) erweitert werden (geheftet wurden die Bogen vermutlich erst später). Schiller setzte seine Eintragungen jetzt wieder im Anschluß an die erstbeschriebenen Seiten fort.

Er nimmt auf S. 125 Gedanken von S. 165–170 auf, um das Problem, von wem die Hauptintrige ausgeht, weiter zu erwägen. Wieder gestaltet sich sogleich eine Situation: Wann kommt der Fabricator doli selbst zum Vorschein? Und der geborene Dramatiker antwortet: »Womöglich bleibt die Maschine ganz verborgen, bis auf den Moment, wo Demetrius in Moskau will einziehen. Und jetzt enthüllt sich ihm derjenige, welcher gleich von Anfang unerkannt ihm als ein Genius zur Seite gestanden. Kurz vor dieser Eröffnung ist der Glaube an den Demetrius und sein eignes Vertrauen zu sich aufs höchste gestiegen, es ist alles vollendet, man hat ganz vergessen, daß er nicht der Zarowitz sein könnte. Sein a n s c h w e l l e n d e s G l ü c k trägt ihn in hohen Wogen zum Thron.« Damit ist der Wendepunkt der Tragödie und auch schon das Wesentliche der aufsteigenden Handlung gefunden und nach dem Gesetz des Gegensatzes bildet sich gewissermaßen von selbst die absteigende Handlung heraus (S. 127): die Entdeckung »bringt eine schnelle, unglückselige Veränderung im Charakter des Betrogenen hervor. Der Entdecker wird das erste Opfer derselben. Von jetzt an ist Demetrius Tyrann, Betrüger, Schelm. Boris ist durch ein Verbrechen Zar geworden . . . . . Das Schicksal straft ihn durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge, welche aus seinem Verbrechen selbst hervorgeht . . . Der ermordete Demetrius stürzt ihn vom Thron.« Aber »der Betrüger ist in den Händen der Polen, die ihn als ihr Werkzeug gebrauchen.«

[Was den Rest der Seite 127 (»Interessante Figuren sind« — Besetzungsversuche) ausfüllt, ist vermutlich später nachgetragen worden.]

Schiller hatte damit alle Teile seiner Tragödie bereits in der Hand und auch das geistige Band. Auf der frei gebliebenen Seite 126 entwirft er den ersten Grundriß des neuen Werkes (A). Er ist vollständig mit sich im reinen über die Hauptpersonen und die Hauptsituationen, nur ihre Folge ist ihm im einzelnen noch vielfach zweifelhaft. Die Szenenreihe gliedert sich in fünf Akte, die Glückswendung fällt allerdings in den vierten Aufzug: dies ist ein Mangel, denn der Höhe- und Schwerpunkt des Dramas ist dadurch allzu stark dem Ende zugeschoben. Überdies ist die Glückswendung durch den Einzug in Moskau von der Zusammenkunft mit der Mutter getrennt.

Schiller versucht sogleich auf S. 128, da er sich die »theatralischen Motive« (B) klar macht, dem letzten Übelstande abzuhelfen, indem er die Szene des Glückswechsels an die Spitze des vierten Aktes stellt. Aber auch diese Anordnung verbessert das Hauptgebrechen nicht und raubt außerdem noch einen höchst wirksamen Aktschluß.

Überzeugt, daß sich ein Ausweg finden werde, wendet sich Schiller dem »Ersten Akt. Zu Sambor in Galizien« zu. Er notiert auf S. 129 Motive für die Expositionsszenen, vermutlich gleichzeitig auf S. 131 Nebeneinfälle. Der Gedanke: »Es kommen mehrere Umstände zusammen, welche die vorgebliche Geburt des falschen Demetrius außer Zweifel zu setzen scheinen. Der Faden eines Planes« erfordert weitere Überlegung. Schiller läßt sechs Seiten freien Raum und macht sich S. 138 die Geschichte des Demetrius nach dessen eigener Erzählung klar: sie bietet natürlich die fingierte Geschichte — welches ist die wahre Geschichte? (S. 139:) Da muß »befriedigend für den Verstand zweierlei dargetan werden. 1. Wie jemand darauf kommen kann, eine so abenteuerliche, weit aussehende und kühne Betrügerei mit der Person des falschen Demetrius zu unternehmen. 2. Wie dieser Betrug dem Demetrius selbst und allen übrigen, Beweis fodernden, Personen glaublich werden konnte.« Eine Übersicht über die geschichtlichen Daten, auf denen sich die Intrige aufbaut, wird rasch aus dem Gedächtnis auf dem vorhergegangenen Blatt S. 137 entworfen, und nun entwickelt Schiller S. 141—144 mit Verwertung der von dem Prätendenten selbst gemachten, in den Akten überlieferten Angaben die Intrige, die die Annahme zuläßt, daß Demetrius im guten Glauben handelt, daß er das Opfer eines Selbstbetruges ist.

Zurückschauend und zusammenfassend verdeutlicht sich Schiller alle Punkte, die den derart mit Gehalt versetzten Stoff für ein Drama geeignet erscheinen lassen (S. 145—147 »Pro«), vergegenwärtigt er sich in einem bezifferten Schema (C) alle »Auftritte des Demetrius« (S. 140): es sind 25. Genau in die Mitte gestellt wird als Nr. 13 »Erfährt seine Geburt«, wenn es Schiller vorläufig auch noch offen lassen muß, wie durch zwei Situationen (Nr. 20, 21) der vierte Akt erweitert werden könne. Zugleich beschäftigen ihn wieder die Besetzungsmöglichkeiten nach dem Stand des Weimarischen Personals Ende Mai (1804), ein wichtiger Anhaltspunkt für die Chronologie.

Auf Grund von C wurde A (S. 126) neu durchgesehen und auf S. 124 ein Schema mit wesentlich verbesserter Szenenfolge (D) entworfen: die Glückswende tritt unmittelbar vor der Einholung der Zarin Marfa ein, mit der gemeinsam Demetrius seinen

Einzug in Moskau hält. Damit ist auch der großartige Schluß des vierten Aktes wiederhergestellt. Um die Zeit zwischen den Samborszenen und dem polnischen Reichstag aufzuheben, wird daran gedacht, die Marfaszenen als Zwischenhandlung einzuschieben. Lodoiskas Abschied, der polnische Reichstag, der Übergang von Boris' Armee zu Demetrius, der Einzug in Moskau, die Katastrophe im Kreml: das wäre allerdings eine Reihe sich überbietender Wirkungen geworden.

Die Lösung des Hauptproblems, den Schwerpunkt nach der Mitte des Dramas zu verschieben, war aber noch immer nicht geglückt, die Folge der Axinia-Romanow-Handlung und ihre Verbindung mit der Demetrius-Marina-Handlung war immer noch unklar, Schiller konnte sich einen ganzen Bogen mit Fragen vorlegen (S. 148 in der Hälfte gebrochen, »das aufgezogene Uhrwerk geht ohne sein Zutun«), von denen er vorerst nur einige (1—4, 7) beantwortet (S. 132, Parallelfassung S. 133). [S. 134 leer, S. 135/6 ausgeschnitten.]

Neuerdings (also wohl im Juni) wendet er sich der Exposition zu (S. 149 »Erster Akt. Zu Sambor in Galizien«). Er denkt seine früheren Erwägungen (S. 129) wieder durch, entwirft auf S. 129 am Rand ein Szenar für den ganzen ersten Akt (a), das er S. 150. 151 ausgestaltet (b): die Erkennung wird durch das Kleinod herbeigeführt, das Demetrius der Lodoiska und diese der Marina übergibt, erst nach der Erkennung trifft der russische Ausgewanderte in Sambor ein. Sollte in a und b das Verhältnis Grischkas zu Marina ausführlich exponiert werden, so versucht es Schiller nach einem Einfall auf S. 152 auf besonderen Blättern Sk. 241/2 (c), 243/5 (d) Grischka gleich im Streit mit dem Palatinus vorzuführen und die folgende Handlung in ausführlicher Erzählung genau zu motivieren. Noch ist in der geschlossenen Motivenfolge ein Sprung vorhanden: Wie kann Marina an dem Kleinod Demetrius als den Zarowitz erkennen? Ferner in der Erkennungsszene kommt es zu Fragen, welche Grischka ganz schlicht beantwortet (S. 244). Dies führt abermals darauf, S. 159 die »wahre« und die »fingierte Geschichte« gegenüberzustellen. Ein Besetzungsversuch am Rand setzt den Personalstand vom Ende Juni oder Anfang Juli 1804 voraus.

Das Jahr 1804 war zur Hälfte dahin. Schillers ganzer Finanzplan für die Zukunft seiner Familie war jedoch darauf gestellt, daß er jedes Jahr ein neues Stück vollende. Er mußte das Ringen mit dem spröden Demetriusstoff aufgeben und sich einer Aufgabe zuwenden, die leichter zu bewältigen war. Am 12. Julius 1804 vermerkt er in seinem Kalender: »Zur Prinzessin von Cleve [soll heißen: Celle] mich entschlossen.«

II.

Auch dem neuen Plan war kein Gedeihen geschenkt. Schiller erkrankte am 24. Juli, und erst am 11. Oktober konnte er im Kalender vermerken: »Fühlt ich mich wieder besser.« Freund Körner schreibt er an diesem Tag: »Was ich eigentlich zunächst treiben werde, weiß ich selbst noch nicht, weil ich immer noch zwischen zwei Planen unschlüssig schwanke und einen um den andern durchdenke.«

Nach seiner Art hatte Schiller bei diesem Durchdenken die Feder in der Hand, und wir können seine Erwägungen in den Nachlaßpapieren sehr wohl verfolgen.

Um sich in die Welt des Demetrius wieder zu versetzen, geht er noch einmal Müllers Darstellung durch (Studienheft S. 155 bis 158), wendet sich dann gleich der Exposition zu (S. 162, 161) und gestaltet unter dem Eindruck des eben Gelesenen Motive für die Fortsetzung (S. 171, 172 Manifest des Demetrius in einem russischen Dorf, Bewegung in Moskau, Lager des Demetrius, Axinia wird vor Demetrius gebracht, Vertragsszene mit der Landkarte, Ankündigung des polnischen Reichstages, Landbotenwahl, Streitszene mit dem Palatinus): es handelt sich weniger um die Erfindung neuer Einzelheiten als um die Rückerinnerung an bereits Erfundenes.

Nun steht das Ganze wieder klar vor seiner Seele. Im Anschluß an D (S. 124) schematisiert er die »Hauptszenen« (E, S. 163/164), in vier Aufzüge gegliedert, zieht dieses Schema ins Engere (F, Sk. 246) und skelettiert es schließlich auf zehn »Hauptstationen« G, Sk. 213). Des Demetrius Erhöhung, der Sturz des Boris, Glückswende, Untergang des Demetrius bilden den Inhalt der vier Akte. Freilich zeigt sich der zweite dadurch, daß ihm die Marfaszenen zugeschlagen werden, überfüllt, und der dritte ist, trotz der Vereinigung der drei Szenen Glückswende, Zusammenkunft mit der Mutter, Einzug in Moskau, ein wenig zu arm an Handlung, er muß durch die Demetrius-Axinia-Episode angeschwellt werden; im vierten Akt ist die Folge und der Zusammenhang der Romanow-Axinia-Szenen noch immer nicht völlig klar; auch für die Verschiebung des Schwerpunktes der Handlung nach der Mitte des Dramas hat sich kein glücklicher Einfall gefunden: nichtsdestoweniger hat Schiller das Gefühl, bereits auf festerem Boden zu stehn. Ein neues Heft, das S z e n a r, beginnt er (S. 3/4) mit der Aufzählung der (hier sogar auf 8 reduzierten) »Stationen«, der »interessanten Partien«, der Momente, die sich »gegen das Stück« anführen lassen und die »für das Stück« sprechen, woraus auch die Vorteile

des Demetriusstoffes gegen den Warbeckstoff hervorgehn. [Das angeschlossene Verzeichnis von »Szenen aus dem Demetrius« muß später hier nachgetragen worden sein, da es bereits den Einfluß der Schemengruppe H aufweist.]

Die Reste einer ursprünglich vermutlich umfangreicheren Folge von Skizzen, die auf E F beruhen, lehren, daß Schiller wahrscheinlich damals schon die Motive für alle oder wenigstens viele Auftritte festzustellen suchte: erhalten haben sich die Skizzen für die Szene zwischen Marfa und Hiob (Sk. 224 a); Demetrius an der russischen Grenze (Sk. 224 b); Demetrius in Tula, Axinia wird vor ihn gebracht (Sk. 229/230, der untere Teil von S. 230 ist Nachtrag aus späterer Zeit); Demetrius, nachdem er den Betrug erfahren, tötet den Verkünder, Glück- und Charakterwechsel (Sk. 247/248).

III.

Seit der zweiten Oktoberwoche ging es Schiller mit seiner Gesundheit merklich besser, gegen Ende des Monats kam er wieder in Tätigkeit, zu Anfang November war er imstande, binnen vier Tagen (4. bis 8.) »Die Huldigung der Künste« zu erfinden und auszuführen. Das von Wolzogen überbrachte Geschenk der russischen Kaiserin wie die persönlichen Gnadenbezeigungen der jungen Großfürstin konnten Schiller nur in dem Vorsatz bestärken, seine russische Tragödie zu vollenden. Er bestimmte sie für den fünften Band seines »Theaters«, in dem sie etwa den Umfang seines »Wilhelm Tell« (13 Druckbogen) haben sollte (an Cotta, 13. Dezember 1804). Allerdings war seine Gesundheit so hinfällig, daß er jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangen Leiden büßen mußte. Bei den Hoffestlichkeiten aus Anlaß der Vermählung des Erbprinzen zog er sich einen Katarrh zu, der ihm die zweite Hälfte des Novembers verdarb, ihm im Dezember 1804 und im Jänner 1805 nur Nebenarbeiten gestattete (Übersetzung der »Phädra«, 17. Dezember bis 14. Jänner) und erst gegen Ende Februar schwand. Die Verstimmung, in die ihn sein leidender Zustand versetzte, ließ ihn in dieser Zeit die Arbeit am »Demetrius« nur durch Lektüre fördern; so las er nach dem 28. November die »Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyse« des Adam Olearius und notierte sich aus ihr charakteristische Züge in den Collectanea (S. 195/6, 191/2, 181/2, 193/4, 184).

Schiller scheint sich in den guten Stunden des Oktobers und Novembers zunächst wieder den Samborszenen zugewandt zu haben (Sk. 227/8, 233); er erwog, ob eine zweifache Glücksveränderung in dem ersten Akte statthaben dürfe, was der Fall war, wenn der Aufzug mit den Marinaszenen begann, oder ob es besser sei, daß Demetrius gleich anfangs im Unglück erscheine, wenn das Stück mit der Streitszene eröffnet wurde.

Während dieser Erwägungen kam ihm der glückliche Einfall, Romanow könne im Gefängnis »die Erscheinung von der Axinia haben und zum Thron berufen« werden, wenn diesem Auftritt die Szene, in der Axinia getötet wird, unmittelbar vorausgeht und diese der Ankunft der Marina folgt. Damit war mit einem Schlage die Szenenfolge im dritten und vierten Akt geordnet (H, Sk. 234) und der vierte Aufzug so reich an Handlung geworden, daß er geteilt werden konnte: nun lag von selbst der Schwerpunkt des Stückes im dritten Aufzug, und das Konstruktionsproblem war gelöst. In dem kleinen Szenar (I, Sz. 5 bis 10) findet sich dieser Aufriß der Handlung in fünf Akten bereits ausgeführt. Ein Personenverzeichnis, das dem Schema H auf S. 234 angeschlossen ist, fußt auf dem Personalstand des Weimarischen Theaters nach dem 27. Oktober 1804. Die produktive Stimmung, aus der »Die Huldigung der Künste« hervorging, kam dem Dichter also vermutlich auch für »Demetrius« zu Hilfe.

Bald darauf hatte Schiller eine neue gute Eingebung, durch die die Schwierigkeit im ersten Akt behoben wurde. Noch im kleinen Szenar S. 5 (**e**) erscheinen die russischen Flüchtlinge erst nach der Erkennung des Demetrius in Sambor. Auf einem Fragebogen im Studienheft S. 173, der in ein Szenar des ersten Aktes übergeht, findet sich im Gefolge des Woiwoden, der Demetrius im Gefängnis besucht, »auch der ausgewanderte Russe« (f). Ein naheliegender Schluß drängte nun das Motiv auf, daß der Russe oder die Russen schon vor der Erkennungsszene nach Sambor kommen.

Um das neue Motiv einzufügen, ging Schiller den alten Entwurf der Samborszenen S. 149 bis 152 wieder durch, notierte sich S. 153 einige allgemeine Maximen über die Führung der Handlung und des Dialogs und entwarf S. 152 am Rand nach einer in Sk. 233 festgehaltenen neuen Erfindung [1]) ein Szenar für die ersten Szenen, in dem zum ersten Mal die Russen vor der Erkennung ankommen (g). Die Erkennung selbst wird nun nicht mehr durch Marina herbeigeführt, sondern durch die Russen, die das Kleinod bei dem Iwan oder seinem Sohn Dmitri gesehen haben können (**h**, Sk. 255/8).

---

[1]) Die schöne Gunst der Marina macht Grischka verwegen und blind und macht seinen Gegner wütend. Lodoiska, das liebende Mädchen, warnt ihn, will ihn weg und dem Palatinus aus den Augen bringen, aber sein edler Stolz gestattet es nicht. Er fühlt sich erhoben durch den Vorzug, den ihm die Liebe gibt, er will nicht weichen, und so trifft er mit dem wütenden Palatin zusammen.

In einer weiteren Reihe von Skizzen macht sich Schiller den neuen Gang der Handlung des ersten Aufzuges klar, wobei er zunächst, vielleicht der Vereinfachung wegen, nur einen Glückswechsel voraussetzt und es auch unterläßt, das Reichstagsmotiv zu exponieren (i, Sk. 235/8; j, Sk. 231/2 dazu ein Entwurf des Wortlauts der ersten Szene 261, 262); nachdem er die Sicherheit gewonnen hatte, wie die Handlung zu führen war, versuchte er, auch das Reichstagsmotiv einzuflechten (k, Sk. 223/4, dazu ein Entwurf des Wortlauts der Schlußszene in Lottes Handschrift nach Schillers Diktat, also wohl aus kranken Stunden).

Gegen die Eröffnung des Stückes mit der Streitszene erhob sich das dramaturgische Bedenken, Grischka dürfe nicht zuerst auftreten, da er die Hauptperson sei. Schiller griff daher auf jene Entwürfe (a, b) zurück, die in der ersten Szene Marina unter ihren Schwestern vorführen und die Neigung des Demetrius zu Marina exponieren. Dies führte zu neuen Erwägungen über den Charakter der Marina (Sk. 251/4), und dann skizzierte Schiller im Studienheft S. 130 eine neue Exposition (l), die dem vollständigen Szenar des ersten Aktes (m, Sk. 239) zugrunde liegt. Auch wie die Handlung im zweiten Akt (Polnischer Reichstag, das Kloster am Weißen Meer) fortgeführt werden könne, vergegenwärtigte er sich nun (Sk. 277/9).

Die wachsende Ausdehnung des ersten Aktes nötigte ihn, von den einleitenden Marinaszenen wieder abzusehen und bloß einen Glückswechsel vorauszusetzen, zumal wenn er die Ladung zum Reichstag nach Krakau und die Landbotenwahl als lustiges Intermezzo beibehalten wollte (n, Sk. 249, 250, Szenar des zweiten Aufzugs, vermutlich nach Sk. 277/9), aber er dachte auch daran, wenigstens die Ladung zum Reichstag auszuscheiden (o, im Anschluß an k, Sk. 216; so auch in p, Sz. 11 bis 26, das nur den doppelten Glückswechsel wiederherstellt).

Die Ausführung des ersten Aktes bot kaum mehr Schwierigkeiten. Schiller stand neuerlich auf dem Punkt, wo er sich einen Ausblick über das ganze Stück verschaffen mußte. Schon auf Sk. 216 notiert er sich die Szenenfolge bis zum Schluß des dritten Aktes, im Studienheft 154 die Szenenfolge von dem Auftreten der Marfa bis zur Katastrophe: beide Listen entsprechen in den gemeinsamen Teilen einander genau (daher vereinigt zu J). Die Überschriften der einzelnen Szenen nach I und J trug Schiller ins Szenarheft auf dem Kopf der rechten Seiten 11 bis 101 ein (K). Dieses Fachwerk in der nächsten Zeit ganz auszufüllen, blieb bei einzelnen Szenen jedoch bloß Absicht.

Ein Entwurf zu dem Gespräch zwischen dem Woiwoden und den russischen Ankömmlingen (S. 263 bis S. 266, 267/8) und zu der Szene »Demetrius im Gefängnis« (S. 269 bis 272) gehört wohl noch dieser Periode an.

IV.

Am 27. März 1805 schreibt Schiller dem damals schwer kranken Goethe: »Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und denke, nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt antun. Jetzt aber bin ich im Zuge.« Und einen Monat später am 25. April an Körner: »Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten.« Es ist der letzte Brief, der uns von Schillers Hand erhalten blieb.

Schiller meinte am 23. Februar, bevor er den »Demetrius« wieder aufgenommen hatte, vor Ende Sommers keine Hoffnung auf Vollendung machen zu können, »indem gar höllisch viel bei diesem Stück zu tun ist«.

Als er sich Mitte März daran machte, die Reichstagsszenen auszuarbeiten, fiel ihm ein, man könnte die Samborszenen streichen; dieses Verfahren böte mancherlei »Vorteile« (S. 221): »1) Das Stück wird einfacher und kürzer. 2) Personen werden erspart. 3) Eine glänzende Exposition wird gewonnen.«

»Das Stück wird einfacher und kürzer«: in seinem Zustand mußte es ihm in erster Linie darauf ankommen.

Neben einem neu entworfenen Szenar des polnischen Reichstags (Sz. 24) und dem alten Szenar der Fortsetzung im Studienheft 154 stellte er eine Berechnung auf, wieviel gesunde Tage er zur Ausführung seines Stückes brauchen werde: er kam auf 93; da er aber nur deren 10 bis 13 im Monat erhoffen konnte, war auf die Vollendung vor November nicht zu rechnen. Daß ihn die neue Tragödie wohl bis Ende dieses Jahres (1805) beschäftigen wird, ist ihm am 2. April (an Wilhelm v. Humboldt) schon ein ganz vertrauter Gedanke.

Einen Monat später lag er bereits wieder auf dem Krankenbett, das sein Totenbett wurde.

Der polnische Reichstag und die Marfaszenen waren in den wenigen gesunden Tagen ausgeführt worden. Wie diese Riesenleistung zustande kam, will ich hier nicht weiter verfolgen. Mit der ganzen Willenskraft, die ihm eigen war, klammerte sich auch der Kranke noch an die Arbeit, als ob der Tod ihn nicht

Der Plan zur Tragödie.

I. 10. März bis 11. Juli 1804.

A	B	C	D
Studienheft S. 126	Studienheft S. 128	Studienheft S. 140	Studienheft S. 124
Kettner S. 207	Kettner S. 208	Kettner S. 218	Kettner S. 204
	Theatralische Motive	Auftritte des Demetrius.	
In der größten Gefahr entdeckt sich dem Demetrius seine zarische Geburt. Trennung von der liebenden Polin.	Demetrius, als Zar gegrüßt, wie er sich dessen nicht erwartet.	Zwist mit dem Starosten. Verurteilung und Erkennung.	Demetrius verurteilt und als Zarowitz erfunden.
Marina erwählt ihn. Er tötet den Starosten und wird verurteilt.	Er und Marina.	Verlöbnis mit der Marina. Abschied von der Lodoiska.	Verspruch mit der Marina. Abschied von Lodoiska.
Etwas geschieht, was ihm Bahn macht.		Handelt als Zar. Vertrag.	
Polnischer Reichstag.		Szene auf dem polnischen Reichstag.	Marfa im Kloster.
Kosaken tragen sich an. Boris sendet Mörder ꝛc.	Demetrius und die Kosaken.	Mit den Kosaken.	
Demetrius wankt, ob er den Krieg beginnen soll, und entschließt sich. Zarin Marfa als Nonne, sie erfährt das Gerücht, ihr Sohn lebe.			
Antrag, der ihr von Boris wegen gemacht wird. Ihr Betragen.	Boris und Marfa.		Polnischer Reichstag.
	Demetrius und des Boris abgeschickter Mörder.		
Demetrius' Eintritt in Rußland.		Eintritt auf russischem Boden. Harangue an die Truppen.	Demetrius' Eintritt in Rußland. Kosaken tragen sich an. Romanow und Axinia.
Erste Sukzesse und Volksmeinung. Das Glück.	Demetrius' erster Sukzeß.		Szene in einem Dorf. Das Manifest. Glück des Demetrius.
Seine Macht wächst. Ein russischer Großer geht zu ihm über.		Als Sieger. Mörder verfehlen ihn, werden ergriffen.	
Ein Unglück, das er erleidet; es schlägt ihn aber nicht nieder.	Er verbessert ein Unglück.		Demetrius geschlagen.
Die Armee des Boris zweifelt und tut nichts.			Armee des Boris wankt in ihrer Treue.
Soltikow. Boris in Verzweiflung, desertiert vom Glück, tötet sich.	Soltikow geht zu ihm über. Boris tötet sich.		Soltikow geht über. Boris tötet sich.
Die Armee geht zu dem Demetrius über.			Die Armee schwört dem Demetrius.

Er empfängt die zarische Kleidung.	Man bringt ihm die zarische Krone. Seine Popularität und Liebenswürdigkeit.	Erhält die zarischen Insignien.	Auftritt in Moskau. Er empfängt die zarische Kleidung.
Zusammenkunft mit der Axinia. Romanow bleibt dem Boris, seinem Feinde, treu.	Axinia und Demetrius.	Zusammenkunft mit der Axinia.	Axinia und Demetrius.
Demetrius liebt die Axinia, verwünscht die polnische Heirat.	Er verwünscht die polnische Braut.		
Romanow und Axinia. Romanow sieht das künftige Schicksal.			
Demetrius, in der Fülle seines Glücks erfährt, wer er ist.	Er erfährt, daß er Betrüger.	Erfährt seine Geburt.	Er erfährt seine Geburt und tötet den Verkünder. Einholung der Zarin Marfa.
Einzug in Moskau.	Einzug zu Moskau.	Einzug zu Moskau.	Einzug in Moskau.
Die Russen werden beleidigt, und die Gesinnung verändert sich. Demetrius ein Tyrann; argwöhnisch und unglücklich.			
Ankunft der Marfa und Zusammenkunft mit ihm.	Er und seine Mutter.	Kommt mit der Marfa zusammen. Monolog.	Demetrius und die Zarin Marfa.
	Romanow, der edle Jüngling. Der Patriarch Hiob.		
	Demetrius wird ein Tyrann. Lizenz der Polen und Kosaken. Verschwörung wider den Betrüger.	Als Zar und Tyrann.	Demetrius als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück. Brutalität der Kosaken.
Ankunft der Marina und was sie exigiert.	Ankunft der Marina.	Mit Lodoiskas Bruder. Mit der Marina.	Romanow erhält die Orakel. Ankunft der Marina. Demetrius bedrängt.
Gewalttätiges Betragen der Polen und Kosaken.		. . . .	Unzufriedenheit der Russen. Sinistra Omina.
Katastrophe der Axinia.	Betragen gegen die Axinia. Ihr Tod. Sie liebt Romanow. Schmerz des Demetrius und Wut.	. . . .	
Glanz und Elend.	Die Hochzeit, die Trauung, die Krönung. Zweifel an Demetrius.	Beim Hochzeitfest.	Das Vermählungsfest. Brutalität der Polen und Stolz der Mar na.
Die Verschwörung. Demetrius und der Bruder seiner ersten Geliebten.	Die Rebellion.	Erfährt die Rebellion.	Der Ausbruch der Rebellion.
Die Mordnacht. Er wird gefangen. Erklärung der Zarin Marfa. Sein Tod. Marina rettet sich.	Seine Mutter entsagt ihm. Sein Untergang.	Gefangen und unglücklich. Desavouiert von seiner Mutter, getötet.	Demetrius gefangen, desavouiert, getötet.
Schluß.	Schluß.		Schluß.

von ihr wegreißen durfe. Mit ersterbender Hand schreibt er den Monolog der Marfa. In den Fiebernächten phantasiert er meist vom »Demetrius«, aus dem er Szenen rezitiert.

Was er an sittlichem Gehalt in den Stoff hineinlegen wollte, darüber hat er sich gegen Freund Körner in seinem letzten Brief unzweideutig ausgesprochen: »Es kommt alles auf die Art an, wie ich den Stoff nehme, und nicht wie er wirklich ist. Der Stoff ist historisch, und so, wie ich ihn nehme, hat er volle tragische Größe und könnte in gewissem Sinn das Gegenstück zu der ‚Jungfrau von Orleans' heißen, ob er gleich in allen Teilen davon verschieden ist.«

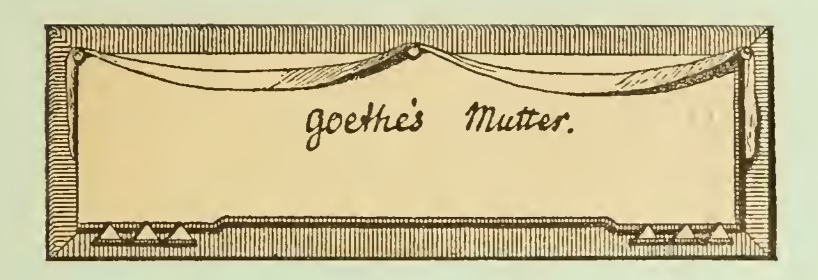
Wer dächte da nicht zunächst an die Ähnlichkeit in dem Aufbau der beiden Dramen! In der aufsteigenden Handlung werden die Helden gleichsam ohne ihr Zutun vom Glück emporgetragen, solange sie sich nämlich mit sich eins fühlen; aber unmittelbar, bevor sie den Gipfel des äußeren Glückes erreichen, bewirkt dort der schwarze Ritter die Verwirrung des Gefühles in der Brust der Jungfrau, hier der Fabricator doli die gänzliche Veränderung in dem Charakter des Prätendenten; im höchsten äußeren Glanz finden wir sie im Innersten zerrissen und elend, weil sie mit sich uneins geworden sind.

Wenn wir näher zusehen, ergibt sich, daß »Die Jungfrau« und »Demetrius« allerdings, wie Schiller sagt, in allen Teilen voneinander verschieden sind. Die Jungfrau folgt keiner anderen als der eigenen inneren Stimme. Schiller hat es durch die vorausgehende Werbungsszene (III, 4) ganz gut psychologisch motiviert, daß in der Jungfrau das Weib erwacht, daß dadurch ein Zwiespalt in ihr Inneres getragen wird, sie ihre Selbstsicherheit verliert und Gedanken in ihr aufsteigen, die sie ihrer Sinnesart gemäß als Versuchungen des Teufels auffassen muß: der Visionärin treten ihre inneren Gesichte objektiviert als himmlische oder höllische Erscheinungen entgegen. Der schwarze Ritter ist nur eine Abspaltung ihres eigenen Ichs, die Jungfrau wird durch sich selbst, durch die Schwäche ihrer menschlichen, weiblichen Natur besiegt, wie sie schließlich wieder durch Überwindung aller weiblichen, menschlichen Schwachheit sich über sich selbst hinaushebt. Immer handelt sie autonom: sie ist in Wahrheit »die Gesendete«, weil sie blind des Meisters Willen — die eigene innere Stimme — ehrt.

Ganz im Gegensatz zu ihr wird Demetrius durch fremde Leidenschaft wie durch ein Verhängnis dem Glück und dem Unglück zugeschleudert«: er ist ein Opfer der Rachsucht des Fabricator doli, ein Opfer der Ehrsucht der Marina. Er handelt im ganzen Verlauf des Stückes heteronom, freilich im aufsteigenden Teil der Tragödie ohne sich dessen bewußt zu sein: daher die gänzliche Wandelung seines Charakters, als ihm das frevelhafte Spiel, das man mit ihm getrieben hat, mit einemmal klar wird, als er erkennt, daß er in Wirklichkeit nicht »der Gesendete« ist, für den er sich hielt und von den anderen genommen wurde. Die Jungfrau, die sich aus sich selbst bestimmt, kann sich nach tiefem Fall bis ins Übermenschliche erheben — Demetrius, immer von anderen bestimmt, muß bei allem Adel seiner Persönlichkeit, der auch dem Untergehenden noch unsere Sympathie erhält, »die menschliche Verderbnis zuletzt erleiden«. Dadurch, daß andere ihn bloß als Mittel und nicht, wie es Rechtsanspruch jedes Menschen ist, zugleich selbst als Zweck behandelt haben, ist in seiner Person die ganze Menschheit verletzt und entheiligt. Es ist dasselbe Problem der praktischen Vernunft, das Schiller bereits im »Wallenstein« in der Gestalt Buttlers vorgeführt hat: aber Demetrius ist Buttler in der ganzen Rundheit einer Hauptperson, eines tragischen Helden, dessen Untergang die tragischen Schicksalsempfindungen — Mitleid und Furcht — auszulösen vermag.

»Die Jungfrau von Orleans« und »Demetrius« stellen also in der Tat polare Gegensätze dar, die aber in der Idee zu einer höheren Einheit verschmelzen und das allgemeine, den Willen verbindende Gesetz in Kants Formulierung anschaulich erkennen lassen: Bestimme dich aus dir selbst!

Zu welcher Höhe künstlerischer Vollendung sich Schiller bei der Ausführung seines Werkes hätte hinaufsteigern können, läßt sich kaum ausdenken. Über die Größe unseres Verlustes hat ein Mann von weitem Blick, Hermann Hüffer, in einer, wie ich glaube, unanfechtbaren Weise geurteilt: »Niemals, soweit unsre Kunde reicht, hat die Entwickelung eines einzelnen Schriftstellers, ja einer ganzen Literatur durch den Tod eine solche Schädigung erlitten. Nur zu oft mußten Helden, Künstler, Dichter in der Fülle hoffnungsreichen Schaffens plötzlich aus dem Leben scheiden. Aber daß ein Mensch von der höchsten Begabung, nachdem er bereits das Außerordentliche erreicht, gerade in dem Augenblick abgerufen wird, in welchem der Schritt, der ihn zu einer noch höheren Stufe führen muß, schon halb getan ist, dafür wüßte ich in der Geschichte aller Zeiten und Völker kein gleiches Beispiel zu finden. Mag man die Größe der Konzeption, den Fluß der Begebenheiten, das Erschütternde des ethischen Konfliktes, die feste, lebensvolle Zeichnung der einzelnen Personen ins Auge fassen, immer, scheint mir, bezeichnet der ‚Demetrius' einen so entschiedenen Fortschritt, daß von diesem Drama, wäre es vollendet worden, eine neue Periode in der Entwickelung des Dichters und der dramatischen Kunst in Deutschland anheben mußte.«


Goethe's Mutter.

goethes Mutter.

Derbe, wagsame Frau voll Frohheit,
Klugheit und Leichtsinns –

21. XII. 1917





II. Juli bis Oktober 1804.

E	F	G
Studienheft S. 163/4	Skizzen S. 246	Skizzen S. 213, vgl. Szenar S. 3/4
Kettner S. 234/5	Kettner S. 88/9	Kettner S. 83, vgl. S. 114/6
Hauptszenen. Demetrius, nachdem er den Palatinus ermordet. Er wird zum Tode verurteilt und sagt seinen Hoffnungen Lebewohl. Seine Person entdeckt sich. Peripetie. Er handelt als Zarowitz und wird so behandelt. Verspruch mit der Marina und Vertrag. Abschied von der Lodoiska. Ihr Selbstgespräch. Polnischer Reichstag. Demetrius auf dem polnischen Reichstag.	Demetrius unerkannt, im Unglück, zum Tod verurteilt. Demetrius erkannt, erhoben. Vertrag mit dem Woiwoden. Plan zur Besitznehmung von Rußland. Der polnische Reichstag. Verhandlungen vor demselben. Demetrius auf dem Reichstag. Polen greifen für ihn zu den Waffen.	Hauptstationen sind: a. Sambor in Galizien 1) unerkannt. 2) erkannt. b. Krakau auf dem Reichstag.
Marfa als Nonne hört von dem wieder auferstandenen Sohn. Marfa und Boris als sein eigener Abgesandter, zuletzt erkannt. Donische Kosaken schlagen sich zu Demetrius. Das Manifest in einem russischen Dorfe. Der Grenzpfeiler. Demetrius tritt in sein Reich. Mordanschlag auf ihn mißlingt. Eine Aktion. Begeisterung des Demetrius. Soltikow Partei für den Demetrius in Boris' Lager. Boris und Axinia. Nachrichten, welche die zunehmende Macht des Demetrius versinnlichen. Boris legt Mönchskleider an und tötet sich. Romanow und Axinia. Bewegung in Moskau. Kaufleute rc. Bojaren. — Bewegung und Entscheidung im Lager.	Marfa als Nonne, erfährt die Wiederauferstehung ihres Sohns. Boris und die Zarin. 2) Das Manifest in einem russischen Dorf. 1) Demetrius tritt auf russischen Boden. Kosaken bieten sich an. 3) Seine Sukzesse. 4) Die Armee des Boris wankt in ihrer Treue. Boris, verlassen vom Glück, tötet sich.	c. An der russischen Grenze. d. Auf russischem Boden. Kampf und wechselndes Kriegsglück. e. Im Besitz eines Platzes als Eroberer.
Demetrius in Tula. Erhält die zarische Kleidung. Alles ist unterworfen. Axinia wird vor ihn gebracht. Er liebt sie. Er erfährt den Betrug und tötet den Verkünder. Zusammenkunft mit der Marfa. Einzug zu Moskau.	Demetrius glückhaft und sieghaft. Unterwerfung der Provinzen. Er erhält die zarische Kleidung und ist nun Herr von Rußland. Axinia wird vor ihn geführt. Er wird von Liebe für sie entzündet. Ankunft seiner Mutter. Er erfährt seine Geburt und tötet den Verkünder. Zusammenkunft mit der Zarin. Einzug in Moskau.	f. Vordringend bis Tula, wo er schon als Herr handelt. g. Vor Moskau, wo sich sein Schicksal wendet. h. Einzug in Moskau.
Monolog des Demetrius. Demetrius und Marfa. Romanow blickt in die Zukunft. Ankunft der Polen. Ausgelassenheit der Ausländer, die Demetrius nicht koerzieren kann. Demetrius verliert die Gunst des Volks und verändert seinen Charakter. Tod der Axinia. Schmerz des Demetrius. Ankunft der Marina. Demetrius Bruder der Lodoiska. Das Fest. Die Rebellion. Romanow ein Hauptanführer. Demetrius gefangen. Marfa verleugnet ihn. Er wird getötet. Schluß.	Romanows Vision. Demetrius ein Tyrann und unglücklich. Ankunft der Marina und ihrer Polen. Lodoiskas Bruder. Vermählung und Krönung. Tod der Axinia — Schmerz des Demetrius. Die Verschwörung und das Mordfest. Fall des Demetrius.	i. Im Kremel selbst und im Vollbesitz der Herrschaft, wo er auch seinen k. Untergang findet.

H	I
Skizzen S. 234	Kleines Szenar S. 5 bis 10 im Auszug
Kettner S. 91/2	Kettner S. 116 bis 121
Grischka ermordet den Palatinus und gibt sich verloren.	Demetrius unerkannt auf dem Schloß zu Sambor, hat das Unglück, den Palatinus zu ermorden, soll hingerichtet werden,
Grischka entdeckt seine Geburt.	wird für den Sohn des Iwan Basilides erkannt. Russische Flüchtlinge exponieren den Zustand in Rußland. Marina betreibt die Invasion bei dem Woiwoden.
Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina.	Vertrag mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina.
Abschied von Lodoiska.	Reichstag nach Krakau angesagt. Abschied von der Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.
Der polnische Reichstag.	Der Reichstag zu Krakau Demetrius sollizitiert auf demselben um polnische Hilfe.
Marfa im Kloster.	Marfa erfährt die Wiederauferstehung ihres Sohns. Marfa und Hiob.
Demetrius an der Grenze seines Reichs.	Demetrius an der russischen Grenze. Manifest, in einem russischen Dorfe vorgelesen. Des Boris Lager. Soltikow.
Demetrius fechtend.	Demetrius greift die Feinde an. Sein begeisterter Heroismus.
	Boris in Moskau. Die Nachrichten.
Boris nimmt Gift.	Boris verzweifelt an seinem Glück, nimmt Gift.
Romanow und Axinia.	Romanow und Axinia.
Demetrius zu Tula, empfängt die Huldigung der Städte.	Demetrius in Tula.
Demetrius erfährt den Betrug und tötet den Verkünder.	Demetrius erfährt den Betrug, stößt den Verkündiger nieder.
	Revolution in Moskau.
Zarin Marfa und Demetrius.	Zarin Marfa und Demetrius.
Demetrius und die moskowitischen Abgesandten.	Demetrius und Moskaus Abgesandte.
Axinia gefangen genommen.	Feodor und Axinia werden aus dem Palast gerissen.
Einzug des Betrügers in Moskau.	Einzug des Trugners in Moskau.
Demetrius sieht die Axinia und liebt sie.	Axinia kommt mit Demetrius zusammen.
. . . .	Demetrius im Kremel. Liebt die Axinia.
Unzufriedenheit der Russen. Zusky und Romanow.	Unzufriedenheit der Russen. Zusky. Romanow.
Ankunft der Marina.	Ankunft der Marina.
Axinia getötet.	Axinia auf der Marina Geheiß getötet.
	Trauung des Demetrius, Insolenz der Polen, Verschwörung der Bojaren.
Romanow hat eine Erscheinung.	Romanow im Gefängnis hat die Erscheinung der Axinia.
Demetrius und Marina nach der Vermählung.	Demetrius und Marina nach der Vermählung.
Demetrius und Lodoiskas Bruder.	Demetrius mit dem Bruder der Lodoiska.
Ausbruch der Verschwörung.	Ausbruch der Verschwörung. Lodoiskas Bruder opfert sich auf
Demetrius und Marfa.	Demetrius und Marfa.
	Vorige. Die Verschworenen.
Demetrius wird getötet.	Demetrius wird erstochen.
Schluß.	Marina entzieht sich verschlagen dem Tode, Zusky sucht die Wahl auf sich zu lenken, man will erst das Volk versammeln.

ber 1804.

J	K
Skizzen S. 216; Studienheft S. 154	Großes Szenar S. 11 bis 101
Kettner S. 85; S. 227	Kettner S. 121 bis 167
	Demetrius unerkannt zu Sambor.
Demetrius hat den Palatinus getötet.	
Er und Lodoiska.	
Woiwod. Die Russen.	Russische Ankömmlinge. Exposition des moskowitischen Wesens.
Vorige. Marina.	Das Kleinod.
Demetrius im Kerker. Erkennungsszene.	Demetrius wird erkannt im Gefängnis.
Szene des Hausgesindes.	Intermezzo. Eine Trinkstube.
Vertrag.	Vertrag mit dem Woiwoden. Verspruch mit der Marina.
	Marina mit ihrem Vater.
Lodoiska. Demetrius. — Lodoiska allein.	Abschied von der Lodoiska.
Reichstag.	Polnischer Reichstag.
Demetrius nach dem Reichstag.	Demetrius auf dem Reichstag.
Marfa. Olga. — Nonnen. Bote.	Marfa im Kloster.
Marfa. Archimandrit.	Marfa und der Archimandrit.
Demetrius.	Demetrius an der russischen Grenze.
Manifest im Dorf.	Manifest in dem Dorfe vorgelesen.
Lager.	Lager der Borisovischen Armee.
Aktionen.	Demetrius geschlagen.
	Glück und Sieg des Demetrius.
Boris. Die Boten.	Boris in Moskau.
Boris stirbt.	Boris stirbt.
Axinia. Romanow.	Romanow und Axinia.
Demetrius in Tula.	Demetrius in Tula.
Demetrius. Otrepiew. — Monolog.	Demetrius erfährt seine Geburt.
Marfa — Demetrius.	Marfa kommt mit Demetrius zusammen.
Demetrius. Die Abgesandten.	
Auftritt in Moskau.	
Einzug.	Einzug in Moskau.
Demetrius sieht die Axinia.	
Demetrius liebt die Axinia ohne Hoffnung. Ankunft der Unzufriedene Russen. Marina ängstigt ihn.	Demetrius als Zar im Kremel.
	Unzufriedenheit der Russen und Verschwörung. Zusky.
Marina angekommen.	Ankunft der Marina.
Romanow verhüllt.	Romanow.
Axinia wird getötet.	Axinia getötet.
Romanow hat die Erscheinung.	Romanow hat eine Erscheinung.
Vermählung. Demetrius und Marina.	Demetrius und Marina nach der Vermählung und Krönung.
Demetrius — Kasimir.	Demetrius und Kasimir.
Rebellion. Kasimir getötet.	Rebellion. Kasimir opfert sich auf.
Marfa. Demetrius.	Marfa und Demetrius.
Vorige. Die Verschwornen.	Demetrius. Die Rebellen.
Demetrius getötet.	Demetrius wird getötet.
	Marina rettet sich.
	Schluß des Stücks. [Zusky will Zar werden, Monolog des zweiten Demetrius.]

Entwürfe zu den

I. Ankunft der Russen

a	b	c
Studienheft S. 129 am Rande	Studienheft S. 150 151 im Auszug	Skizzen S. 241 2 im Auszug
Kettner S. 210	Kettner S. 223/4	Kettner S. 103,5
Marina unter ihren Schwestern. Demetrius erhebt seine Neigung zu ihr.	Marina und ihre zwei Schwestern.	
Streit mit dem Starosten.		Grischka im Streit mit dem Palatinus tötet diesen. Hausgesinde.
Demetrius will nicht fliehen.	[Lodoiskas schmerzlicher Anteil]	Die drei Töchter des Woiwoden. Der Woiwod befiehlt, Grischka einzukerkern. Marina spricht für ihn, ihre Schwestern tadeln sie deshalb. Der Woiwod beschließt, Gericht zu halten.
	Grischka legt sein Kleinod in Lodoiskas Hände.	
	Von ihr kommt es in die Hand der Marina.	
Er wird verurteilt.	Grischka im Gefängnis ohne Hoffnung.	
Seine Erkennung als Zarowitz.	Woiwod, Marina: Erkennung.	
	Marina fordert ihn auf, sein Thronrecht geltend zu machen.	
Der russische Flüchtling.	[Der ausgewanderte Russe.]	
Die Polen tragen sich ihm an.	Polen wollen den Degen für ihn ziehen.	
	Ein polnischer Reichstag wird ausgeschrieben, die Landboten werden gewählt.	
Marina verspricht sich ihm.	Heiratskontrakt der Marina mit Demetrius. Landkarte.	
Vertrag. Abschied von Lodoiska.	Lodoiskas Abschied von ihm. Sie führt ihm ihren Bruder zu. [Monolog.] Wenn er fort ist.	

Samborszenen.

nach der Erkennung.

d	e = I	f
Skizzen S. 243/5 im Auszug	Kleines Szenar S. 5	Studienheft S. 173
Kettner S. 85/8	Kettner S. 116/7	Kettner S. 242
	Demetrius, noch unerkannt auf dem Schloß zu Sambor, erhebt die Augen zu der Marina, wird geliebt von der Lodoiska.	
Grischka im Streit mit dem Palatinus tötet diesen. Offizianten — Lodoiska.	Hat das Unglück, den Palatinus zu ermorden,	Streit mit dem Palatinus, der getötet wird. Demetrius. Das Hofgesinde.
Der Woiwode läßt Grischka in Verwahrung bringen.		Der Woiwode läßt ihn in Kerker führen. [Marina und ihre Schwestern. Lodoiska.] Demetrius gibt der Lodoiska das Kleinod und geht ab. Lodoiska bringt das Kleinod der Marina: Entdeckung.
	soll hingerichtet werden.	
Grischka im Gefängnis glaubt, seine Rolle ausgespielt zu haben. Lodoiska ist bei ihm.		Demetrius im Gefängnis, glaubt seine Rolle ausgespielt zu haben.
Die Vorigen, Woiwod, die Fräuleins: Erkennung.	Und wird für den Sohn des Iwan Basilides erkannt.	Woiwode besucht ihn, mit Gefolge. Auch der ausgewanderte Russe. Demetrius wird als Zarowitz erkannt. Seine Neigung zur Marina wird laut.
Marina fordert ihn auf, sein Erbreich sich zu vindizieren.		
Der Reichstag zu Krakau wird angekündigt.		
Ein flüchtiger Russe oder mehrere huldigen ihm.	Erscheinung russischer Flüchtlinge — Exposition des Zustandes in Rußland.	
Zudrang der subalternen Personen.	Marina betreibt die Invasion bei dem Woiwoden.	Eindruck auf das Hausgesinde. Große Bewegung. Zudrang. Der polnische Reichstag angesagt.
	Vertrag des Zarowitz mit dem Woiwoden und Verspruch mit der Marina (die Landkarte). Reichstag nach Krakau angesagt.	Demetrius als Zarowitz behandelt und handelnd. Verspruch mit der Marina und Vertrag. Landkarte.
Lodoiska mit ihrer Liebe.	Abschied von der Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.	Lodoiska nimmt Abschied von ihm und bringt ihm ihren Bruder.

II. Ankunft der Russen

g	h	i
Studienheft S. 152 am Rand nach Skizze S. 233	Skizzen S. 255 bis 258 im Auszug	Skizzen S. 235 bis 238 im Auszug
Kettner S. 225 nach S. 91	Kettner S. 92 bis 95	Kettner S. 109 bis 111
Palatinus. Der Koch. Die Schwestern. Grischka. Grischka. Lodoiska.		
Grischka. Palatinus.		Palatinus fällt tödlich verwundet, Demetrius steht mit Entsetzen da.
Hofgesinde. Grischka.		Hofgesind.
Woiwode zu den Vorigen.		Der Woiwode befiehlt, den Demetrius ins Gefängnis zu führen.
		Marina, ihre Schwestern.
	Grischka gibt der Lodoiska das Kleinod.	Lodoiska. Demetrius vertraut ihr sein Kleinod, geht ab.
Woiwode. Die Russen.	Woiwode. Russische Flüchtlinge.	Woiwode. Russische Flüchtlinge. Aktueller Zustand in Rußland.
	Marina (mit oder statt Lodoiska) bringt das Kleinod.	Marina bringt das Kleinod.
	Lodoiska dringt in Marina, den Erfolg mit dem Kleinod zu erfahren.	Marina. Lodoiska.
	Grischka im Gefängnis.	Demetrius im Gefängnis. Szene mit dem Kastellan.
	Der Woiwod, die Russen, Marina, Lodoiska: Demetrius wird als Zarowitz erkannt, sein erstes Gefühl ist für Marina, diese erinnert ihn an die Behauptung seiner Geburtsrechte.	Woiwode, Russen, Marina, Lodoiska: Demetrius wird als Zarowitz erkannt, erklärt seine Liebe gegen Marina. Marina dringt auf das Reelle.
		Unterredung der Polen. Der Glückstopf des Krieges.
		Demetrius als Fürst gekleidet, Zudrang der Polen zu ihm.
		Vertrag mit dem Woiwoden. Karte.
	Marina, die Schwestern. Neid der Schwestern.	Verlöbnis mit der Marina. Neid der Schwestern.
		Abschied der Lodoiska.
		Sie führt ihm ihren Bruder zu.
		Ihr Monolog, wenn er abgegangen und wenn die Hörner ertönen.

vor der Erkennung.

j Skizzen S. 231 2 im Auszug Kettner S. 95 6	k Skizzen S. 223 4 im Auszug Kettner S. 97
Grischka steht mit kaltem Entsetzen vor dem Leichnam des Palatinus.	
Hofgesinde.	
Woiwode mit Töchtern befiehlt, den Grischka ins Gefängnis zu führen.	
Grischka vertraut Lodoiska das Kleinod und geht ab.	
Der Woiwode und die russischen Fremdlinge.	
Marina bringt das Kleinod.	
Lodoiska und Marina.	
Demetrius im Gefängnis, den Tod erwartend.	
Der Woiwode mit Gefolge befragt ihn. Die Erkennung des Demetrius als Zarowitz.	
	Der Woiwode erscheint wieder, ein Reichstag ist berufen, auf dem der Zarowitz erscheinen soll.
Freude der Polen. Die Glückslotterie.	
Grischka tritt auf als Zarowitz.	
	Zudrang zu dem Demetrius.
Marina beredet ihren Vater zur Einsetzung des Zarowitz.	
	Szene der polnischen Edeln. Vorbereitung zum Reichstag, zur Wahl der Landboten. (Unterhaltendes Intermezzo.)
Der Vertrag mit dem Woiwoden und	Vertrag mit dem Woiwoden und
Verspruch mit der Marina. Die Landkarte von Rußland.	Verspruch mit der Marina. Landkarte.
Grischka und Lodoiska.	
Sie führt ihm ihren Bruder zu und nimmt einen rührenden Abschied von ihm.	Lodoiska bittet Demetrius, ihren Bruder mitzunehmen,
	gibt dem Bruder Instruktionen.
Ihr Monolog, wenn er weg ist und wenn man den Marsch blasen hört.	Monolog der Lodoiska, wenn der Zarowitz hinwegzieht.

III. Letzte

l	m	n
Skizzen S. 251 bis 254 Studienheft S. 130 im Auszug	Skizzen S. 239	Skizzen S. 249/50
Kettner S. 106 bis 109 und S. 211/2	Kettner S. 105/6	Kettner S. 103
Marina und ihre Schwestern.	Marina mit ihren Schwestern.	
Grischka rechtfertigt sich gegen die Vorwürfe, die ihm gemacht werden.	Demetrius zu ihnen.	
Marina, von den Schwestern getadelt, spricht ihre Gesinnung aus.	Marina erklärt sich mit ihren Schwestern.	
Lodoiska kommt angstvoll und spricht davon, daß der Palatinus und Grischka die Degen gezogen.	Lodoiska angstvoll meldet den Streit zwischen Demetrius und dem Palatinus.	
Palatinus verfolgend, Grischka sich verteidigend, Palatinus fällt tödlich verwundet.	Demetrius ersticht den Palatinus.	Demetrius tötet den Palatinus.
Das Hausgesinde des Woiwoden umsteht ihn.	Hofgesinde des Woiwoden. Marina und Lodoiska.	Auflauf des Hausgesindes. Marina. Lodoiska.
Woiwode mit seinen Töchtern. Grischka wird abgeführt.		
	Demetrius. Lodoiska. Er gibt ihr das Kleinod.	Demetrius, in den Kerker gehend, gibt der Lodoiska sein Kleinod.
	Woiwode. Die russischen Flüchtlinge eben ankommend.	Woiwode mit zwei russischen Flüchtlingen.
	Marina zu den Vorigen mit dem Kleinod.	Marina zu ihnen bringt das Kleinod.
	Lodoiska. Marina. Rasche kurze Szene.	Lodoiska zu der wegeilenden Marina.
	Demetrius im Gefängnis gibt sich auf.	Demetrius im Gefängnis.
	Woiwode mit den Russen zu ihm. Marina.	Zu ihm der Woiwode mit den Russen, der Marina und Lodoiska.
	Er wird als Demetrius Iwanowicz erkennt.	Er wird für den Zarowitz erkannt.
	Bote meldet den Reichstag zu Krakau, der eben gelegen kommt.	Bote ladet zum Reichstag nach Krakau.
	Wahl der Landboten. Lustiges Intermezzo.	Landbotenwahl als lustiges Intermezzo
	Hofgesinde, über das Ereignis sich unterhaltend.	
	Demetrius mit dem Woiwoden und der Marina. Die Landkarte. Das Versprechen.	Demetrius macht mit dem Woiwoden seinen Vertrag und verspricht sich mit der Marina.
	Demetrius. Das Hofgesinde und Edelleute, die sich antragen.	Polnische Edelleute, die sich dem Demetrius antragen.
	Demetrius und Lodoiska, die ihm ihren Bruder zuführt.	Lodoiska nimmt von Demetrius Abschied und führt ihm ihren Bruder zu.
	Lodoiska allein.	Lodoiska allein, während Demetrius abreist.

Gestaltungen.

o = J	p = K
Skizzen S. 216	Großes Szenar S. 11 bis 26
Kettner S. 85	Kettner S. 121 bis 134
	Demetrius, unerkannt zu Sambor.
Demetrius hat den Palatinus getötet.	[Tötet den Palatinus.]
Er und Lodoiska.	[Er und Lodoiska.]
Woiwod. Die Russen.	Russische Ankömmlinge. Exposition des moskowitischen Wesens.
Vorige. Marina.	Das Kleinod. [Lodoiska. Marina.]
Demetrius im Kerker.	Demetrius im Gefängnis
Erkennungsszene.	wird erkannt.
Szene des Hausgesindes.	Intermezzo. Eine Trinkstube.
Vertrag.	Vertrag mit dem Woiwoden. Verspruch mit der Marina.
	Marina mit ihrem Vater.
Lodoiska. Demetrius.	Abschied von der Lodoiska.
Lodoiska allein.	[Lodoiska allein.]

Eine Anklage gegen Goethes Altvater „Infimus“ Werner und eine Unterschrift des Urgroßvaters Göthe.

Von E. L. Engelhardt, Schriftwart der Aratora, Artern.

Gegenüber dem da und dort noch auftauchenden Irtum, der größte deutsche Dichter sei »ein Franke« gewesen, muß immer wieder, auch mit Einzelheiten, darauf hingewiesen werden, daß sein Großvater Friedrich Georg Göthe und dessen Ahnen echte Nordthüringer waren, daß nachweislich rund um den Kyffhäuser seit dem Mittelalter Hunderte von Göthes gehaust haben und noch viele Göthes hier leben. In Artern, wo von der breiten Familie allein fünf Zweige, deren einer nach Österreich ging, wohnten, befinden sich noch manche mündliche und schriftliche Göthe-Überlieferungen.[1]) So fanden Gustav Poppe und ich allein im Arterner Ratsarchiv unter anderm von Goethes Urgroßvater Hans Christian Göthe drei eigenhändige Unterschriften, von denen die in Sectio 7, Kapitel 1, recht flüchtig ist, während die in Sectio 5 der im folgenden abgebildeten sehr ähnelt, nur den s-artigen Schlußschnörkel des Wortes Christian nicht enthält. Das Schriftstück, dem die folgende Unterschrift entnommen ist, fesselt außerdem noch dadurch, daß es gegen einen andern Ahn des Dichters eine Anklage enthält.

1671 wurde der verstorbene Johann Werner, welcher Musikant und »etliche 40 Jahr« hindurch unterster (lat. infimus) Arterner Volksschullehrer gewesen war, beschuldigt, er habe »überseine gewöhnliche ordinar besoldung bey der Kirchen [Mariae Virginis] Etliche Weing[roschen] mehr aufgehoben, alß ihme gebühret«. Und die beiden Vormunde der nachgelassenen Kinder Werners, Hanß Michel Sindermann und Hans Christian Göthe, der Schwiegersohn des weiland Infimi, sollten die angeblich entwendeten Weingroschen, Gelder zur Beschaffung des Abendmahlsweines, ersetzen. Beide, Sindermann und Göthe, baten jedoch die gräflichen Kommissare, das Verfahren niederzuschlagen, wüßten doch weder sie noch die Waisen etwas von solchen Geldern, und insbesondre schwebten »die Armen Vater- und Mutterlosen nackenden Weisen« »in höchster Armut«, ja, könnten »kaum notdürftig bekleidet und zur Schuel Gehalten werden«. Der barmherzige Gott als ein reicher Vergelter alles Guten würde es in andere Wege reichlich ersetzen. Tatsächlich scheint das Verfahren eingestellt worden zu sein.

Frau Rat

aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten, 8°-Ausgabe, Tafel CXLVII.

Vorstehende Unterschrift zeigt, daß dieser Urgroßvater des Dichters nicht nur den Schmiedehammer, sondern auch den Gänsekiel zu führen verstand.

[1]) In meinem noch unvollendeten »Stammbuch der Arterner Bürgergeschlechter Poppe, Göthe, Braune, Engelhardt, Stecher« werde ich manches schon Bekannte, aber auch eigene, noch unveröffentlichte Entdeckungen ausführlich darbieten. Vgl. auch mein Arterner Heimatbuch (Stadtchronik), Verlag d. Stadtverwaltung Artern, 1913, S. 139, 140, 146, 192, 196, 197, 203, 212.

Verlag des Wiener Goethe-Vereins. — Druck von Josef Roller & Co. (unter verantw. Leitung von Josef Vogl) in Wien
In Kommission bei Alfred Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler I., Rothenthurmstraße 25.







